B67-5111

Militärische Klassiker

des In- und Auslandes.

Mit Einleitungen und Erläuterungen

von

W. v. Scherff,
Oberst und Kommandeur 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 29,

v. Boguslawski,
Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur im 1. Westpreuss. Grenadier-Regiment Nr. 6,

v. Taysen,
Major im Grofsen Generalstabe,

Frh. v. d. Goltz,
Major im Grofsen Generalstabe,

und Anderen,

herausgegeben

von

G. v. Marées,
Major im Neben-Etat des Grofsen Generalstabes.

Zweites Heft:

Carl von Clausewitz:

„die Lehre vom Kriege" I.

erläutert und mit Anmerkungen versehen

durch

W. v. Scherff,
Oberst und Regiments-Kommandeur.

Berlin 1880.

F. Schneider & Co.

(Goldschmidt & Wilhelmi)

Königliche Hofbuchhandlung.

Es wird um Beachtung der übrigen Seiten des Umschlages gebeten.

PROSPECT.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erscheinen:

Militärische Klassiker

des In- und Auslandes.

Mit Einleitungen und Erläuterungen

von

W. v. Scherff,
Oberst und Kommandeur 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 29,

v. Boguslawski,
Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur im 1. Westpreuss. Gren.-Reg. Nr. 6,

v. Taysen,
Major im Grofsen Generalstabe,

Frh. v. d. Goltz,
Major im Grofsen Generalstabe,

und Anderen,

herausgegeben

von

G. v. Marées,
Major im Neben-Etat des Grofsen Generalstabes.

Veranlasst durch vielfache, namentlich aus den Reihen der Armee an sie gelangte Wünsche, hat sich die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung entschlossen, die bedeutendsten Werke der Militär-Litteratur den betheiligten Kreisen **durch eine neue wohlfeile Ausgabe** zugänglicher zu machen.

Vorläufig von Schriften rein kriegsgeschichtlichen Inhalts noch absehend, bietet sie **die kriegstheoretischen Werke des In- und Auslandes,** so weit diese durch ihre Originalität und Bedeutung einen unvergänglichen Werth haben.

Zur Veröffentlichung ausersehen sind Schriften von

Friedrich d. Grofsen, Scharnhorst, Clausewitz, Napoléon I., Jomini u. A.,

wobei diejenigen, die nicht in deutscher Sprache abgefasst sind, **in Uebersetzungen** gegeben werden.

Die ausgewählten Schriften sind durch Offiziere, welche in der Militär-Litteratur eine hervorragende Stellung einnehmen, dem

Zur Einführung.

Carl von Clausewitz' hinterlassene acht Bücher „Vom Kriege“ sind die Frucht einer zwölfjährigen Arbeit!

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, dafs in diesem langen Zeitraume wohl nur wenig Wochen dahingegangen sein mögen, in welchen der unermüdlich strebsame und mit Vorliebe gerade an diesen Untersuchungen hängende Autor nicht mindestens die geistige Hand an sein Werk gelegt hätte.

Trotzdem sind die drei Bände vom Kriege ein Torso geblieben, eine „unförmliche Gedankenmasse“, eine „Sammlung von Werkstücken“, wie der General sie selbst bezeichnet, der nur allein das erste Kapitel des ersten Buches als „vollendet“ gelten lassen will.

Zwei Ursachen drängen sich auf dafür, dafs dem so ist; dafür, ist man versucht zu sagen, dafs dem so sein und bleiben mufste, so gewesen sein würde, auch wenn dem Autor aber- und abermals zwölf Jahre zur Fortsetzung seines Werkes vergönnt gewesen wären.

Er selbst spricht gelegentlich der Entstehungsgeschichte des Buches von seiner „Natur“, welche ihn stets zum Entwickeln und Systematisiren getrieben habe und endlich völlig mit ihm „durchgegangen“ sei.

Eine solche Natur, ausgerüstet mit der Schärfe des geistigen Blickes und der Unerbittlichkeit der Logik eines Clausewitz ist nicht gemacht, ein Werk, wie das unternommene, zu einem „Abschlusse“ zu bringen. Nie und nimmer würde gerade dieser Geist „sich selbst genügt haben“, immer und immer wieder würde sein durch die Weiterarbeit neu geschärftes Auge neue Seiten an seinem Thema entdeckt, sein unermüdlicher Schaffensdrang neue Bausteine, neue Kapitel zum Werk herangetragen, alte zu immer lichterer Klarheit herausgearbeitet haben.

Ergeht es doch im Grunde einem Jeden so, welcher dieses unendliche Arbeitsfeld betritt, dessen Dimensionen mit dem Vorschreiten nur zu wachsen scheinen: am letzten aber wäre eine Clausewitz-Natur dazu angethan gewesen, selbstbefriedigt an einer Stelle Halt zu machen oder auch nur selbstbewufst sich eine bestimmte Grenze zu setzen, ehe sie das ganze Gebiet vom Kriege erforscht und erschlossen zu haben, geglaubt hätte.

*

Damit aber ist der zweite Grund berührt, warum das Werk vom Kriege ist, wie es ist; warum der Bau eine offene Säulenhalle geblieben wäre, auch wenn es dem Baumeister vergönnt gewesen sein würde, unsere Tage zu erleben.

Vor der Unerschöpflichkeit des Stoffes hätte auch dieser bedeutendste Forscher nicht nur unserer, sondern schlechthin bis heute aller Kriegsliteratur sich beugen müssen, denn es ist dem Menschen nicht gegeben, ewig zu leben, ewig zu wirken: der Krieg aber, wie dieser Geist ihn erfassen wollte, ist ewig wie die Natur, ewig wie die Geschichte!

Der General hat diese Allgewalt des Stoffes empfunden, wenn er in der Fülle schaffender Kraft von seinem frühen Tode spricht, der ihn vor der Vollendung seiner Arbeit abberufen könne!

So liegt denn dieses Werk vor uns als eine Reihe von Säulenblöcken, die uns zunächst nur die Fluchtlinie der stolzen Halle erkennen lassen, welche sein Geist den Epigonen zu bauen gedachte.

Verschieden nach Geschmack, Neigung, Zeit und vielleicht auch Laune sind diese Blöcke von der Hand des Meisters mehr oder weniger ihrem Zwecke vorgearbeitet. Da und dort steht schon die eine oder andere Säule in majestätischer Gröfse fertig aufgerichtet, nur um es doppelt und dreifach beklagen zu lassen, dafs der unerbittliche Tod uns ihre Zahl so eng begrenzt hat. An anderen sind kaum die ersten Lineamente erkennbar und der Beschauer steht sinnend davor, was der Künstler wohl aus ihnen gemacht haben würde; von wieder anderen räumt er selbst es ein, dafs die Form, in welcher er sie uns hinterlassen, ihm für den Gesammtbau nicht gepafst, dafs er selbst „den Ausweg anders“ gesucht haben würde.

Inmitten von Kapiteln von bewunderungswürdigster Klarheit und Vollendung stöfst der Leser auf freilich immer geistvolle, aber doch oft absolut veraltete Abhandlungen, die der Verfasser unzweifelhaft selbst beiseite geworfen hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, unsere Kriege zu erleben. Manches wieder ist rein polemisch, erklärlich nur durch die Zeit, in welcher es entstanden; was durch die Keulenschläge dieses Geistes an Vorurtheilen und Verschrobenheiten zertrümmert worden, ist heutzutage so vollständig „überwundener Standpunkt“, dafs man sich kaum noch die Mühe zu erklären vermag, die ein Clausewitz sich damit geben konnte und mufste. Vieles, was bereits begonnen oder schon in andere Form gegossen war, scheint ganz verloren zu sein: Rückbezüge des Generals in späteren Kapiteln auf frühere, decken sich nicht mit seinen Angaben, bei Hinweisen auf späteres ist nicht einmal in den „Skizzen“ auch nur die bezügliche Ueberschrift zu finden u. s. f.

Das alles mufs zunächst wissen, wer sich in das Buch vom Kriege vertieft. Anderes kommt hinzu, das Studium gerade dieses Werkes zu einem „eigenartigen“ zu gestalten.

Das Werk vom Kriege ist bestimmt, das Ganze vom Kriege zu umfassen, und in dem ersten Satze des ersten Kapitels ersten Buches betont der Autor die Nothwendigkeit, „mit einem Blick auf das Wesen des Ganzen anzufangen“. Diesen Ausblick eröffnet uns das nach des Verfassers Ansicht „allein vollendete“ erste Kapitel und was es uns schauen läfst, ist schlechthin die breitangeleg-

teste Basis für die Betrachtung des Krieges, welche je ein Kriegsautor sich zum Ausgangspunkte gewählt hat und auf lange hin wird wählen dürfen.

Es mag hier ganz dahingestellt bleiben, ob gegenüber der Unendlichkeit des Stoffes eine „Selbstbeschränkung“ in der Behandlung kriegerischer Dinge möglich und gerechtfertigt ist, wie Clausewitzsche Vorgänger und Nachfolger sie üben zu müssen geglaubt haben, indem sie den Krieg, um mit Clausewitz zu reden, nur „rein kriegerisch“ betrachten wollten; der General selbst schliefst die Möglichkeit solcher Beschränkung nicht nur nicht aus, sondern tritt sogar denen entschieden entgegen, die da meinen, dafs eine Kriegstheorie (selbst wie er sie auffafst!) deshalb eine Unmöglichkeit sei, weil nur von Dingen die Rede, „die kein stehendes Gesetz umfassen könne“.

Thatsache ist, dafs dieser Autor so ziemlich als der Einzige den Krieg nicht „lediglich kriegerisch“ behandelt und dafs dieser Umstand das Studium seines Buches zu einem so eigenartigen machen mufs, wie oben behauptet.

Ausgehend von dem Standpunkte, dafs der Krieg nichts ist, als die mit anderen Mitteln fortgesetzte Staatspolitik, gelangt der General zu jener Doppelartigkeit des Krieges, welche eben die „Eigenart“ seiner Behandlungsweise bildet.

In seiner „Nachricht“ betont er ganz ausdrücklich, dafs bei der beabsichtigten Umarbeitung der ersten sechs (wohl sieben!) Bücher diese „doppelte Art des Krieges“ überall „noch schärfer im Auge behalten“ werden müsse; wie das denn auch in dem bewunderungswürdig schönen Fragment des achten Buches „Vom Kriegsplan“, welches er selbst sich für diese Umarbeitung zum Muster zu nehmen gedacht hat, mit aller Schärfe durchgeführt ist[1]).

Als diese doppelte Art des Krieges anerkennt der General einmal diejenige, „wo Niederwerfen des Feindes“ der Zweck ist und dann die andere, „wo man blofs an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will“; er selbst bezeichnet aber doch jene erste Art allein als den „absoluten oder wirklichen“ Krieg, schon damit die Angängigkeit einer wissenschaftlichen Beschäftigung nur mit dieser Art einräumend.

Man könnte im Gegensatze zu diesem absoluten die andere Art des Krieges vielleicht als den „historisch-gewordenen“ Krieg charakterisiren, denn allerdings die Geschichte zeigt ihn uns öfter so, als anders, und rechtfertigt den Ausspruch des Generals, dafs diese Art die „gewöhnlichere“ der Kriegführung gewesen sei. Sein Zusatz, dafs sie es „vielleicht wieder werden würde“, hat sich aber in den jüngst verflossenen Perioden — vielleicht Dank ihm — annoch nicht bewahrheitet!

Eine Untersuchung, wie weit das allgemeine Wehrthum einen solchen Rückschlag überhaupt stets mehr oder weniger verhindern mufs — wäre eines Clausewitz würdig, der unstreitig der erste unter den Kriegsautoren „die Allgewalt des absoluten Krieges“ mit einer vor ihm unbekannten Wissenschaftlich-

[1]) Die in der „Nachricht“ (1827!) erwähnte Absicht einer Umarbeitung des achten Buches, von dem erst mehrere Kapitel „entworfen“ seien, die nicht einmal „als wahre Materialien“ betrachtet werden könnten, ist offenbar später in Bezug auf die überhaupt nur vorhandenen neun ersten Kapitel dieses Buches wirklich durchgeführt!

**

keit zu behandeln und die Spinnengewebe „systemmachender Theoretiker“ so gründlich zu zerreifsen verstanden hat, dafs man schier sagen kann: unsere modernen Kriege sind ebenso sehr in „seinem“, wie in dem vorbildlichen „Napoleonischen“ Geiste geführt worden!

Nun reifen aber gerade auf dem Boden des Gegensatzes dieser Doppelart unstreitig die herrlichsten Früchte Clausewitzscher Gedankenfülle: jene für alle Zeiten mustergültigen Untersuchungen psychologischer Natur, um es mit einem Worte auszudrücken, welche dem Buche vom Kriege einen so eigenartigen Stempel aufdrücken, aber auch seine so eigenartige — Gefahr ausmachen, wenn „wissenschaftlich sein wollender“ Unverstand oder „wissenschaftlich scheinen wollende“ Bequemlichkeit sich „Clausewitzens“ bemächtigen!

Wer sich mit Clausewitz in das Gebiet jener incommensurablen Gröfsen vertieft, den überkommt nur allzu leicht das Gefühl, dafs gegenüber diesen unfafsbaren Potenzen mit ihrem so unendlich schwer wiegenden Einflusse im „praktischen“ Kriege doch alles „eitel“, jede Theorie nur eine „thörichte Danaidenarbeit“ sei!

Dem gegenüber ist es nützlich, sich der Zeit zu erinnern in welcher, und der Menschen, gegen welche zum grofsen Theil der General geschrieben! Sein eiserner Geistesbesen hat mit „Alltäglichkeiten, Gemeinsprüchen und Salbadereien“ aufzuräumen gehabt, und so ist's natürlich, dafs er sich vor allem derjenigen Ruthen bedienen mufste, die da am wirksamsten fegen. Mehr als eine Seite seiner Deduktionen aber rechtfertigt die Vermuthung, dafs heutzutage, wo Dank seiner Tempelreinigung diese Art von Theoretikern so ziemlich verschwunden ist, seine anders geflochtene Geifsel auch ihre systemlosen und im blauen Dunst verlorenen Gegenfüfsler zu treffen verstanden hätte.

Man mufs sich ferner vergegenwärtigen, dafs das Buch, soweit es mehr oder weniger fertige Werkstücke bietet, fast lediglich die strategische Seite (auch in dem vierten Buche: Vom Gefecht!) der Sache und noch dazu in jenem weitgefafstesten Sinne behandelt, in welchem der General unter „Strategie“ im Grunde immer nur die „mit eigenartigen Mitteln wirkende“ (fortgesetzte) Politik versteht. Wo ja in seinen Abhandlungen von taktischen Dingen die Rede ist, verweist er sie mit der oft wiederkehrenden Wendung „doch das gehört in die Taktik“ in eine andere Gedankenreihe, die zu verfolgen ihm vorläufig ziemlich fern gelegen zu haben scheint. Der „Taktik“ aber räumt er selbst „viel weniger Schwierigkeiten für eine Theorie“ ein, wie der Strategie, und wer auch diesen letzteren Begriff enger fafst als Clausewitz, kann wohl auch für ihn noch eine gewisse Möglichkeit einer Theorie in Anspruch nehmen, die nicht — lediglich „Betrachtung“ zu sein braucht!

Bewufst oder unbewufst mufs freilich jede Theorie auf der Clausewitzschen Basis stehen, denn sie ist, wie wir oben sagten, schlechthin die breitangelegteste, und wer sie verläfst, stürzt entweder ins bodenlose der absoluten Negation oder verduftet ins endlose — der Phrase!

Trotzdem oder vielleicht richtiger gesagt, gerade dieses seines Charakters wegen aber ist das Clausewitzsche Buch am allerwenigsten, was man im gewöhnlichen Leben ein Lehrbuch nennt: und wer sich im engeren Wortsinn „belehren“ will über den Krieg, der läfst es am Besten unaufgeschlagen.

Höchstens könnte man es ein Lehrbuch für „angehende Feldherrn", kaum eines für angehende kommandirende Generäle nennen — erfahrungsmäfsig bringen nur derartige Schüler ihre eigene Grammatik meist schon mit!

Andererseits mufs man aber doch wieder sagen, dafs wer den Krieg kennen lernen will aus Worten und Schriften anderer Kriegslehrer, der wird den wahren Nutzen aus ihren Theorien erst schöpfen können, wenn er (abermals bewufst oder unbewufst) im Clausewitzschen Geiste an jene zielbeschränkteren Untersuchungen herangeht.

So wird das Feldherrnbuch doch auch wieder recht eigentlich ein Lieutenantsbuch, wenn auch freilich erst für „gereiftere Köpfe", die da verstehen, dafs was eine Theorie zu bringen vermag, nur gerade so weit Werth hat, als es „durch eignes Nachdenken selbst erworbenes Eigenthum" geworden ist.

Je weniger im „Clausewitz" von dem steht, was der junge strebsame Offizier gern lernen möchte, um so mehr steht von dem darin, was man nicht lehren kann! und erst durch diesen Vergleich wird man sich des realen Werthes dessen bewufst, was man von Schulen und Akademien mit nach Hause gebracht hat!

In diesem Sinne ist Clausewitz einem Ritter und Humboldt vergleichbar, in deren Geiste man Geographie studiren soll, aus deren Werken man aber niemals Geographie wird lernen können; und darum, so wenig als der Kosmos, so wenig ist das Buch vom Kriege — ein Buch für Anfänger!

An dieser Thatsache werden auch Resumés, kommentarische und vergleichende Bemerkungen nichts ändern. So soll, was im Nachfolgenden in dieser Richtung geboten wird, auch nur dazu mitwirken, allenfalls die Uebersicht über das mehr oder weniger fertig gestellte Geistesmaterial zu erleichtern, vor allem aber zu eigener Geistesarbeit durch Hinweise auf verwandte Gedankenreihen, sei es im Buche selbst oder bei anderen, anzuregen und dadurch mitzuwirken, dafs

Clausewitz selbst, im Clausewitzschen Geiste

studirt und nicht dieser freieste Denker auf dem Gebiete der Kriegstheorie zum Schreckgespenst und stets fertigen Popanz gegen alle Theorie überhaupt mifsbraucht werde!

Mit Recht bewundert, nicht nur von uns, denen er angehört, sondern von der ganzen gebildeten Welt als „erster Kriegsphilosoph", steht Clausewitz da, ein unerreichtes, vielleicht unerreichbares Muster seiner Art der Behandlung des grofsen Krieges. Aber es wäre ein falscher Kultus, den man mit diesem hochbegnadeten und doch so unendlich bescheidenen und zurückhaltenden Manne treiben würde, wollte man mit ihm und durch ihn nun den Kreis der Kriegstheoretiker für geschlossen, das weite Feld der Untersuchungen für ein für allemal bestellt erklären; wollte man ihn, den Vorkämpfer auf dem Gebiet freier Forschung, zu einem Musterblatte stempeln, das nur noch mit mehr oder weniger Geschick kopirt werden könne.

Wahrlich nicht darum hat der General seine Arbeiten bis nach seinem Tode zurückgehalten, damit solcher Fetischdienst mit ihnen getrieben werde.

Gröfseres hat er erstrebt, gröfseres hat er erreicht! Ein Bahnbrecher mag er heifsen, denn er ist's gewesen in dem wüsten Eismeer der Unwissen-

schaftlichkeit früherer Zeiten; ein Vorbild haben seine Schriften gegeben und sie sollen es bleiben; in ihren Geist soll sich vertiefen, wer da glaubt, ihn erfassen zu können. Dieser Geist aber ist ein belebender, kein ertödtender Hauch, der den Mehlthau der Unfruchtbarkeit über die folgenden Generationen ausgestreut hätte, also dafs sie erstarren müfsten in dem einmal Gegebenen!

Es ist eine merkwürdige, aber doch wieder leicht erklärliche Thatsache, dafs das Clausewitz-Studium, welches in den letzten Decennien vor unseren grofsen Kriegen seinen Höhepunkt überschritten zu haben schien, jetzt nach denselben wieder so entschieden in den Vordergrund getreten ist und — hoffen wir es zum Besten der Armee — mehr und mehr in den Vordergrund treten wird. Die Erklärung aber wird am ehesten wohl darin gefunden werden dürfen, dafs Clausewitz wie kein anderer vor oder nach ihm „die blutige Energie" des Krieges gepredigt hat, welche die jüngstverflossenen Ereignisse dem entwöhnten Auge aufs neue wieder vorgeführt.

Diese Predigt ist es, welche vor allem hindurch klingt aus den Fragmenten vom Krieg, die daneben in noch so manchen anderen Weisen ertönen; das ist der grofse Satz, der uns seine Lehren wieder so nahe führt und hinter dem gar manches Andere versinkt.

An diese Predigt, an diesen Satz müssen die Kommentare anknüpfen, wenn sie zu wahrem Segen für das Studium vom Kriege mitwirken sollen; diese Wahrheit ans Licht zu fördern auch da, wo sie scheinbar — oder auch vielleicht wirklich einmal im Drange anders gearteter Gedanken verschüttet ist, das mufs die Aufgabe sein einer hilfsbereiten Hand, welche den jungen Kriegsmann einzuführen hat in die grofse Welt Clausewitzscher Anschauungen!

In diesem Sinne mufs aufgefafst werden, was hier zu bieten versucht worden ist und werden wird; in dieser Absicht sind die „Rückblicke" geschrieben, welche möglichst nur mit Clausewitz' eigenen Worten die ersten Abschnitte seines Buches resümiren; in diesem Geiste sollen die „Schlufsbemerkungen" zu einzelnen Unterabtheilungen des Werkes den Leser zu Vergleichen anregen, denen ihrerseits vorzuarbeiten die eigentlichen „Anmerkungen" zum Text bestimmt sind.

Metz im Januar 1880.

W. von Scherff.

Vorrede zur ersten Auflage.

Es wird mit Recht befremden, dafs eine weibliche Hand es wagt, ein Werk von solchem Inhalt, wie das vorliegende, mit einer Vorrede zu begleiten. Für meine Freunde bedarf es hierüber keiner Erklärung, aber auch in den Augen derer, die mich nicht kennen, hoffe ich durch die einfache Erzählung dessen, was mich dazu veranlafste, jeden Schein einer Anmafsung von mir zu entfernen.

Das Werk, dem diese Zeilen vorangehen sollen, hat meinen unaussprechlich geliebten, mir und dem Vaterlande leider zu früh entrissenen Mann während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ausschliefsend beschäftigt. Es zu vollenden, war sein sehnlichster Wunsch; aber nicht seine Absicht, es während seines Lebens der Welt mitzutheilen; und wenn ich mich bemühte, ihn von diesem Vorsatz abzubringen, gab er mir oft, halb im Scherz, halb aber auch wohl im Vorgefühl eines frühen Todes, zur Antwort: Du sollst es herausgeben. Diese Worte (die mir in jenen glücklichen Tagen oft Thränen entlockten, so wenig ich damals geneigt war, ihnen eine ernsthafte Bedeutung beizulegen) sind es nun, die es mir nach der Ansicht meiner Freunde zur Pflicht machen, den hinterlassenen Werken meines geliebten Mannes einige Zeilen voranzuschicken; und wenn man auch hierüber verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch das Gefühl gewifs nicht mifsdeuten, das mich veranlafst hat, die Schüchternheit zu überwinden, welche einer Frau jedes auch noch so untergeordnete Auftreten der Art so sehr erschwert.

Es versteht sich von selbst, dafs ich dabei auch nicht die entfernteste Absicht haben kann, mich als die eigentliche Herausgeberin eines Werkes zu betrachten, das weit über meinem Horizont liegt. Nur als eine theilnehmende Begleiterin will ich demselben bei seinem Eintritt in die Welt zur Seite stehn. Diese Stelle darf ich wohl in Anspruch nehmen, da mir auch bei seiner Entstehung und Ausbildung eine ähnliche vergönnt wurde. Wer unsere glückselige Ehe gekannt hat und weifs, wie wir Alles mit einander theilten, nicht allein Freude und Leid, sondern auch jede Beschäftigung, jedes Interesse des täglichen Lebens: der wird begreifen, dafs eine Arbeit dieser Art meinen geliebten Mann nicht beschäftigen konnte, ohne auch mir genau bekannt zu sein. Es kann also auch niemand so wie ich Zeugnifs geben von dem Eifer, von der Liebe, mit der er sich ihr widmete, von den Hoffnungen, die er damit verband, so wie von der Art und dem Zeitpunkt

ihres Entstehens. Sein so reich begabter Geist hatte von früher Jugend an das Bedürfnifs nach Licht und Wahrheit empfunden, und so vielseitig er auch gebildet war, hatte sich sein Nachdenken doch hauptsächlich auf die Kriegswissenschaften gerichtet, welchen sein Beruf ihn widmete, und die von so grofser Wichtigkeit für das Wohl der Staaten sind. Scharnhorst hatte ihn zuerst auf die richtige Bahn geführt, und seine im Jahre 1810 erfolgte Anstellung als Lehrer bei der allgemeinen Kriegsschule, so wie die Ehre, die ihm in derselben Zeit zu Theil wurde, Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen den ersten militärischen Unterricht zu ertheilen, waren ihm neue Veranlassungen, seinen Forschungen und Bestrebungen diese Richtung zu geben, so wie dasjenige niederzuschreiben, worüber er mit sich selbst aufs Reine gekommen war. Ein Aufsatz, mit welchem er im Jahre 1812 den Unterricht Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen schlofs, enthält schon die Keime seiner folgenden Werke. Aber erst im Jahre 1816 in Coblenz fing er wieder an, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen und die Früchte zu sammeln, welche die reichen Erfahrungen von vier so gewichtigen Kriegsjahren in ihm zur Reife gebracht hatten. Er schrieb seine Ansichten zuerst in kurzen, unter einander nur lose verbundenen Aufsätzen nieder. Der nachfolgende, der sich ohne Datum unter seinen Papieren fand, scheint auch aus jener früheren Zeit herzustammen.

„Durch die hier niedergeschriebenen Sätze sind nach meiner Meinung die Hauptsachen, welche die sogenannte Strategie ausmachen, berührt. Ich sah sie noch als blofse Materialien an und war ziemlich so weit gekommen, sie zu einem Ganzen zu verschmelzen.

„Es sind nämlich diese Materialien ohne vorher gemachten Plan entstanden. Meine Absicht war anfangs: ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang über die wichtigsten Punkte dieses Gegenstandes dasjenige in ganz kurzen, präcisen, gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich darüber mit mir selbst ausgemacht hatte. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, schwebte mir dabei dunkel vor. Ich dachte mir, solche kurze, sentenzreiche Kapitel, die ich anfangs nur Körner nennen wollte, würden den geistreichen Menschen anziehen eben so sehr durch das, was weiter aus ihnen entwickelt werden konnte, als durch das, was sie selbst feststellten; es schwebte mir also ein geistreicher, schon mit der Sache bekannter Leser vor. Allein meine Natur, die mich immer zum Entwickeln und Systematisiren treibt, hat sich am Ende auch hier wieder hervorgearbeitet. Eine Zeit lang vermochte ich es über mich, aus den Abhandlungen, welche ich über einzelne Gegenstände schrieb, weil sie mir dadurch selbst erst recht klar und sicher werden sollten, nur die wichtigsten Resultate herauszuheben und also den Geist in ein kleineres Volumen zu konzentriren; später aber ist meine Eigenthümlichkeit völlig mit mir durchgegangen, ich habe entwickelt, was ich gekonnt habe, und mir denn natürlich dabei einen mit dem Gegenstand noch nicht bekannten Leser gedacht.

„Je mehr ich fortgearbeitet, je mehr ich mich dem Geiste der Untersuchung hingegeben habe, um so mehr bin ich auch auf das System zurückgeführt, und so sind denn nach und nach Kapitel eingeschaltet worden.

„Meine letzte Absicht war nun, alles noch einmal durchzugehen, in den früheren Aufsätzen manches mehr zu motiviren, in den späteren vielleicht manche Analyse in ein Resultat zusammenzuziehen und so ein erträgliches Ganze daraus zu machen, welches einen kleinen Oktavband bildete. Aber auch dabei wollte ich durchaus alles Gewöhnliche, was sich von selbst versteht, hundertmal gesagt, allgemein angenommen ist, vermeiden; denn mein Ehrgeiz war, ein Buch zu schreiben, das nicht nach zwei oder drei Jahren vergessen wäre, und das derjenige, welcher sich für den Gegenstand interessirt, allenfalls mehr als einmal in die Hand nehmen könnte."

In Coblenz, wo er viele Dienstgeschäfte hatte, konnte er seinen Privatarbeiten nur abgebrochene Stunden widmen; erst durch seine im Jahre 1818 erfolgte Ernennung zum Direktor der allgemeinen Kriegsschule in Berlin gewann er die Muſse, seinem Werk eine weitere Ausdehnung zu geben und es auch durch die Geschichte der neueren Kriege zu bereichern. Diese Muſse söhnte ihn auch mit seiner neuen Bestimmung aus, die ihm in anderer Hinsicht wohl nicht ganz genügen konnte, da nach der einmal bestehenden Einrichtung der Kriegsschule der wissenschaftliche Theil der Anstalt nicht unter dem Direktor steht, sondern von einer besonderen Studien-Kommission geleitet wird. So frei er auch von jeder kleinlichen Eitelkeit, von jedem unruhigen, egoistischen Ehrgeiz war, so fühlte er doch das Bedürfniſs, wahrhaft nützlich zu sein und die Fähigkeiten, mit welchen Gott ihn begabt hatte, nicht ungebraucht zu lassen. Im thätigen Leben stand er nicht an einer Stelle, wo dies Bedürfniſs Befriedigung finden konnte, und er machte sich wenig Hoffnung, noch einst zu einer solchen zu gelangen; sein ganzes Streben richtete sich also auf das Reich der Wissenschaft, und der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde der Zweck seines Lebens. Wenn trotzdem der Entschluſs, dies Werk erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, immer fester in ihm wurde, so ist dies wohl der beste Beweis, daſs kein eitles Verlangen nach Lob und Anerkenntniſs, keine Spur irgend einer egoistischen Rücksicht diesem edlen Drange nach einer groſsen und dauernden Wirksamkeit beigemischt war.

So arbeitete er eifrig fort, bis er im Frühjahr 1830 zur Artillerie versetzt, und seine Thätigkeit nun auf eine ganz andere Weise, und zwar in so hohem Grade in Anspruch genommen wurde, daſs er, wenigstens fürs erste, allen schriftstellerischen Arbeiten entsagen muſste. Er ordnete seine Papiere, versiegelte die einzelnen Pakete, versah sie mit Aufschriften und nahm einen wehmüthigen Abschied von dieser ihm so lieb gewordenen Beschäftigung. Er wurde im August desselben Jahres nach Breslau versetzt, wo er die zweite Artillerie-Inspektion erhielt, aber schon im Dezember wieder nach Berlin zurückberufen und als Chef des Generalstabes bei dem Feldmarschall Grafen von Gneisenau (für die Dauer des demselben verliehenen Oberkommandos) angestellt. Im März 1831 begleitete er seinen verehrten Feldherrn nach Posen. Als er nach dem schmerzlichsten Verlust im November von dort nach Breslau zurückkehrte, erheiterte ihn die Hoffnung, sein Werk wieder vornehmen und vielleicht im Laufe des Winters vollenden zu können. Gott hatte es anders gewollt; er war am 7. November nach Breslau zurück-

gekehrt, am 16. war er nicht mehr, und die von seiner Hand versiegelten Pakete wurden erst nach seinem Tode eröffnet! —

Dieser Nachlafs ist es nun, der in den folgenden Bänden mitgetheilt wird, und zwar ganz so, wie er sich vorfand, ohne dafs ein Wort hinzugefügt oder gestrichen worden wäre. Dennoch war bei der Herausgabe desselben vieles zu thun, zu ordnen und zu berathen, und ich bin mehreren treuen Freunden für den mir hierbei geleisteten Beistand den herzlichsten Dank schuldig, namentlich dem Herrn Major O'Etzel, der die Korrektur des Drucks, so wie die Anfertigung der Karten, welche den historischen Theil des Werkes begleiten sollen, gütigst übernommen hat. Ich darf auch wohl meinen geliebten Bruder hier nennen, der meine Stütze war in der Stunde des Unglücks, und der sich auch um diesen Nachlafs in so vieler Hinsicht verdient gemacht hat. Er hat unter anderm bei dem sorgfältigen Durchlesen und Ordnen desselben die angefangene Umarbeitung gefunden, welche mein geliebter Mann in der im Jahre 1827 geschriebenen und weiter unten folgenden Nachricht als eine beabsichtigte Arbeit erwähnt, und hat sie an den Stellen des ersten Buches, für welche sie bestimmt war (denn weiter reichte sie nicht), eingeschaltet.

Noch vielen andern Freunden möchte ich danken für den mir ertheilten Rath, für die mir erwiesene Theilnahme und Freundschaft, aber wenn ich sie auch nicht alle nennen kann, werden sie doch gewifs an meiner innigsten Dankbarkeit nicht zweifeln. Diese ist um so gröfser, je fester ich überzeugt bin, dafs alles, was sie für mich thaten, nicht allein um meinetwillen geschah, sondern dem Freunde galt, den ihnen Gott so früh entrissen hat.

War ich ein und zwanzig Jahre lang hochbeglückt an der Hand eines solchen Mannes, so bin ich es auch noch ungeachtet meines unersetzlichen Verlustes durch den Schatz meiner Erinnerungen und meiner Hoffnungen, durch das reiche Vermächtnifs von Theilnahme und Freundschaft, das ich dem geliebten Verstorbenen verdanke, durch das erhebende Gefühl, seinen seltenen Werth so allgemein und so ehrenvoll anerkannt zu sehn.

Das Vertrauen, mit welchem ein edles Fürstenpaar mich zu sich rief, ist eine neue Wohlthat, für die ich Gott zu danken habe, da es mir einen ehrenvollen Beruf eröffnet, dem ich mich freudig widme. Möchte dieser Beruf gesegnet sein, und möchte der theure kleine Prinz, der in diesem Augenblick meiner Obhut anvertraut ist, einst dieses Buch lesen und durch dasselbe zu Thaten begeistert werden, ähnlich denen seiner glorreichen Ahnen!

Geschrieben im Marmor-Palais bei Potsdam,
den 30. Juni 1832.

Marie von Clausewitz,
geborene **Gräfin Brühl,**
Oberhofmeisterin Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm.

Nachricht [1]).

„Ich betrachte die ersten sechs Bücher, welche sich schon ins Reine geschrieben finden, nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll. Bei dieser Umarbeitung wird die doppelte Art des Krieges überall schärfer im Auge behalten werden, und dadurch werden alle Ideen einen schärferen Sinn, eine bestimmte Richtung, eine nähere Anwendung bekommen. Diese doppelte Art des Krieges ist nämlich diejenige, wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, sei es, dafs man ihn politisch vernichten, oder blofs wehrlos machen und also zu jedem beliebigen Frieden zwingen will, — und diejenige, wo man blofs an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will, sei es, um sie zu behalten, oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen. Die Uebergänge von einer Art in die andere müssen freilich bestehen bleiben, aber die ganz verschiedene Natur beider Bestrebungen mufs überall durchgreifen und das Unverträgliche von einander sondern.

„Aufser diesem faktisch bestehenden Unterschied in den Kriegen mufs noch der ebenfalls praktisch nothwendige Gesichtspunkt ausdrücklich und genau festgestellt werden, dafs der Krieg nichts ist, als die fortgesetzte Staatspolitik mit andern Mitteln. Dieser Gesichtspunkt wird, überall festgehalten, viel mehr Einheit in die Betrachtung bringen, und es wird sich alles leichter aus einander wirren. Obgleich dieser Gesichtspunkt hauptsächlich erst im achten Buche seine Anwendung finden wird, so mufs er doch schon im ersten Buche vollständig entwickelt werden und auch bei der Umarbeitung der ersten sechs Bücher mitwirken. Durch eine solche Umarbeitung werden die ersten sechs Bücher manche Schlacke los werden, manche Spalte und Kluft wird sich zusammenziehen, und manche Allgemeinheit wird in bestimmtere Gedanken und Formen übergehen können.

„Das siebente Buch: Vom Angriff, wozu die Skizzen der einzelnen Kapitel bereits entworfen sind, ist als ein Reflex des sechsten Buches zu betrachten und soll sogleich nach den eben angegebenen bestimmteren Gesichtspunkten

[1]) Siehe Vorrede S. X.

bearbeitet werden, so dafs es keiner neuen Umarbeitung bedürfen wird, sondern vielmehr bei der Umarbeitung der ersten sechs Bücher als Norm dienen kann.

„Zum achten Buch: Vom Kriegsplan, d. h. überhaupt von der Einrichtung eines ganzen Krieges, finden sich mehrere Kapitel entworfen, die aber nicht einmal als wahre Materialien betrachtet werden können, sondern ein blofses rohes Durcharbeiten durch die Masse sind, um in der Arbeit selbst erst recht gewahr zu werden, worauf es ankommt. Diesen Zweck haben sie erfüllt, und ich denke nach Beendigung des siebenten Buches gleich zur Ausarbeitung des achten zu schreiten, wo dann hauptsächlich die beiden oben angegebenen Gesichtspunkte geltend gemacht werden und Alles vereinfachen, aber auch zugleich vergeistigen sollen. Ich hoffe in diesem Buche manchen Faltenkniff in den Köpfen der Strategen und Staatsmänner auszubügeln, und wenigstens überall zu zeigen, um was es sich handelt, und was bei einem Kriege eigentlich in Betracht zu ziehen ist.

„Bin ich nun durch die Ausarbeitung dieses achten Buches mit meinen Ideen ins Klare gekommen, und haben die grofsen Lineamente des Krieges sich gehörig festgestellt, so wird es mir dann um so leichter werden, diesen Geist in die ersten sechs Bücher überzutragen und jene Lineamente auch hier überall durchschimmern zu lassen. Also erst alsdann werde ich die Umarbeitung der ersten sechs Bücher vornehmen.

„Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die, weil unaufhörlichen Mifsverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird; denn in diesen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt, indem er die Feder ergreift, eben gut genug, um gesagt und gedruckt zu werden, und hält es für eben so unzweifelhaft, als dafs zweimal zwei vier ist. Wollte er sich die Mühe geben, wie ich, Jahre lang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, so würde er freilich mit der Kritik behutsamer sein.

„Aber trotz dieser unvollendeten Gestalt glaube ich doch, dafs ein vorurtheilsfreier, nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstender Leser in den ersten sechs Büchern die Früchte eines mehrjährigen Nachdenkens und eifrigen Studiums des Krieges nicht verkennen und vielleicht darin die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte.

Berlin, den 10. Juli 1827."

Aufser dieser Nachricht fand sich noch in dem Nachlasse folgender unvollendete Aufsatz, der, wie es scheint, von sehr neuem Datum ist.

„Das Manuskript über die Führung des grofsen Krieges, welches man nach meinem Tode finden wird, kann, so wie es da ist, nur als eine Sammlung von Werkstücken betrachtet werden, aus denen eine Theorie des grofsen Krieges aufgebaut werden sollte. Das Meiste hat mich noch nicht befriedigt, und das sechste Buch ist als ein blofser Versuch zu betrachten; ich würde es ganz umgearbeitet und den Ausweg anders gesucht haben.

Allein die Hauptlineamente, welche man in diesen Materialien herrschen sieht, halte ich für die richtigen in der Ansicht vom Kriege; sie sind die Frucht eines vielseitigen Nachdenkens mit beständiger Richtung gegen das praktische Leben, in beständiger Erinnerung dessen, was die Erfahrung und der Umgang mit ausgezeichneten Soldaten mich gelehrt hatten.

„Das siebente Buch sollte den Angriff enthalten, wovon die Gegenstände flüchtig hingeworfen sind; das achte den Kriegsplan, worin ich die politische und menschliche Seite des Krieges noch besonders aufgefafst haben würde.

„Das erste Kapitel des ersten Buches ist das einzige, das ich als vollendet betrachte, es wird wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen, die Richtung anzugeben, die ich überall halten wollte.

„Die Theorie des grofsen Krieges oder die sogenannte Strategie hat aufserordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl sagen, dafs sehr wenig Menschen von den einzelnen Gegenständen deutliche, d. h. bis auf das Nothwendige in beständigem Zusammenhange zurückgeführte Vorstellungen haben. Beim Handeln folgen die meisten einem blofsen Takt des Urtheils, der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie in ihnen ist.

„So haben alle grofsen Feldherren gehandelt, und darin lag zum Theil ihre Gröfse und ihr Genie, dafs sie mit diesem Takt immer das Rechte trafen. So wird es auch für das Handeln immer bleiben; und dieser Takt reicht dazu vollkommen hin. Aber wenn es darauf ankommt, nicht selbst zu handeln, sondern in einer Berathung Andere zu überzeugen, dann kommt es auf klare Vorstellungen, auf das Nachweisen des inneren Zusammenhanges an; und weil die Ausbildung in diesem Stück noch so wenig vorgeschritten ist, so sind die meisten Berathungen ein fundamentloses Hin- und Herreden, wobei entweder Jeder seine Meinung behält, oder ein blofses Abkommen aus gegenseitiger Rücksicht zu einem Mittelwege führt, der eigentlich ohne allen Werth ist.

„Die klaren Vorstellungen in diesen Dingen sind also nicht unnütz; aufserdem hat der menschliche Geist nun einmal ganz allgemein die Richtung auf Klarheit und das Bedürfnifs, überall in einem nothwendigen Zusammenhang zu stehen.

„Die grofsen Schwierigkeiten, welche ein solcher philosophischer Aufbau der Kriegskunst hat, und die vielen sehr schlechten Versuche, welche darin gemacht sind, hat die meisten Leute dahin gebracht, zu sagen: Es ist eine solche Theorie nicht möglich, denn es ist von Dingen die Rede, die kein stehendes Gesetz umfassen kann. Wir würden in diese Meinung einstimmen und jeden Versuch einer Theorie aufgeben, wenn sich nicht eine ganze Anzahl von Sätzen ohne Schwierigkeit ganz evident machen liefse, z. B. dafs die Vertheidigung die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere mit dem positiven Zweck ist, — dafs die grofsen Erfolge die kleinen mitbestimmen, — dafs man also die strategischen Wirkungen auf gewisse Schwerpunkte zurückführen kann, — dafs eine Demonstration eine schwächere Kraftverwendung ist, als ein wirklicher Angriff, dafs sie also besonders bedingt sein mufs, — dafs der Sieg nicht blofs in der Eroberung des Schlachtfeldes, sondern in der Zerstörung der physischen

und moralischen Streitkraft besteht, und daſs diese meistens erst im Verfolgen der gewonnenen Schlacht erreicht wird, — daſs der Erfolg immer am gröſsten ist, wo man den Sieg erfochten hat, daſs also das Ueberspringen von einer Linie und Richtung auf die andere nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden kann, — daſs die Berechtigung zum Umgehen nur von der Ueberlegenheit überhaupt, oder von der Ueberlegenheit der eignen Verbindungs- und Rückzugslinie über die des Gegners entstehen kann, — daſs Flankenstellungen also auch durch dieselben Verhältnisse bedingt werden, — daſs sich jeder Angriff im Vorgehen schwächt.“

Vorrede des Verfassers.

Dafs der Begriff des Wissenschaftlichen nicht allein oder hauptsächlich im System und seinem fertigen Lehrgebäude besteht, bedarf heutigen Tages keiner Auseinandersetzung. — System ist in dieser Darstellung auf der Oberfläche gar nicht zu finden, und statt eines fertigen Lehrgebäudes sind es nichts als Werkstücke.

Die wissenschaftliche Form liegt in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind, zu zeigen. Nirgends ist der philosophischen Konsequenz ausgewichen; wo sie aber in einem gar zu dünnen Faden ausläuft, hat der Verfasser es vorgezogen, ihn abzureifsen und an die entsprechenden Erscheinungen der Erfahrung wieder anzuknüpfen; denn so wie manche Pflanzen nur Früchte tragen, wenn sie nicht zu hoch in den Stengel schiefsen, so müssen in praktischen Künsten die theoretischen Blätter und Blumen nicht zu hoch getrieben, sondern der Erfahrung, ihrem eigenthümlichen Boden, nahe gehalten werden.

Unstreitig wäre es ein Fehler, aus den chemischen Bestandtheilen des Weizenkorns die Gestalt der Aehre erforschen zu wollen, die es treibt, da man nur aufs Feld zu gehen braucht, um die Aehren fertig zu sehen. Untersuchung und Beobachtung, Philosophie und Erfahrung dürfen nie einander verachten, noch ausschliefsen; sie leisten einander gegenseitige Bürgschaft. Die Sätze dieses Buches stützen sich daher mit dem kurzen Gewölbe ihrer innern Nothwendigkeit entweder auf die Erfahrung oder auf den Begriff des Krieges selbst als einen äufsern Punkt und entbehren also der Widerlagen nicht [1]).

Es ist vielleicht nicht unmöglich, eine systematische Theorie des Krieges voll Geist und Gehalt zu schreiben, unsere bisherigen aber sind weit davon entfernt. Ihres unwissenschaftlichen Geistes gar nicht zu gedenken, strotzen

[1]) Dafs dies bei vielen militärischen Schriftstellern, besonders solchen, die den Krieg selbst wissenschaftlich behandeln wollten, nicht der Fall ist, beweisen die vielen Beispiele, wo in ihrem Raisonnement das pro et contra sich gegenseitig so verschlingen, dafs nicht einmal wie bei den beiden Löwen die Schwänze übrig bleiben.

sie in dem Streben nach dem Zusammenhang und der Vollständigkeit des Systems von Alltäglichkeiten, Gemeinsprüchen und Salbadereien aller Art. Will man ein treffendes Bild davon, so lese man Lichtenbergs Auszug aus einer Feuerverordnung:

„Wenn ein Haus brennt, so muſs man vor allen Dingen die rechte Wand des zur linken stehenden Hauses, und hingegen die linke Wand des zur rechten stehenden Hauses zu decken suchen; denn wenn man zum Exempel die linke Wand des zur linken stehenden Hauses decken wollte, so liegt ja die rechte Wand des Hauses der linken Wand zur rechten, und folglich, da das Feuer auch dieser Wand und der rechten Wand zur rechten liegt (denn wir haben ja angenommen, daſs das Haus dem Feuer zur linken liege), so liegt die rechte Wand dem Feuer näher als die linke, und die rechte Wand des Hauses könnte abbrennen, wenn sie nicht gedeckt würde, ehe das Feuer an die linke, die gedeckt wird, käme; folglich könnte etwas abbrennen, das man nicht deckt, und zwar eher, als etwas anderes abbrennen würde, auch wenn man es nicht decket; folglich muſs man dieses lassen und jenes decken. Um sich die Sache zu imprimiren, darf man nur merken: wenn das Haus dem Feuer zur rechten liegt, so ist es die linke Wand, und liegt das Haus zur linken, so ist es die rechte Wand.“

Um mit solchen Gemeinsprüchen den Leser von Geist nicht zurückzuschrecken und das wenige Gute durch den wässrigen Aufguſs unschmackhaft zu machen, hat der Verfasser es vorgezogen, was vieljähriges Nachdenken über den Krieg, der Umgang mit gescheiten Leuten, die den Krieg kannten, und manche eigene Erfahrung in ihm hervorriefen und feststellten, in kleinen Körnern gediegenen Metalls zu geben. So sind die äusserlich nur schwach verbundenen Kapitel dieses Buches entstanden, denen es doch hoffentlich nicht an innerem Zusammenhange fehlt. Vielleicht erscheint bald ein gröſserer Kopf, der statt dieser einzelnen Körner das Ganze in einem Guſs gediegenen Metalls ohne Schlacken giebt. —

ERSTES BUCH.
Ueber die Natur des Krieges.

Erstes Kapitel.
Was ist der Krieg?

1. Einleitung.

Wir denken die einzelnen Elemente unseres Gegenstandes, dann die einzelnen Theile oder Glieder desselben, und zuletzt das Ganze in seinem innern Zusammenhange zu betrachten, also vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten. Aber es ist hier mehr als irgendwo nöthig, mit einem Blick auf das Wesen des Ganzen anzufangen, weil hier mehr als irgendwo mit dem Theile auch zugleich immer das Ganze gedacht werden mufs.

2. Definition.

Wir wollen hier nicht erst in eine schwerfällige publizistische Definition des Krieges hineinsteigen, sondern uns an das Element desselben halten, an den Zweikampf. Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken, so thun wir besser, uns zwei Ringende vorzustellen. Jeder sucht den andern durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein nächster Zweck ist, den Gegner niederzuwerfen und dadurch zu jedem fernen Widerstand unfähig zu machen.

Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unsers Willens zu zwingen.

Die Gewalt rüstet sich mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften aus, um der Gewalt zu begegnen. Unmerkliche, kaum nennenswerthe Beschränkungen, die sie sich selbst setzt unter dem Namen völkerrechtlicher Sitte, begleiten sie, ohne ihre Kraft wesentlich zu schwächen. Gewalt, d. h. die physische Gewalt (denn eine moralische giebt es aufser dem Begriffe des Staates und Gesetzes nicht) ist also das Mittel; dem Feinde unseren Willen aufzudringen, der Zweck. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen, und dies ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den

Zweck[1]) und verdrängt ihn gewissermafsen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges.

3. Aeufserste Anwendung der Gewalt.

Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne zu viel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so mufs man doch diesen Irrthum zerstören; denn in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrthümer, welche aus Gutmüthigkeit entstehen, gerade die schlimmsten. Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz auf keine Weise ausschliesst, so mufs der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, ein Uebergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht thut. Dadurch giebt er dem andern das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum Aeufsersten, ohne dafs es andere Schranken gäbe als diejenigen der inwohnenden Gegengewichte.

So mufs man die Sache ansehen, und es ist ein unnützes, selbst verkehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element die Natur desselben aufser Acht zu lassen.

Sind die Kriege gebildeter Völker viel weniger grausam und zerstörend als die der ungebildeten, so liegt das in dem gesellschaftlichen Zustande, sowohl der Staaten in sich, als unter einander. Aus diesem Zustande und seinen Verhältnissen geht der Krieg hervor, durch ihn wird er bedingt, eingeengt, ermäfsigt: aber diese Dinge gehören ihm nicht selbst an, sind ihm nur ein gegebenes, und nie kann in die Philosophie des Krieges[2]) selbst ein Prinzip der Ermäfsigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen.

Der Kampf zwischen Menschen besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Elementen: dem feindseligen Gefühl und der feindseligen Absicht. Wir haben das letztere dieser beiden Elemente zum Merkmal unserer Definition gewählt, weil es das allgemeinere ist. Man kann sich auch die roheste, an Instinkt grenzende Leidenschaft des Hasses nicht ohne feindliche Absicht denken, dagegen giebt es viele feindselige Absichten, die von gar keiner, oder wenigstens von keiner vorherrschenden Feindschaft der Gefühle begleitet sind. Bei rohen Völkern herrschen die dem Gemüth, bei gebildeten die dem Verstande angehörenden Absichten vor; allein dieser Unterschied liegt nicht in dem Wesen von Roheit und Bildung selbst, sondern in den sie begleitenden Umständen, Einrichtungen u. s. w.; er ist also nicht nothwendig in jedem einzelnen Fall, sondern er beherrscht nur die Mehrheit der Fälle;

---

[1]) Schon hier also unterscheidet Clausewitz den politischen vom rein kriegerischen Zweck, mit dem sich fast ausnahmslos alle anderen Kriegsautoren allein befassen, denen das Wehrlosmachen des Gegners der Kriegszweck an und für sich, d. h. unbekümmert um die Gründe, warum das geschehen soll, ist.

[2]) Hier also des „wirklichen oder absoluten“ Krieges!

mit einem Wort: auch die gebildetsten Völker können gegen einander leidenschaftlich entbrennen[3]).

Man sieht hieraus, wie unwahr man sein würde, wenn man den Krieg der gebildeten auf einen bloſsen Verstandesakt der Regierungen zurückführen und ihn sich immer mehr als von aller Leidenschaft loslassend denken wollte, so daſs er zuletzt die physischen Massen der Streitkräfte nicht wirklich mehr brauchte, sondern nur ihre Verhältnisse — eine Art Algebra des Handelns.

Die Theorie fing schon an, sich in dieser Richtung zu bewegen, als die Erscheinungen der letzten Kriege sie eines Bessern belehrten. Ist der Krieg ein Akt der Gewalt, so gehört er nothwendig auch dem Gemüth an. Geht er nicht von diesem aus, so führt er doch mehr oder weniger auf dasselbe zurück, und dieses Mehr oder Weniger hängt nicht von dem Grade der Bildung, sondern von der Wichtigkeit und Dauer der feindseligen Interessen ab.

Finden wir also, daſs gebildete Völker den Gefangenen nicht den Tod geben, Stadt und Land nicht zerstören, so geschieht dies, weil sich die Intelligenz mehr in ihre Kriegführung mischt, und sie wirksamere Mittel zur Anwendung der Gewalt gelehrt hat, als diese rohen Aeuſserungen des Instinkts.

Die Erfindung des Pulvers, die immer weiter gehende Ausbildung des Feuergewehrs zeigen schon hinreichend, daſs die in dem Begriff des Krieges liegende Tendenz zur Vernichtung des Gegners auch faktisch durch die zunehmende Bildung keineswegs gestört oder abgelenkt worden ist.

Wir wiederholen also unsern Satz: Der Krieg ist ein Akt der Gewalt und es giebt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so giebt Jeder dem Anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum Aeuſsersten führen muſs. Dies ist die erste Wechselwirkung und das erste Aeuſserste, auf das wir stoſsen.

(Erste Wechselwirkung.)

4. Das Ziel ist, den Feind wehrlos zu machen.

Wir haben gesagt, den Feind wehrlos zu machen, sei das Ziel des kriegerischen Akts, und wir wollen nun zeigen, daſs dies wenigstens in der theoretischen Vorstellung nothwendig ist.

Wenn der Gegner unsern Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage versetzen, die nachtheiliger ist als das Opfer, welches wir von ihm fordern; die Nachtheile dieser Lage dürfen aber natürlich, wenigstens dem

---

[3]) Erfahrungsmäſsig erzeugt die feindliche Absicht spätestens von dem Momente, wo sie zur auch noch so unbedeutenden feindseligen Handlung übergeht, das feindselige Gefühl auch da, wo es vielleicht vorher noch nicht vorhanden war. Je mehr der Krieg statt reiner Regierungs- (Kabinets-) zur Volkssache wird, desto mehr muſs sich diese Erfahrung bewahrheiten und darin liegt ein von Clausewitz im ganzen noch zu wenig beachtetes, weil in seiner wahren Bedeutung damals noch gar nicht erkennbares Schwergewicht — der „allgemeinen Wehrpflicht“!

Anscheine nach, nicht vorübergehend sein, sonst würde der Gegner den besseren Zeitpunkt abwarten und nicht nachgeben. Jede Veränderung dieser Lage, welche durch die fortgesetzte kriegerische Thätigkeit hervorgebracht wird, mufs also zu einer noch nachtheiligeren führen, wenigstens in der Vorstellung. Die schlimmste Lage, in die ein Kriegführender kommen kann, ist diejenige gänzlicher Wehrlosigkeit. Soll also der Gegner zur Erfüllung unseres Willens durch den kriegerischen Akt gezwungen werden, so müssen wir ihn entweder faktisch wehrlos machen, oder in einen Zustand versetzen, dafs er nach Wahrscheinlichkeit damit bedroht sei. Hieraus folgt, dafs die Entwaffnung oder das Niederwerfen des Feindes, wie man es nennen will, immer das Ziel des kriegerischen Aktes sein mufs.

Nun ist der Krieg nicht das Wirken einer lebendigen Kraft auf eine todte Masse, sondern weil ein absolutes Dulden kein Kriegführen sein würde, so ist er immer der Stofs zweier lebendigen Kräfte gegen einander, und was wir von dem letzten Ziel der kriegerischen Handlung gesagt haben, mufs von beiden Theilen gedacht werden. Hier ist also wieder Wechselwirkung. So lange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, mufs ich fürchten, dafs er mich niederwirft, ich bin also nicht mehr Herr meiner selbst, sondern er giebt mir das Gesetz, wie ich es ihm gebe. Dies ist die zweite Wechselwirkung, die zum zweiten Aeufsersten führt.

(Zweite Wechselwirkung.)

5. Aeufserste Anstrengung der Kräfte.

Wollen wir den Gegner niederwerfen, so müssen wir unsere Anstrengung nach seiner Widerstandskraft abmessen; diese drückt sich durch ein Produkt aus, dessen Faktoren sich nicht trennen lassen, nämlich: die Gröfse der vorhandenen Mittel und die Stärke der Willenskraft.

Die Gröfse der vorhandenen Mittel würde sich bestimmen lassen, da sie (wiewohl doch nicht ganz) auf Zahlen beruht; aber die Stärke der Willenskraft läfst sich viel weniger bestimmen und nur etwa nach der Stärke des Motivs schätzen. Gesetzt, wir bekämen auf diese Weise eine erträgliche Wahrscheinlichkeit für die Widerstandskraft des Gegners, so können wir danach unsere Anstrengungen abmessen, und diese entweder so grofs machen, dafs sie überwiegen, oder, im Fall dazu unser Vermögen nicht hinreicht, so grofs wie möglich. Aber dasselbe thut der Gegner; also neue gegenseitige Steigerung, die in der bloßen Vorstellung wieder das Bestreben zum Aeufsersten haben mufs. Dies ist die dritte Wechselwirkung und ein drittes Aeufserstes, auf das wir stofsen.

(Dritte Wechselwirkung.)

6. Modifikationen in der Wirklichkeit.

So findet in dem abstrakten Gebiet des bloßen Begriffs der überlegende Verstand nirgends Ruhe, bis er an dem Aeufsersten angelangt ist, weil er es mit einem Aeufsersten zu thun hat, mit einem Konflikt von Kräften, die sich selbst überlassen sind, und die keinen andern Gesetzen folgen, als ihren

innern[4]). Wollten wir also aus dem bloſsen Begriffe des Krieges einen absoluten Punkt für das Ziel, welches wir aussetzen, und für die Mittel, welche wir anwenden sollen, ableiten: so würden wir bei den beständigen Wechselwirkungen in Extreme gerathen, die nichts als ein Spiel der Vorstellungen wären, hervorgebracht durch einen kaum sichtbaren Faden logischer Spitzfindigkeit. Wenn man, fest an dem Absoluten haltend, alle Schwierigkeiten mit einem Federstrich umgehen und mit logischer Strenge dabei beharren wollte, daſs man sich jederzeit auf das Aeuſserste gefaſst machen und jedesmal die äuſserste Anstrengung daran setzen müsse, so würde ein solcher Federstrich ein bloſses Büchergesetz sein und keins für die wirkliche Welt[5]).

Gesetzt auch, jenes Aeuſserste der Anstrengungen wäre ein Absolutes, das leicht gefunden werden könnte, so muſs man doch gestehen, daſs der menschliche Geist sich dieser logischen Träumerei schwerlich unterordnen würde. Es würde in manchen Fällen ein unnützer Kraftaufwand entstehen, welcher in andern Grundsätzen der Regierungskunst ein Gegengewicht finden müſste; eine Anstrengung des Willens würde erfordert werden, die mit dem vorgesetzten Zweck nicht im Gleichgewicht stände und also nicht ins Leben gerufen werden könnte, denn der menschliche Wille erhält seine Stärke nie durch logische Spitzfindigkeiten.

Anders aber gestaltet sich alles, wenn wir aus der Abstraktion in die Wirklichkeit übergehen. Dort muſste alles dem Optimismus unterworfen bleiben, und wir muſsten uns den Einen wie den Andern denken nicht bloſs nach dem Vollkommenen strebend, sondern auch es erreichend. Wird dies jemals in der Wirklichkeit auch so sein? Es würde so sein, wenn:

1. der Krieg ein ganz isolirter Akt wäre, der urplötzlich entstände und nicht mit dem früheren Staatsleben zusammenhinge,
2. wenn er aus einer einzigen, oder aus einer Reihe gleichzeitiger Entscheidungen bestände,
3. wenn er eine in sich vollendete Entscheidung enthielte, und nicht der politische Zustand, welcher ihm folgen wird, durch den Kalkül schon auf ihn zurückwirkte.

7. Der Krieg ist nie ein isolirter Akt.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist jeder der beiden Gegner dem anderen keine abstrakte Person, auch nicht für denjenigen Faktor im Widerstandsprodukt, der nicht auf äuſseren Dingen beruht, nämlich den Willen. Dieser Wille ist kein ganz Unbekanntes; er thut sich kund für das, was er morgen sein wird, in dem, was er heute war. Der Krieg entsteht nicht urplötzlich; seine Verbreitung ist nicht das Werk eines Augenblicks; es kann also jeder der beiden Gegner den andern groſsentheils schon aus dem beurtheilen, was er ist, was er thut, nicht nach dem, was er, streng genommen, sein und

[4]) Es erscheint vielleicht nicht unnütz, darauf hinzuweisen, daſs hier also solche „innere“ Gesetze ausdrücklich anerkannt werden.

[5]) Und dennoch ist in unseren Zeiten die Erfüllung dieses „Büchergesetzes“ mehrfach in vollem Ernste versucht worden. (Amerikanischer Bürgerkrieg, Frankreich 1870/71.)

thun müfste. Nun bleibt aber der Mensch mit seiner unvollkommenen Organisation immer hinter der Linie des Absolut-Besten zurück, und so werden diese von beiden Seiten in Wirksamkeit tretende Mängel ein ermäfsigendes Prinzip [6]).

8. Er besteht nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer.

Der zweite Punkt giebt uns zu folgenden Betrachtungen Veranlassung. Wäre die Entscheidung im Kriege eine einzige oder eine Reihe gleichzeitiger, so müfsten natürlich alle Vorbereitungen zu derselben die Tendenz zum Aeufsersten bekommen; denn ein Versäumnifs liefse sich auf keine Weise wieder einbringen, es würden also aus der wirklichen Welt höchstens die Vorbereitungen des Gegners, so weit sie uns bekannt sind, einen Mafsstab für uns abgeben können, und alles Uebrige fiele wieder der Abstraktion anheim. Besteht aber die Entscheidung aus mehreren successiven Akten, so kann natürlich der vorhergehende mit allen seinen Erscheinungen am nachfolgenden ein Mafs werden, und auf diese Weise tritt auch hier die wirkliche Welt an die Stelle des Abstrakten und ermäfsigt so das Bestreben nach dem Aeufsersten.

Nun würde aber jeder Krieg nothwendig in einer einzigen Entscheidung oder in einer Reihe gleichzeitiger enthalten sein müssen, wenn die zum Kampf bestimmten Mittel alle zugleich aufgeboten würden oder sich aufbieten liefsen; denn da eine nachtheilige Entscheidung die Mittel nothwendig vermindert, so kann, wenn sie in der ersten alle angewendet worden sind, eine zweite eigentlich nicht mehr gedacht werden. Alle kriegerischen Akte, die nachfolgen könnten, gehörten dem ersten wesentlich zu und bildeten eigentlich nur seine Dauer.

Allein wir haben gesehen, dafs schon bei den Vorbereitungen zum Kriege die wirkliche Welt an die Stelle des bloßen Begriffs, ein wirkliches Mafs an die Stelle einer äufsersten Voraussetzung tritt; also schon darum werden beide Gegner in ihrer Wechselwirkung hinter der Linie einer äufsersten Anstrengung zurückbleiben, und also nicht sogleich alle Kräfte aufgeboten werden [7]).

Aber es liegt auch in der Natur dieser Kräfte und ihrer Anwendung, dafs sie nicht alle zugleich in Wirksamkeit treten können. Diese Kräfte

---

[6]) Trotzdem wird man gut thun, sich diesem ermäfsigenden Prinzipe nicht allzu fest anzuvertrauen! Der Gegner, den man beim Kriegsausbruch noch allenfalls „beurtheilen“ kann, verändert sich erfahrungsmäfsig zuweilen im Laufe des Krieges. An Stelle der Staatsgewalt, mit der man ursprünglich zu thun hatte, tritt leicht die revolutionäre Gewalt, die morgen eine andere ist, als jene heute war. Ein kommunales Frankreich, ein nihilistisches Rufsland sind andere Gegner, als ihre „gemäfsigt republikanischen oder kaiserlichen“ Regierungen. Wahr bleibt freilich auch dann, dafs sie — und oft gerade sehr stark — hinter dem „Absolut-Besten“ zurückbleiben werden.

[7]) Weil sie nicht aufgeboten werden können (s. vorher) und hierin liegt wohl der eigentliche Schwerpunkt für die thatsächliche Abschwächung des abstrakt Aeufsersten.

sind: die eigentlichen Streitkräfte, das Land mit seiner Oberfläche und Bevölkerung, und die Bundesgenossen[8]).

Das Land mit seiner Oberfläche und Bevölkerung macht nämlich, aufserdem dafs es der Quell aller eigentlichen Streitkräfte ist, auch noch für sich einen integrirenden Theil der im Kriege wirksamen Gröfsen aus, und zwar nur mit dem Theile, der zum Kriegstheater gehört oder einen merklichen Einfluſs auf dasselbe hat.

Nun kann man wohl alle beweglichen Streitkräfte gleichzeitig wirken lassen, aber nicht alle Festungen, Ströme, Gebirge, Einwohner u. s. w., kurz nicht das ganze Land, wenn dieses nicht so klein ist, dafs es von dem ersten Akt des Krieges ganz umfafst wird. Ferner ist die Mitwirkung der Bundesgenossenschaft nicht von dem Willen der Kriegführenden abhängig, und es liegt in der Natur der Staatenverhältnisse, dafs sie häufig erst später eintritt oder sich verstärkt zur Herstellung des verlorenen Gleichgewichts..

Dafs dieser Theil der Widerstandskräfte, welche nicht sogleich in Wirksamkeit gesetzt werden können, in manchen Fällen einen viel gröfseren Theil des Ganzen ausmacht, als man auf den ersten Blick glauben sollte, und dafs dadurch selbst da, wo die erste Entscheidung mit einer grofsen Gewalt gegeben, und also das Gleichgewicht der Kräfte sehr gestört worden ist, dieses doch wieder hergestellt werden kann, wird in der Folge näher entwickelt werden. Hier genügt es uns, zu zeigen, dafs der Natur des Krieges eine vollkommene Vereinigung der Kräfte in der Zeit entgegen ist. Nun könnte dies an und für sich kein Grund sein, die Steigerung der Anstrengungen für die erste Entscheidung zu ermäfsigen, weil eine ungünstige Entscheidung immer ein Nachtheil ist, dem man sich nicht absichtlich aussetzen wird, und weil die erste Entscheidung, wenn sie auch nicht die einzige bleibt, doch um so mehr Einfluſs auf die folgenden haben wird, je gröfser sie gewesen ist; allein die Möglichkeit einer späteren Entscheidung macht, dafs der menschliche Geist sich in seiner Scheu vor allzugrofsen Anstrengungen dahinein flüchtet, also bei der ersten Entscheidung die Kräfte nicht in dem Mafs sammelt und anstrengt, wie sonst geschehen sein würde. Was jeder der beiden Gegner aus Schwäche unterlässt, wird für den andern ein wahrer objektiver Grund der Ermäfsigung, und so wird durch diese Wechselwirkung wieder das Streben nach dem Aeufsersten auf ein bestimmtes Mafs der Anstrengung zurückgeführt[9]).

9. Der Krieg ist mit seinem Resultat nie etwas Absolutes.

Endlich ist selbst die Totalentscheidung eines ganzen Krieges nicht immer für eine absolute anzusehen, sondern der erliegende Staat sieht darin oft nur ein vorübergehendes Uebel, für welches in den politischen Verhältnissen späterer Zeiten noch eine Abhilfe gewonnen werden kann. Wie sehr auch dies

---

[8]) Wohl auch besonders der ursprünglich Neutralen.

[9]) Diese Schlufsfolgerungen beweisen recht schlagend, dafs es sich hier nur um eine Betrachtung des „historischen“, nicht um eine Theorie oder Lehre des „absoluten“ Krieges handelt.

die Gewaltsamkeit der Spannung und die Heftigkeit der Kraftanstrengung mäfsigen mufs, versteht sich von selbst[10]).

10. Die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens treten an die Stelle des Aeufsersten und Absoluten der Begriffe.

Auf diese Weise wird dem ganzen kriegerischen Akt das strenge Gesetz der nach dem Aeufsersten getriebenen Kräfte genommen. Wird das Aeufserste nicht mehr gefürchtet und nicht mehr gesucht, so bleibt dem Urtheil überlassen, statt seiner die Grenzen für die Anstrengungen festzustellen, und dies kann nur aus den Daten, welche die Erscheinungen der wirklichen Welt darbieten, nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen geschehen. Sind die beiden Gegner nicht mehr bloſse Begriffe, sondern individuelle Staaten und Regierungen, ist der Krieg nicht mehr ein idealer, sondern ein sich eigenthümlich gestaltender Verlauf der Handlung: so wird das wirklich Vorhandene die Daten abgeben für das Unbekannte, zu Erwartende, das gefunden werden soll.

Aus dem Charakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners wird jeder der beiden Theile nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen auf das Handeln des andern schliefsen und danach das seinige bestimmen[11]).

11. Nun tritt der politische Zweck wieder hervor.

Hier drängt sich nun von selbst ein Gegenstand von neuem in die Betrachtung, den wir (s. Nr. 2) daraus entfernt hatten: es ist der politische Zweck des Krieges. Das Gesetz des Aeufsersten, die Absicht, den Gegner wehrlos zu machen, ihn niederzuwerfen, hatte diesen Zweck bisher gewissermafsen verschlungen. So wie dieses Gesetz in seiner Kraft nachläfst, diese Absicht von ihrem Ziel zurücktritt, mufs der politische Zweck des Krieges wieder hervortreten. Ist die ganze Betrachtung ein Wahrscheinlichkeits-Kalkül, aus bestimmten Personen und Verhältnissen hervorgehend, so mufs der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv ein sehr wesentlicher Faktor in diesem Produkt werden. Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, dafs seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unsrigen bleiben. Ferner, je kleiner unser politischer Zweck ist, um so geringer wird der Werth sein, den wir auf ihn legen, um so eher werden wir uns gefallen lassen, ihn aufzugeben: also um so kleiner werden auch aus diesem Grunde unsere Anstrengungen sein.

So wird also der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges das Mafs sein, sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden mufs, als für die Anstrengungen, die erforderlich sind. Aber es wird dies nicht an und für sich sein können, sondern, weil wir es mit wirklichen Dingen zu thun haben und nicht mit bloſsen Begriffen, so wird er es in Beziehung auf die beiderseitigen Staaten sein. Ein und derselbe politische

---

[10]) S. Anm. 9 vorige Seite.
[11]) Aber wehe — wer sich dabei irrt!

Zweck kann bei verschiedenen Völkern, oder selbst bei einem und demselben Volk, zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen. Wir können also den politischen Zweck nur so als das Mafs gelten lassen, indem wir uns ihn in Einwirkung auf die Massen denken, die er bewegen soll, so dafs also die Natur dieser Massen in Betracht kommt. Dafs dadurch das Resultat ein ganz anderes werden kann, jenachdem sich in den Massen Verstärkungs- oder Schwächungs-Prinzipe für die Handlung finden, ist leicht einzusehen. Es können in zwei Völkern und Staaten sich solche Spannungen, eine solche Summe feindseliger Elemente finden, dafs ein an sich sehr geringes politisches Motiv des Krieges eine weit über seine Natur hinausgehende Wirkung, eine wahre Explosion hervorbringen kann.

Dies gilt für die Anstrengungen, welche der politische Zweck in beiden Staaten hervorrufen, und für das Ziel, welches er der kriegerischen Handlung stecken soll. Zuweilen wird er selbst dieses Ziel sein können, z. B. die Eroberung einer gewissen Provinz. Zuweilen wird der politische Zweck selbst sich nicht dazu eignen[12]), das Ziel der kriegerischen Handlung abzugeben, dann mufs ein solches genommen werden, welches als ein Aequivalent für ihn gelten und beim Frieden ihn vertreten kann. Aber auch hierbei ist immer die Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der wirkenden Staaten vorausgesetzt. Es giebt Verhältnisse, wo das Aequivalent viel gröfser sein mufs, als der politische Zweck, wenn dieser damit errungen werden soll. Der politische Zweck wird als Mafs um so mehr vorherrschen und selbst entscheiden, je gleichgültiger sich die Massen verhalten, je geringer die Spannungen sind, die auch aufserdem in beiden Staaten und ihren Verhältnissen sich finden, und so giebt es Fälle, wo er fast allein entscheidet.

Ist nun das Ziel des kriegerischen Aktes ein Aequivalent für den politischen Zweck, so wird er im Allgemeinen mit diesem heruntergehen, und zwar um so mehr, je mehr dieser Zweck vorherrscht; und so erklärt es sich, wie ohne inneren Widerspruch es Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben kann, von dem Vernichtungskriege hinab bis zur blofsen bewaffneten Beobachtung. Dies führt uns aber zu einer Frage anderer Art, die wir noch zu entwickeln und zu beantworten haben[13]).

12. Ein Stillstand im kriegerischen Akt ist dadurch noch nicht erklärt.

Wie unbedeutend auch die politischen Forderungen beider Gegner sein mögen, wie schwach die aufgebotenen Mittel, wie gering das Ziel, welches sie dem kriegerischen Akte stecken — kann dieser Akt je einen Augenblick still stehen? Dies ist eine in das Wesen der Sache tief eindringende Frage.

Jede Handlung braucht zu ihrer Vollziehung eine gewisse Zeit, die wir ihre Dauer nennen. Diese kann grösser oder kleiner sein, je nachdem der Handelnde mehr oder weniger Eile hineinlegt.

---

[12]) Wenn man z. B. die Opiumeinfuhr erzwingen oder das Prestige bewahren will!

[13]) Hier stehen wir also am Ausgangspunkte der das ganze Buch durchziehenden „Doppelart des Krieges“.

Um dieses Mehr oder Weniger wollen wir uns hier nicht bekümmern. Jeder macht die Sache auf seine Weise; der Langsame aber macht sie nicht darum langsamer, weil er mehr Zeit darauf verwenden will, sondern weil er seiner Natur nach mehr Zeit braucht und sie bei gröfserer Eile weniger gut machen würde. Diese Zeit hängt also von inneren Gründen ab und gehört zur eigentlichen Dauer der Handlung.

Lassen wir nun im Kriege einer jeden Handlung diese ihre Dauer, so müssen wir, wenigstens auf den ersten Blick, annehmen, dafs jeder Zeitaufwand aufser dieser Dauer, d. h. jeder Stillstand im kriegerischen Akt widersinnig erscheint. Wir müssen immer dabei nicht vergessen, dafs nicht von dem Fortschreiten des einen oder andern der beiden Gegner, sondern von dem Fortschreiten des ganzen kriegerischen Aktes die Rede ist.

13. Es giebt nur einen Grund, welcher das Handeln aufhalten kann, und dieser scheint immer nur auf einer Seite sein zu können.

Haben beide Theile sich zum Kampf gerüstet, so mufs ein feindseliges Prinzip sie dazu vermocht haben; so lange sie nun gerüstet bleiben, d. h. nicht Frieden schliefsen, mufs dieses Prinzip vorhanden sein, und es kann bei jedem der beiden Gegner nur unter einer einzigen Bedingung ruhen, nämlich, dafs er einen günstigeren Zeitpunkt des Handelns abwarten will. Nun scheint es auf den ersten Blick, dafs diese Bedingung immer nur auf einer Seite vorhanden sein könne, weil sie eo ipso auf der anderen zum Gegentheil wird. Hat der eine das Interesse des Handelns, so mufs der andere das Interesse des Abwartens haben.

Ein völliges Gleichgewicht der Kräfte kann einen Stillstand nicht hervorbringen, denn bei einem solchen müfste derjenige, welcher den positiven Zweck hat (der Angreifende), der Vorschreitende bleiben.

Wollte man sich aber das Gleichgewicht so denken, dafs Derjenige, welcher den positiven Zweck, also das stärkere Motiv hat, zugleich über die geringeren Kräfte gebietet, so dafs die Gleichung aus dem Produkt von Motiv und Kräften entstände, so müfste man immer noch sagen: wenn für diesen Zustand des Gleichgewichts keine Veränderung vorherzusehen ist, so müssen beide Theile Frieden machen; ist sie aber vorherzusehen, so wird sie nur dem Einen günstig sein und dadurch also der Andere zum Handeln bewogen werden müssen. Wir sehen, dafs der Begriff des Gleichgewichts den Stillstand nicht erklären kann, sondern dafs es doch wieder auf das Abwarten eines günstigeren Augenblicks hinausläuft. Gesetzt also, von zwei Staaten habe der eine einen positiven Zweck: er will eine Provinz des Gegners erobern, um sie beim Frieden geltend zu machen. Nach dieser Eroberung ist sein politischer Zweck erfüllt, das Bedürfnifs des Handelns hört auf, für ihn tritt Ruhe ein. Will der Gegner sich auch bei diesem Erfolg beruhigen, so mufs er Frieden schliefsen, will er dies nicht, so mufs er handeln; nun läfst sich denken, dafs er in vier Wochen mehr dazu organisirt sein wird, er hat also einen hinlänglichen Grund, das Handeln zu verschieben.

Aber von dem Augenblick an, so scheint es, fällt die logische Verpflich-

tung des Handelns dem Gegner zu, damit dem Besiegten nicht Zeit gelassen werde, sich zum Handeln auszurüsten. Es versteht sich, dafs hierbei eine vollkommene Einsicht des Falles von beiden Seiten vorausgesetzt wird.

14. Dadurch würde eine Kontinuität in das kriegerische Handeln kommen, die alles wieder steigerte.

Wäre diese Kontinuität des kriegerischen Aktes wirklich vorhanden, so würde durch sie wieder Alles zum Aeufsersten getrieben werden; denn abgesehen davon, dafs eine solche rastlose Thätigkeit die Gemüthskräfte mehr entflammen und dem ganzen einen höheren Grad von Leidenschaft, eine gröfsere Elementarkraft geben würde, so würde auch durch die Kontinuität des Handelns eine strengere Folge, eine ungestörtere Kausal-Verbindung entstehen, und damit jede einzelne Handlung bedeutender und also gefahrvoller werden.

Aber wir wissen, dafs die kriegerische Handlung selten oder nie diese Kontinuität hat, und dafs es eine Menge von Kriegen giebt, wo das Handeln bei weitem den geringsten Theil der angewendeten Zeit einnimmt, und der Stillstand den ganzen übrigen, Dies kann unmöglich immer eine Anomalie, und der Stillstand im kriegerischen Akt mufs möglich, d. h. kein Widerspruch in sich sein. Dafs, und wie es so ist, wollen wir jetzt zeigen.

15. Hier wird also ein Prinzip der Polarität in Anspruch genommen.

Indem wir das Interesse des einen Feldherrn immer in entgegengesetzter Gröfse bei dem andern gedacht haben, haben wir eine wahre Polarität angenommen. Wir behalten uns vor, diesem Prinzip in der Folge ein eigenes Kapitel zu widmen, müssen aber hier Folgendes darüber sagen.

Das Prinzip der Polarität ist nur gültig, wenn diese an einem und demselben Gegenstande gedacht wird, wo die positive Gröfse und ihr Gegensatz, die negative, sich genau vernichten. In einer Schlacht will jeder der beiden Theile siegen; das ist wahre Polarität, denn der Sieg des einen vernichtet den des andern. Wenn aber von zwei verschiedenen Dingen die Rede ist, die eine gemeinschaftliche Beziehung aufser sich haben, so haben nicht diese Dinge, sondern ihre Beziehungen die Polarität.

16. Angriff und Vertheidigung sind Dinge von verschiedener Art und von ungleicher Stärke, die Polarität kann also nicht auf sie angewendet werden.

Gäbe es nur eine Form des Krieges, nämlich den Anfall des Gegners, also keine Vertheidigung, oder mit andern Worten: unterschiede sich der Angriff von der Vertheidigung blofs durch das positive Motiv, welches jener hat und diese entbehrt, der Kampf wäre aber immer ein und derselbe: so würde in diesem Kampfe jeder Vortheil des einen immer ein eben so grofser Nachtheil des andern sein, und es wäre Polarität vorhanden.

Allein die kriegerische Thätigkeit zerfällt in zwei Formen: Angriff und Vertheidigung, die, wie wir in der Folge sächlich darthun werden, sehr ver-

schieden und von ungleicher Stärke sind. Die Polarität liegt also in dem, worauf sich beide beziehen, in der Entscheidung, aber nicht im Angriff und der Vertheidigung selbst. Will der eine Feldherr die Entscheidung später, so mufs der andere sie früher wollen, aber freilich nur bei derselben Form des Kampfes. Hat A das Interesse, seinen Gegner nicht jetzt, sondern vier Wochen später anzugreifen, so hat B das Interesse, nicht vier Wochen später, sondern jetzt von ihm angegriffen zu werden. Dies ist der unmittelbare Gegensatz; daraus folgt aber nicht, dafs B das Interesse hätte, A jetzt gleich anzugreifen, was offenbar etwas ganz davon Verschiedenes ist.

17. Die Wirkung der Polarität wird oft durch die Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff vernichtet, und so erklärt sich der Stillstand des kriegerischen Aktes.

Ist die Form der Vertheidigung stärker als die des Angriffs, wie wir in der Folge zeigen werden, so frägt es sich, ob der Vortheil der späteren Entscheidung bei dem einen so grofs ist, wie der Vortheil der Vertheidigung bei dem Andern [14]); wo das nicht ist, da kann er auch nicht vermittelst seines Gegensatzes diesen aufwiegen und so auf das Fortschreiten des kriegerischen Aktes wirken. Wir sehen also, dafs die anregende Kraft, welche die Polarität der Interessen hat, sich in dem Unterschiede der Stärke von Angriff und Vertheidigung verlieren [15]) und dadurch unwirksam werden kann.

Wenn also derjenige, für welchen die Gegenwart günstig ist, zu schwach ist, um den Vortheil der Vertheidigung entbehren zu können, so mufs er sich gefallen lassen, der ungünstigeren Zukunft entgegen zu gehen; denn es kann immer noch besser sein, sich in dieser ungünstigen Zukunft vertheidigend zu schlagen, als jetzt angreifend, oder als Frieden zu schliefsen. Da nun nach unserer Ueberzeugung die Ueberlegenheit der Vertheidigung (richtig verstanden) sehr grofs, und viel gröfser ist, als man sich beim ersten Anblick denkt: so erklärt sich daraus ein sehr grofser Theil der Stillstands-Perioden, welche

---

[14] und [15]) So standen sich Mitte November 1870 der Prinz Friedrich Carl und Aurelle de Paladines vor Orleans gegenüber, jener den Vortheil der „späteren Entscheidung", dieser den „der Vertheidigung" suchend. Immerhin möchte man zwischen den Worten „Vertheidigung" und „verlieren" die Einschaltung des auch in der Ueberschrift gebrauchten Wortes „oft" hier auch im Texte wünschen. Um in dem oben gewählten Beispiel Clausewitz' zu bleiben, wird doch gewöhnlich das Interesse A's zu „warten", das Interesse B's „ihn anzugreifen" erzeugen müssen; wie denn der Prinz Friedrich Carl damals auch sehr wesentlich auf dieses Gegeninteresse spekulirt und (wenn auch gegen Aurelles Absicht) sich darin nicht verrechnet hat (Beaume la Rolande und Loigny). Die „Gunst der Gegenwart" sich entschlüpfen zu lassen, weil man den „Vortheil der Vertheidigung nicht entbehren" zu können glaubt, dürfte allzu oft diesem Vortheile mehr zutrauen heissen, als er zu halten vermag, wenn einmal die „ungünstigere Zukunft" wirklich Gegenwart geworden ist. Nur die „Unmöglichkeit" wird solches Verfahren begründen dürfen; es wird dann aber auch „später" bei der Vertheidigung nicht viel mehr herauskommen, als „reines Leiden". Uns will scheinen, dafs der Hauptgrund für die Thatsache und die Berechtigung eines Stillstandes im kriegerischen Akte in den Motiven des folgenden Passus 18 zu finden ist.

im Kriege vorkommen, ohne dafs man genöthigt ist, dabei auf einen innern Widerspruch zu schliefsen. Je schwächer die Motive des Handelns sind, um so mehr werden ihrer von diesem Unterschiede von Angriff und Vertheidigung verschlungen und neutralisirt werden, um so häufiger also wird der kriegerische Akt innehalten, wie die Erfahrung dies auch lehrt.

18. Ein zweiter Grund liegt in der unvollkommenen Einsicht des Falles.

Aber es giebt noch einen andern Grund, welcher den kriegerischen Akt zum Stehen bringen kann, nämlich die unvollkommene Einsicht des Falles. Jeder Feldherr übersieht nur seine eigene Lage genau, die des Gegners nur nach ungewissen Nachrichten; er kann sich also in seinem Urtheil darüber irren und infolge dieses Irrthums glauben, das Handeln sei am Gegner, wenn es eigentlich an ihm ist. Dieser Mangel an Einsicht könnte nun zwar eben so oft ein unzeitiges Handeln, als ein unzeitiges Innehalten veranlassen, und würde also an sich nicht mehr zur Verzögerung als zur Beschleunigung des kriegerischen Aktes beitragen; aber immer wird er als eine der natürlichen Ursachen betrachtet werden müssen, welche den kriegerischen Akt ohne inneren Widerspruch zum Stehen bringen können. Wenn man aber bedenkt, dafs man immer viel mehr geneigt und veranlafst ist, die Stärke seines Gegners zu hoch, als sie zu gering zu schätzen, weil es so in der menschlichen Natur liegt, so wird man auch zugeben, dafs die unvollkommene Einsicht des Falles im Allgemeinen sehr dazu beitragen mufs, die kriegerische Handlung aufzuhalten und das Prinzip derselben zu ermäfsigen.

Die Möglichkeit eines Stillstandes führt eine neue Ermäfsigung in den kriegerischen Akt, indem sie denselben gewissermafsen mit Zeit verdünnt, die Gefahr in ihrem Schritte hemmt und die Mittel zur Herstellung eines verlorenen Gleichgewichts vermehrt. Je gröfser die Spannungen sind, aus denen der Krieg hervorgegangen, je gröfser also seine Energie ist, um so kürzer werden diese Stillstands-Perioden sein, je schwächer das kriegerische Prinzip ist, um so länger; denn die stärkeren Motive vermehren die Willenskraft, und diese ist, wie wir wissen, jedesmal ein Faktor, ein Produkt der Kräfte.

19. Der häufige Stillstand im kriegerischen Akt entfernt den Krieg noch mehr vom Absoluten, macht ihn noch mehr zum Wahrscheinlichkeitskalkül.

Je langsamer aber der kriegerische Akt abläuft, je häufiger und länger er zum Stehen kömmt, um so eher wird es möglich, einen Irrthum gut zu machen, um so dreister wird also der Handelnde in seinen Voraussetzungen, um so eher wird er damit hinter der Linie des Aeufsersten zurückbleiben und alles auf Wahrscheinlichkeit und Vermuthungen bauen. Was also die Natur des konkreten Falles schon an sich erfordert, einen Wahrscheinlichkeitskalkül nach den gegebenen Verhältnissen, dazu läfst der mehr oder weniger langsame Verlauf des kriegerischen Aktes mehr oder weniger Zeit.

20. Es fehlt also nur noch der Zufall, um ihn zum Spiel zu machen, und dessen entbehrt er am wenigsten.

Wir sehen hieraus, wie sehr die objektive Natur des Krieges ihn zu einem Wahrscheinlichkeitskalkül macht; nun bedarf es nur noch eines einzigen Elementes, um ihn zum Spiel zu machen, und dieses Elementes entbehrt er gewifs nicht: es ist der Zufall. Es giebt keine menschliche Thätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände, als der Krieg. Mit dem Zufall aber nimmt das Ungefähr, und mit ihm das Glück einen grofsen Platz im Kriege ein.

21. Wie durch seine objektive Natur, so wird der Krieg auch durch die subjektive zum Spiel.

Werfen wir nun einen Blick auf die subjektive Natur des Krieges, d. h. auf diejenigen Kräfte, mit welchen er geführt werden mufs, so mufs er uns noch mehr als Spiel erscheinen. Das Element, in welchem die kriegerische Thätigkeit sich bewegt, ist Gefahr; welche aber ist in der Gefahr die vornehmste aller Seelenkräfte? der Muth. Nun kann zwar Muth sich wohl mit kluger Berechnung vertragen, aber sie sind doch Dinge von verschiedener Art, gehören verschiedenen Seiten der Seele an; dagegen sind Wagen, Vertrauen auf Glück, Kühnheit, Verwegenheit nur Aeufserungen des Muthes, und alle diese Richtungen der Seele suchen das Ungefähr, weil es ihr Element ist.

Wir sehen also, wie von Hause aus das Absolute, das sogenannte Mathematische, in den Berechnungen der Kriegskunst nirgends einen festen Grund findet, und dafs gleich von vorn herein ein Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück hineinkömmt, welches in allen grofsen und kleinen Fäden seines Gewebes fortläuft und von allen Zweigen des menschlichen Thuns den Krieg dem Kartenspiel am nächsten stellt.

22. Wie dies dem menschlichen Geiste im Allgemeinen am meisten zusagt.

Obgleich sich unser Verstand immer zur Klarheit und Gewifsheit hingedrängt fühlt, so fühlt sich doch unser Geist oft von der Ungewifsheit angezogen. Statt sich mit dem Verstande auf dem engen Pfade philosophischer Untersuchung und logischer Schlufsfolgen durchzuwinden, um, seiner selbst sich kaum bewufst, in Räumen anzukommen, wo er sich fremd fühlt, und wo ihn alle bekannten Gegenstände zu verlassen scheinen, weilt er lieber mit der Einbildungskraft im Reiche der Zufälle und des Glücks. Statt jener dürftigen Nothwendigkeit schwelgt er hier im Reichthum von Möglichkeiten; begeistert davon, beflügelt sich der Muth, und so wird Wagnifs und Gefahr das Element, in welches er sich wirft, wie der muthige Schwimmer in den Strom.

Soll die Theorie ihn hier verlassen, sich in absoluten Schlüssen und Regeln selbstgefällig fortbewegen? dann ist sie unnütz fürs Leben. Die Theorie soll auch das Menschliche berücksichtigen, auch dem Muthe, der Kühnheit, selbst der Verwegenheit soll sie ihren Platz gönnen[16]). Die Kriegs-

[16]) Diesen Platz haben nur allzu oft die„ Systemmacher“ jenen moralischen

kunst hat es mit lebendigen und mit moralischen Kräften zu thun; daraus folgt, dafs sie nirgends das Absolute und Gewisse erreichen kann; es bleibt also überall dem Ungefähr ein Spielraum, und zwar eben so grofs bei dem Gröfsten, wie bei dem Kleinsten. Wie dieses Ungefähr auf der einen Seite steht, mufs Muth und Selbstvertrauen auf die andere treten und die Lücke ausfüllen. So grofs, wie diese sind, so grofs darf der Spielraum für jenes werden. Muth und Selbstvertrauen sind also dem Kriege ganz wesentliche Prinzipe; die Theorie soll folglich nur solche Gesetze aufstellen, in welchen sich jene nothwendigen und edelsten der kriegerischen Tugenden in allen ihren Graden und Veränderungen frei bewegen können. Auch im Wagen giebt es noch eine Klugheit, und eben so gut eine Vorsicht, nur dafs sie nach einem andern Münzfufs berechnet sind.

23. Aber der Krieg bleibt doch immer ein ernsthaftes Mittel für einen ernsthaften Zweck. Nähere Bestimmungen desselben.

So ist der Krieg, so der Feldherr, der ihn führt, so die Theorie, die ihn regelt. Aber der Krieg ist kein Zeitvertreib, keine bloſse Lust am Wagen und Gelingen, kein Werk einer freien Begeisterung; er ist ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck. Alles, was er von jenem Farbenspiel des Glückes an sich trägt, was er von den Schwingungen der Leidenschaften, des Muthes, der Phantasie, der Begeisterung in sich aufnimmt, sind nur Eigenthümlichkeiten dieses Mittels.

Der Krieg einer Gemeinschaft — ganzer Völker, und namentlich gebildeter Völker — geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt. Wäre er nun ein vollkommener, ungestörter, eine absolute Aeufserung der Gewalt, wie wir ihn uns aus seinem bloſsen Begriff ableiten mufsten: so würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen ist, an ihre Stelle treten, als etwas von ihr ganz Unabhängiges, sie verdrängen und nur seinen eigenen Gesetzen folgen, so wie eine Mine, die sich entladet, keiner andern Richtung und Leitung mehr fähig ist, als die man ihr durch vorbereitende Einrichtungen gegeben. So hat man sich die Sache bisher auch wirklich gedacht, so oft ein Mangel an Harmonie zwischen der Politik und Kriegführung zu theoretischen Unterscheidungen der Art geführt hat. Allein so ist es nicht, und diese Vorstellung ist eine grundfalsche. Der Krieg der wirklichen Welt ist, wie wir gesehen haben, kein solches Aeufserstes, das seine Spannung in einer einzigen Entladung löst, sondern er ist das Wirken von Kräften, die nicht vollkommen gleichartig und gleichmäfsig sich entwickeln, sondern die jetzt hinreichend aufschwellen, um den Widerstand zu überwinden, den die Trägheit und die Friktion ihr entgegenstellen, ein anderes Mal aber zu schwach sind, um eine Wirkung zu äufsern;

Gröfsen nicht gegönnt und ihre Theorien sind deshalb todtgeborene Kinder geblieben; dafs es aber auch „vom Kriege“ eine lebendige Theorie geben kann, räumt Clausewitz hier nicht nur ein, sondern giebt auch später noch oft genug den Beweis, dafs er keineswegs ein Protektor jener „allgemeinen Phrasenmacher“ ist, als welchen sich dieselben ihn so gerne aneignen mögen.

so ist er gewissermafsen ein Pulsiren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger schnell die Spannungen lösend und die Kräfte erschöpfend, mit andern Worten: mehr oder weniger schnell ans Ziel führend, immer aber lange genug dauernd, um auch noch in seinem Verlauf Einfluſs darauf zu gestatten, damit ihm diese oder jene Richtung gegeben werden könne, kurz, um dem Willen einer leitenden Intelligenz unterworfen zu bleiben. Bedenken wir nun, daſs der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daſs dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung[17]) bleibt. Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber; er muſs sich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muſs. Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluſs auf ihn ausüben, so weit es die Natur der in ihm explodirenden Kräfte zuläſst.

24. Der Krieg ist eine bloſse Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln.

So sehen wir also, daſs der Krieg nicht bloſs ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit andern Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht sich bloſs auf die eigenthümliche Natur seiner Mittel. Daſs die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im Allgemeinen, und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muſs dies doch immer nur als eine Modifikation derselben gedacht werden; denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.

25. Verschiedenartigkeit der Kriege.

Je groſsartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elementes, nämlich der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik giebt, um so mehr muſs also der Krieg von seiner

[17]) d. h. „auf jenes politische Ziel hin;“ nicht, wie man vielleicht miſsverständlich aus dem Worte „Leitung“ schlieſsen könnte, bei der „Anwendung seiner Mittel“, von denen Clausewitz im folgenden Absatz 24 ausdrücklich sagt, daſs, was sich auf ihre eigenthümliche Natur bezöge, dasjenige sei, was dem Kriege — jetzt im Gegensatze zur Politik — „eigenthümlich“ bleibe.

natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden [18]).

Wir müssen aber hier, damit der Leser nicht falsche Vorstellungen unterlege, bemerken, dafs mit dieser natürlichen Tendenz des Krieges nur die philosophische, die eigentlich logische gemeint ist, und keineswegs die Tendenz der wirklich im Konflikt begriffenen Kräfte, so dafs man sich z. B. darunter alle Gemüthskräfte und Leidenschaften der Kämpfenden denken sollte. Zwar könnten in manchen Fällen auch diese in solchem Mafse angeregt sein, dafs sie mit Mühe in dem politischen Wege zurückgehalten werden könnten; in den meisten Fällen aber wird solcher Widerspruch nicht entstehen, weil durch das Dasein so starker Bestrebungen auch ein grofsartiger, damit zusammenstimmender Plan bedingt sein wird. Wo dieser Plan nur auf Kleines gerichtet ist, da wird auch das Streben der Gemüthskräfte in der Masse so gering sein, dafs diese Masse immer eher eines Anstofses, als einer Zurückhaltung bedürfen wird.

26. Sie können alle als politische Handlungen betrachtet werden.

Wenn es also, um zur Hauptsache zurückzukehren, auch wahr ist, dafs bei der einen Art von Krieg die Politik ganz zu verschwinden scheint, während sie bei der andern Art sehr bestimmt hervortritt, so kann man doch behaupten, dafs die eine so politisch sei wie die andere; denn betrachtet man die Politik als die Intelligenz des personifizirten Staates, so mufs unter allen Konstellationen, die ihr Kalkül aufzufassen hat, doch auch diejenige begriffen sein können, wo die Natur aller Verhältnisse einen Krieg der ersten Art bedingt [19]). Nur insofern man unter Politik nicht eine allgemeine Einsicht, sondern den konventionellen Begriff einer der Gewalt abgewendeten, behutsamen, verschlagenen, auch unredlichen Klugheit versteht, könnte die letzte Art des Krieges ihr mehr angehören als die erstere.

27. Folgen dieser Ansicht für das Verständnifs der Kriegsgeschichte und für die Grundlagen der Theorie.

Wir sehen also erstens, dafs wir uns den Krieg unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken haben; und nur mit dieser Vorstellungsart ist es möglich nicht mit der sämmtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu gerathen. Sie allein schliefst das grofse Buch zu verständiger Einsicht auf. — Zweitens zeigt uns eben diese

---

[18]) Hier entwickelt Clausewitz am klarsten den Unterschied seiner Behandlungsweise des Krieges und derjenigen aller andern Kriegstheoretiker, die eben alle den Krieg nur „kriegerisch“ behandeln.

[19]) Umgekehrt wird man aber auch sagen dürfen, dafs eine Theorie, welche den Krieg in seiner absolutesten Gestalt erfafst und behandelt, alle diejenigen Konstellationen mit einbegreift, welche eine aus politischen Gründen modifizirte Anwendung der Kriegsmittel wünschenswerth oder nothwendig erscheinen lassen kann.

Ansicht, wie verschieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive und der Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, sein müssen.

Der erste, der grofsartigste, der entschiedenste Akt des Urtheils nun, welchen der Staatsmann und Feldherr ausübt, ist der, dafs er den Krieg, welchen er unternimmt, in dieser Beziehung richtig erkenne, ihn nicht für etwas nehme oder zu etwas machen wolle, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht sein kann. Dies ist also die erste, umfassendste aller strategischen Fragen; wir werden sie in der Folge, beim Kriegsplan, näher in Betracht ziehen.

Hier begnügen wir uns, den Gegenstand bis auf diesen Punkt geführt und dadurch den Hauptgesichtspunkt festgestellt zu haben, aus welchem der Krieg und seine Theorie betrachtet werden müssen,[20]).

28. Resultat für die Theorie.

Der Krieg ist also nicht nur ein wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert, sondern er ist auch seinen Gesammterscheinungen nach in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elements, dem Hafs und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind, aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer freien Seelenthätigkeit machen, und aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeugs, durch welche er dem blofsen Verstande anheimfällt.

Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet. Die Leidenschaften, welche im Kriege entbrennen sollen, müssen schon in den Völkern vorhanden sein; der Umfang, welchen das Spiel des Muthes und Talents im Reiche der Wahrscheinlichkeiten des Zufalls bekommen wird, hängt von der Eigenthümlichkeit des Feldherrn und des Heeres ab, die politischen Zwecke aber gehören der Regierung allein an.

Diese drei Tendenzen, die als eben so viele verschiedene Gesetzgebungen erscheinen, sind tief in der Natur des Gegenstandes begründet und zugleich von veränderlicher Gröfse. Eine Theorie, welche eine derselben unberücksichtigt lassen oder zwischen ihnen ein willkürliches Verhältnifs feststellen wollte, würde augenblicklich mit der Wirklichkeit in solchen Widerspruch gerathen, dafs sie schon dadurch allein wie vernichtet betrachtet werden müfste.

Die Aufgabe ist also, dafs sich die Theorie zwischen diesen drei Tendenzen wie zwischen drei Anziehungspunkten schwebend erhalte.

Auf welchem Wege dieser schwierigen Aufgabe noch am ersten genügt werden könne, wollen wir in dem Buche von der Theorie des Krieges untersuchen. In jedem Fall wird die hier geschehene Feststellung des Begriffs vom Kriege der erste Lichtstrahl, der für uns in den Fundamentalbau der Theorie fällt, der zuerst die grofsen Massen sondern und sie uns unterscheiden lassen wird.

---

[20]) Schalten wir ein: „vom Standpunkte des Feldherrn aus“.

Rückblick auf das erste Kapitel.

Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.

Gewalt ist das Mittel; dem Feinde unseren Willen aufzudringen aber der Zweck des Krieges. Um diesen Zweck zu erreichen, muſs man den Gegner wehrlos machen, und das ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung.

Dieser Natur des Krieges entsprechend, würde es sonach keine Grenze für die Anwendung der Gewalt, keine Grenze für die Niederwerfung (Wehrlosmachung, Vernichtung) des Gegners und keine Grenze für das Kraftaufgebot zu diesem Zwecke geben.

Dieses Aeuſserste im Kriege wird in der Wirklichkeit modifizirt dadurch, daſs der Krieg kein isolirter Akt ist, sondern stets mit dem seitherigen Staatsleben der sich Bekriegenden zusammenhängt; dadurch, daſs er nicht aus einem einzigen Schlage ohne Dauer besteht, weil die wirkenden Kräfte (Streitmittel, Land und Bundesgenossen) nicht alle gleichzeitig zur Geltung und Entladung kommen können, und endlich, weil er mit seinem Resultat nie etwas Absolutes, Unabänderliches ist.

Damit treten die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens an die Stelle des Aeuſsersten und Absoluten der Begriffe und das Urtheil kann nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen die Grenze für die zu machenden Anstrengungen feststellen.

Dabei tritt dann der politische Zweck des Krieges in den Vordergrund.

Immerhin dürfte trotzdem die kriegerische Handlung doch eigentlich keinen Stillstand kennen, da in Beziehung auf Fortgang und Stillstand der Handlung stets eine Polarität der Interessen obzuwalten scheint, welche mindestens den einen der beiden Gegner zum Handeln antreiben müſste.

Die Wirkung dieser Polarität wird aber einmal durch den Gegensatz von Angriff und Vertheidigung und die (zunächst als bestehend hinzunehmende) überlegene Stärke dieser über die erstere Form, fernerhin dann aber auch sehr oft durch die unvollkommene Einsicht in den Fall (seitens desjenigen, an welchem das Handeln wäre) gemäſsigt. Es erklärt sich dadurch sowohl die thatsächliche Erscheinung, als die Berechtigung auch eines Stillstandes im kriegerischen Akte.

Die Möglichkeit und wachsende Häufigkeit dieses Stillstandes erleichtert wiederum die Anstellung jenes Wahrscheinlichkeitskalküls im Kriege, und kommt schlieſslich noch der Zufall dazu, so macht er im Verbande mit dieser in der objektiven Natur des Krieges begründeten Wahrscheinlichkeitsrechnung, denselben — zum Spiel.

Wie durch seine objektive, so wird aber auch durch seine subjektive Natur der Krieg zum Spiel, weil in dem Elemente der Gefahr, in welchem diejenigen Kräfte sich bewegen müssen, mit welchen er geführt wird, der Muth die vornehmst Seeleneigenschaft ist und dieser Muth in seinen verschiedenen Aeuſserungen des Wagens, der Kühnheit, der Verwegenheit sich mit Vorliebe das Ungefähr zum Tummelplatze sucht.

Trotz alledem aber bleibt doch der Krieg ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck und von diesem, seinem politischen Zwecke ausgehend, mufs diesem Motive auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung (auf jenes Ziel hin) zugestanden werden.

Daraus entwickelt sich dann jene Verschiedenartigkeit der Kriege, welche uns die Geschichte zeigt und welche den Krieg in seiner Gesammterscheinung als zusammengesetzt erweist: aus dem blinden Naturtrieb seiner auf Hafs und Feindschaft basirten Gewaltsamkeit; aus der freien Seelenthätigkeit, zu welchem das Spiel der Wahrscheinlichkeiten und der Zufall ihn machen, und aus dem Verstandesakte eines politischen Werkzeuges.

Zweites Kapitel.

Zweck und Mittel im Kriege.

Nachdem wir im vorigen Kapitel die zusammengesetzte und veränderliche Natur des Krieges kennen gelernt haben, wollen wir uns damit beschäftigen, zu untersuchen, welchen Einfluſs dies auf Zweck und Mittel im Kriege hat.

Fragen wir zuerst nach dem Ziel, auf welches der ganze Krieg gerichtet werden mufs, um für den politischen Zweck das rechte Mittel zu sein, so werden wir dasselbe eben so veränderlich finden, als der politische Zweck und die eigenthümlichen Verhältnisse des Krieges es sind.

Halten wir uns zuvörderst wieder an den reinen Begriff des Krieges, so müssen wir sagen, dafs der politische Zweck desselben eigentlich aufser seinem Gebiete liege; denn wenn der Krieg ein Akt der Gewalt ist, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, so müfste es immer und ganz allein darauf ankommen, den Gegner niederzuwerfen, d. h. ihn wehrlos zu machen. Wir wollen zuerst diesen aus dem Begriff entwickelten Zweck, dem gleichwohl in der Wirklichkeit eine Menge von Fällen sehr nahe kommen[1]), in dieser Wirklichkeit betrachten.

Wir werden in der Folge beim Kriegsplan näher untersuchen, was es heifst, einen Staat wehrlos machen, müssen aber hier gleich drei Dinge unterscheiden, die als drei allgemeine Objekte alles Uebrige in sich fassen. Es ist die Streitkraft, das Land und der Wille des Feindes.

Die Streitkraft mufs vernichtet, d. h. in einen solchen Zustand versetzt werden, dafs sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann. Wir erklären hierbei, dafs wir in der Folge unter dem Ausdruck „Vernichtung der feindlichen Streitkraft“ nur dies verstehen werden.

Das Land mufs erobert werden, denn aus dem Lande könnte sich eine neue Streitkraft bilden.

Ist aber auch beides geschehen, so kann der Krieg, d. h. die feindliche Spannung und Wirkung feindseliger Kräfte, nicht als beendet angesehen

---

[1]) Dieses „gleichwohl sehr nahe kommen“ ist charakteristisch für die ganze Auffassungsweise.

werden, so lange der Wille des Feindes nicht auch bezwungen ist, d. h. seine Regierung und seine Bundesgenossen zur Unterzeichnung des Friedens oder das Volk zur Unterwerfung vermocht sind; denn es kann sich, während wir im vollen Besitze des Landes sind, der Kampf in seinem Innern, oder auch durch Beistand seiner Bundesgenossen von neuem entzünden[2]). Freilich kann dies auch nach dem Frieden geschehen, aber dies beweist weiter nichts, als dafs nicht jeder Krieg eine vollkommene Entscheidung und Erledigung in sich trägt. Aber selbst wenn dies der Fall ist, so ersterben doch im Friedensschlufs selbst jedesmal eine Menge Funken, die im Stillen fortgeglüht hätten, und die Spannungen lassen nach, weil alle dem Frieden zugewandten Gemüther, deren es in jedem Volk und unter allen Verhältnissen immer eine grofse Anzahl giebt, sich aus der Richtung des Widerstandes ganz abwenden. Wie dem übrigens auch sei, immer mufs man mit dem Frieden den Zweck als erreicht und das Geschäft des Krieges als beendigt ansehen.

Da von jenen drei Gegenständen die Streitkraft zur Beschützung des Landes bestimmt ist, so ist die natürliche Ordnung, dafs diese zuerst vernichtet, dann das Land erobert, und durch diese beiden Erfolge, so wie durch den Zustand, in welchem wir uns dann noch befinden, der Gegner zum Frieden vermocht werde. Gewöhnlich geschieht die Vernichtung der feindlichen Streitkraft nach und nach, und in eben dem Mafse folgt ihr auf dem Fufse die Eroberung des Landes. Beide pflegen dabei in Wechselwirkung zu treten, indem der Verlust der Provinzen auf die Schwächung der Streitkräfte zurückwirkt. Diese Ordnung ist aber keineswegs nothwendig, und deswegen findet sie auch nicht immer statt. Es kann sich die feindliche Streitmacht, noch ehe sie merklich geschwächt worden ist, an die entgegengesetzten Grenzen des Landes, auch ganz ins Ausland zurückziehen. In diesem Falle wird also der gröfste Theil des Landes, oder auch das ganze erobert.

Aber dieser Zweck des abstrakten Krieges, dieses letzte Mittel zur Erreichung des politischen Zwecks, in dem sich alle andern zusammenfinden sollen: das Wehrlosmachen des Gegners, ist in der Wirklichkeit keineswegs allgemein vorhanden, ist nicht die nothwendige Bedingung zum Frieden, und kann also auf keine Weise in der Theorie als ein Gesetz aufgestellt werden[3]). Es giebt eine zahllose Menge von Friedensschlüssen, die erfolgt sind, ehe einer der beiden Theile als wehrlos angesehen werden konnte, ja ehe das Gleichgewicht auch nur merklich gestört war. Noch mehr, wenn wir auf die konkreten Fälle sehen, so müssen wir uns sagen, dafs in einer ganzen Klasse derselben das Niederwerfen des Gegners ein unnützes Spiel der Vorstellungen sein würde: wenn nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist.

---

[2]) Bis zu diesem Moment ruht aber zunächst der kriegerische Krieg, dessen Absicht der Wehrlosmachung sich eben nur auf die greifbaren Objekte: Streitkraft und Land wirksam erweisen kann.

[3]) Für die Theorie des kriegerischen Krieges ist es schlechthin das Fundamentalgesetz. Darin liegt wieder der Unterschied der Auffassung, ohne dessen unausgesetzte Gegenwärtighaltung der Leser sich allzu leicht vollständig verirren würde.

Die Ursache, warum der aus dem Begriff des Krieges entwickelte Zweck nicht allgemein auf den wirklichen Krieg paſst, liegt in der Verschiedenheit beider, mit welcher wir uns im vorigen Kapitel beschäftigt haben. Wäre er, wie ihn der bloſse Begriff giebt, so würde ein Krieg zwischen Staaten von merklich ungleichen Kräften als ein Absurdum erscheinen, also unmöglich sein[4]); die Ungleichheit der physischen Kräfte dürfte höchstens so groſs sein, daſs sie durch die moralischen ausgeglichen werden könnte, und das würde in Europa bei unserm heutigen gesellschaftlichen Zustande nicht weit reichen. Wenn wir also Kriege zwischen Staaten von sehr ungleicher Macht haben stattfinden sehen: so ist es der Fall, weil der Krieg in der Wirklichkeit sich von seinem ursprünglichen Begriff oft sehr weit entfernt.

Es sind zwei Dinge, welche in der Wirklichkeit als Motiv zum Frieden an die Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerstande treten können. Das erste ist die Unwahrscheinlichkeit, das zweite ein zu groſser Preis des Erfolges.

Da, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, der ganze Krieg von dem strengen Gesetz innerer Nothwendigkeit loslassen und sich der Wahrscheinlichkeitsberechnung anheimgeben muſs, und da dies immer um so mehr der Fall ist, je mehr er sich den Verhältnissen nach, aus denen er hervorgegangen ist, dazu eignet, je geringer die Motive und die Spannungen sind: so ist es auch begreiflich, wie aus dieser Wahrscheinlichkeitsberechnung das Motiv zum Frieden selbst entstehen kann. Es braucht also der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Theils ausgekämpft zu werden, und man kann denken, daſs bei sehr schwachen Motiven und Spannungen eine leichte, kaum angedeutete Wahrscheinlichkeit schon hinreicht, denjenigen, gegen welchen sie gerichtet ist, zum Nachgeben zu bewegen. Wäre nun der Andere im Voraus davon überzeugt, so ist es ja natürlich, daſs er nur nach dieser Wahrscheinlichkeit streben, nicht erst den Umweg eines gänzlichen Niederwerfens des Feindes suchen und machen wird.

Noch allgemeiner wirkt die Beachtung des Kraftaufwandes, welcher schon erforderlich gewesen ist und noch sein wird, auf den Entschluſs zum Frieden. Da der Krieg kein Akt blinder Leidenschaft ist, sondern der politische Zweck darin vorwaltet, so muſs der Werth, den dieser hat, die Gröſse der Aufopferungen bestimmen, mit welchen wir ihn erkaufen wollen. Dies wird nicht bloſs der Fall sein bei ihrem Umfang, sondern auch bei ihrer Dauer. Sobald also der Kraftaufwand so groſs wird, daſs der Werth des politischen Zwecks ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, so muſs dieser aufgegeben werden, und der Friede die Folge davon sein.

---

[4]) Er ist es von dem Augenblicke an, wo dem merklich Stärkeren die Absicht des Niederwerfens innewohnt, der gegenüber dem merklich Schwächeren nur die Hülfe von „Bundesgenossen“ bleibt, welche ein Gleichgewicht der Kräfte herstellen sollen. Nur solche Hoffnung berechtigt den merklich Schwächeren zum Krieg, ohne sie wäre der Krieg für ihn Selbstmord, d. i. politisch „ein Absurdum“. Dänemark hatte im Jahre 1864 sicherlich den Krieg gegen Preuſsen und Oesterreich zunächst nur in dieser Hoffnung aufgenommen; aber die Natur seines Insel-Landes (s. oben) lieſs auch die Ungleichheit der Kräfte minder schroff erscheinen, als es auf den ersten Blick aussieht.

Man sieht also, dafs in den Kriegen, wo der Eine den Andern nicht ganz wehrlos machen kann, die Motive zum Frieden in beiden Theilen steigen und fallen werden nach der Wahrscheinlichkeit der ferneren Erfolge und des erforderlichen Kraftaufwandes. Wenn diese Motive in beiden Theilen gleich stark wären, so würden sie sich in der Mitte ihrer politischen Differenz treffen; was sie in dem Einen an Stärke zunehmen, dürfen sie in dem Andern schwächer sein; wenn ihre Summe nur hinreicht, so wird der Friede zu Stande kommen, natürlich aber mehr zum Besten Dessen ausfallen, der die schwächsten Motive dazu hatte.

Wir übergehen hier absichtlich noch den Unterschied, den die positive und negative Natur des politischen Zwecks im Handeln nothwendig hervorbringen mufs; denn wenn dieser auch, wie wir in der Folge zeigen werden, von der höchsten Wichtigkeit ist, so müssen wir uns doch hier auf einem noch allgemeineren Standpunkt erhalten, weil die ursprünglichen politischen Absichten im Laufe des Krieges sehr wechseln und zuletzt ganz andere werden können, eben weil sie durch die Erfolge und durch die wahrscheinlichen Ergebnisse mit bestimmt werden[5]).

Es entsteht nun die Frage, wie man auf die Wahrscheinlichkeit der Erfolge wirken kann. Zuerst natürlich durch dieselben Gegenstände, welche auch zum Niederwerfen des Gegners führen: die Vernichtung seiner Streitkräfte und die Eroberung seiner Provinzen; aber beide sind darum nicht genau dieselben, welche sie bei jenem Zweck sein würden. Wenn wir die feindliche Streitkraft angreifen, so ist es etwas ganz Anderes, ob wir dem ersten Schlage eine Reihe anderer folgen lassen wollen, bis zuletzt alles zertrümmert ist, oder ob wir uns mit einem Siege begnügen wollen, um das Gefühl der Sicherheit beim Gegner zu brechen, ihm das Gefühl unserer Ueberlegenheit zu geben, und ihm also für die Zukunft Besorgnisse einzuflöfsen. Wollen wir das, so werden wir an die Vernichtung seiner Streitkräfte nur so viel setzen, als dazu hinreichend ist. Eben so ist die Eroberung von Provinzen eine andere Mafsregel, wenn es nicht auf das Niederwerfen des Gegners abgesehen ist. In jenem Falle wäre die Vernichtung seiner Streitkraft die eigentlich wirksame Handlung, und das Einnehmen der Provinzen nur die Folge davon; sie einzunehmen, ehe die Streitkraft zusammengeworfen ist, wäre immer nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Dagegen ist, wenn wir es nicht auf das Niederwerfen der feindlichen Streitkraft absehen und wenn wir überzeugt sind, dafs der Feind den Weg der blutigen Entscheidung selbst nicht sucht, sondern fürchtet, das Einnehmen einer schwach oder gar nicht vertheidigten Provinz schon an sich ein Vortheil, und ist dieser Vortheil grofs genug, um den Gegner für den allgemeinen Erfolg besorgt zu machen, so ist er auch als ein naher Weg zum Frieden zu betrachten.

Nun kommen wir aber noch auf ein eigenthümliches Mittel, auf die

---

[5]) Dieses Zugeständnifs, dafs die Erfolge des kriegerischen Krieges sehr wesentlich auf die Zwecke des politischen Krieges reagiren können, ist von hoher Wichtigkeit und beweist hier die reale Bedeutung jener Art der Kriegführung.

Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu wirken, ohne die feindliche Streitkraft niederzuwerfen, nämlich auf solche Unternehmungen, die eine unmittelbare politische Beziehung haben. Giebt es Unternehmungen, die vorzugsweise geeignet sind, Bündnisse unsers Gegners zu trennen oder unwirksam zu machen, uns neue Bundesgenossen zu erwerben, politische Funktionen zu unserm Besten aufzuregen u. s. w.: so ist leicht begreiflich, wie dies die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sehr steigern und ein viel kürzerer Weg zum Ziele werden kann, als das Niederwerfen der feindlichen Streitkräfte.

Die zweite Frage ist, welches die Mittel sind, auf den feindlichen Kraftaufwand, d. h. auf die Preiserhöhung zu wirken.

Der Kraftaufwand des Gegners liegt in dem Verbrauch seiner Streitkräfte, also in der Zerstörung derselben von unsrer Seite, in dem Verlust von Provinzen, also in der Eroberung derselben durch uns.

Dafs diese beiden Gegenstände wegen der verschiedenen Bedeutung auch hier nicht allemal mit der gleichnamigen bei einem andern Zweck zusammenfallen, wird sich bei näherer Betrachtung von selbst ergeben. Dafs die Unterschiede meistens nur gering sein werden, darf uns nicht irre machen, denn in der Wirklichkeit entscheiden oft bei schwachen Motiven die feinsten Nüancen für die eine oder andere Modalität der Kraftanwendung. Uns kömmt es hier nur darauf an, zu zeigen, dafs unter Voraussetzung gewisser Bedingungen andere Wege zum Ziele möglich, kein innerer Widerspruch, kein Absurdum, auch nicht einmal Fehler sind.

Aufser diesen beiden Gegenständen giebt es nun noch drei eigenthümliche Wege, die unmittelbar darauf gerichtet sind, den Kraftaufwand des Gegners zu steigern. Der erste ist die Invasion, d. h. die Einnahme feindlicher Provinzen, nicht mit der Absicht, sie zu behalten, sondern um Kriegssteuern darin zu erheben, oder sie gar zu verwüsten. Der unmittelbare Zweck ist hier weder die Eroberung des feindlichen Landes, noch das Niederwerfen seiner Streitkraft, sondern blofs ganz allgemein der feindliche Schaden. Der zweite Weg ist, unsre Unternehmungen vorzugsweise auf solche Gegenstände zu richten, die den feindlichen Schaden vergröfsern. Es ist nichts leichter, als sich zwei verschiedene Richtungen unsrer Streitkraft zu denken, von denen die eine bei weitem den Vorzug verdient, wenn es darauf ankommt, den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn vom Niederwerfen nicht die Rede ist und sein kann, einträglicher ist. Wie man zu sagen gewohnt ist, würde man die erste für die mehr militärische, die andere mehr für eine politische halten. Wenn man sich aber auf den höchsten Standpunkt stellt, so ist eine so militärisch wie die andere[6]), und jede nur zweckmäfsig, wenn sie zu den gegebenen Bedingungen pafst. Der dritte Weg, an Umfang der ihm zugehörigen Fälle bei weitem der wichtigste, ist das Ermüden des Gegners. Wir wählen diesen Ausdruck nicht blofs, um das Objekt mit einem Worte zu bezeichnen, sondern weil er

---

[6]) Eben so gewifs wie oben (Absatz 26 des ersten Kapitels) die eine Verfahrungsweise so „politisch“ wie die andere genannt worden ist (Anm. 19).

die Sache ganz ausdrückt und nicht so bildlich ist, als es auf den ersten Blick scheint. In dem Begriff des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens.

Wollen wir nun den Gegner in der Dauer des Kampfes überbieten, so müssen wir uns mit so kleinen Zwecken als möglich begnügen, denn es liegt in der Natur der Sache, dafs ein grofser Zweck mehr Kraftaufwand erfordert, als ein kleiner; der kleinste Zweck aber, den wir uns vorsetzen können, ist der reine Widerstand, d. h. der Kampf ohne eine positive Absicht. Bei diesem werden also unsere Mittel verhältnismäfsig am gröfsten sein, und also das Resultat am meisten gesichert. Wie weit kann nun diese Negativität gehen? Offenbar nicht bis zur absoluten Passivität, denn ein blofses Leiden wäre kein Kampf mehr; der Widerstand aber ist eine Thätigkeit, und durch diese sollen so viele von des Feindes Kräften zerstört werden, dafs er seine Absicht aufgeben mufs. Nur das wollen wir bei jedem einzelnen Akt, und darin besteht die negative Natur unserer Absicht.

Unstreitig ist diese negative Absicht in ihrem einzelnen Akt nicht so wirksam, wie eine in gleicher Richtung liegende positive sein würde, vorausgesetzt, dafs sie gelinge; aber darin liegt eben der Unterschied, dafs jene eher gelingt, also mehr Sicherheit giebt; was ihr nun an Wirksamkeit im einzelnen Akt abgeht, mufs sie durch die Zeit, also durch die Dauer des Kampfes wieder einbringen, und so ist denn diese negative Absicht, welche das Prinzip des reinen Widerstandes ausmacht, auch das natürliche Mittel, den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, das ist: ihn zu ermüden.

Hier liegt der Ursprung des das ganze Gebiet des Krieges beherrschenden Unterschiedes von Angriff und Vertheidigung. Wir können aber diesen Weg hier nicht weiter verfolgen, sondern begnügen uns zu sagen, dafs aus dieser negativen Absicht selbst alle die Vortheile, und so alle die stärkeren Formen des Kampfes abgeleitet werden können, die ihr zur Seite stehen, und in welcher sich also dieses philosophisch-dynamische Gesetz, das zwischen Gröfse und Sicherheit des Erfolges besteht, verwirklicht. Wir werden dies alles in der Folge betrachten.

Giebt also die negative Absicht, d. h. die Vereinigung aller Mittel im blofsen Widerstand, eine Ueberlegenheit im Kampf[7]): so wird, wenn diese so grofs ist, um ein etwaiges Uebergewicht des Gegners auszugleichen, die blofse Dauer des Kampfes hinreichen, um den Kraftaufwand beim Gegner nach und nach auf den Punkt zu bringen, dafs ihm der politische Zweck desselben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er den Kampf also aufgeben mufs. Man sieht also, dafs dieser Weg, die Ermüdung des Gegners, die grofse Anzahl von Fällen unter sich begreift, wo der Schwache dem Mächtigen widerstehen will.

Friedrich der Grofse wäre im siebenjährigen Kriege niemals im Stande

---

[7]) Was hier zunächst nur als Prämisse hingestellt, aber, wie sich später zeigen wird, von Clausewitz auch als Thatsache angenommen wird.

gewesen, die österreichische Monarchie niederzuwerfen, und hätte er es in dem Sinne eines Karl XII. versuchen wollen, er würde unfehlbar zu Grunde gegangen sein. Nachdem aber die talentvolle Anwendung einer weisen Oekonomie der Kräfte den gegen ihn verbündeten Mächten sieben Jahre lang gezeigt hatte, dafs der Kraftaufwand viel gröfser werde, als sie sich Anfangs vorgestellt hatten, beschlossen sie den Frieden.

Wir sehen also, dafs es im Kriege der Wege zum Ziele viele giebt, dafs nicht jeder Fall an die Niederwerfung des Gegners gebunden ist, dafs Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Eroberung feindlicher Provinzen, blofse Besetzung derselben, blofse Invasion derselben, Unternehmungen, die unmittelbar auf politische Beziehungen gerichtet sind, endlich ein passives Abwarten der feindlichen Stöfse — alles Mittel sind, die, jedes für sich, zur Ueberwindung des feindlichen Willens gebraucht werden können, je nachdem die Eigenthümlichkeit des Falles mehr von dem einen oder dem andern erwarten läfst. Wir können noch eine ganze Klasse von Zwecken als kürzere Wege zum Ziele hinzufügen, die wir Argumente ad hominem nennen könnten. In welchem Gebiete menschlichen Verkehrs kämen diese alle sächlichen Verhältnisse überspringenden Funken der persönlichen Beziehungen nicht vor, und im Kriege, wo die Persönlichkeit der Kämpfer, im Kabinet und im Felde, eine so grofse Rolle spielt, können sie wohl am wenigsten fehlen. Wir begnügen uns darauf hinzudeuten, weil es eine Pedanterie wäre, sie in Klassen bringen zu wollen. Mit diesen, kann man wohl sagen, wächst die Zahl der möglichen Wege zum Ziel bis ins Unendliche.

Um diese verschiedenen kürzeren Wege zum Ziel nicht unter ihrem Werth zu schätzen, sie entweder nur als seltene Ausnahmen gelten zu lassen, oder den Unterschied, den sie in der Kriegführung bedingen, für unwesentlich zu halten, mufs man sich nur der Mannigfaltigkeit der politischen Zwecke bewufst werden, die einen Krieg veranlassen können, oder mit einem Blick den Abstand messen, der zwischen einem Vernichtungskriege um das politische Dasein und einem Kriege stattfindet, den ein erzwungenes oder hinfällig gewordenes Bündnifs zur unangenehmen Pflicht macht. Zwischen beiden giebt es zahllose Abstufungen, die in der Wirklichkeit vorkommen. Mit eben dem Recht, mit welchem man eine dieser Abstufungen in der Theorie verwerfen wollte, könnte man sie alle verwerfen, d. h. die wirkliche Welt ganz aus den Augen setzen.

So ist es im Allgemeinen mit dem Ziele beschaffen, welches man im Kriege zu verfolgen hat; wenden wir uns jetzt zu den Mitteln.

Dieser Mittel giebt es nur ein einziges: es ist der Kampf. Wie mannigfaltig dieser auch gestaltet sei, wie weit er sich von der rohen Entledigung des Hasses und der Feindschaft im Faustkampfe entfernen möge, wie viel Dinge sich einschieben mögen, die nicht selbst Kampf sind: immer liegt es im Begriff des Krieges, dafs alle in ihm erscheinenden Wirkungen ursprünglich von Kampf ausgehen müssen.

Dafs dem auch in der gröfsten Mannigfaltigkeit und Zusammensetzung der Wirklichkeit immer so sei, dafür giebt es einen sehr einfachen Beweis. Alles, was im Kriege geschieht, geschieht durch Streitkräfte; wo aber Streit-

kräfte, d. i. bewaffnete Menschen, angewendet werden, da muſs nothwendig die Vorstellung des Kampfes zu Grunde liegen.

Es gehört also alles zur kriegerischen Thätigkeit, was sich auf die Streitkräfte bezieht, also alles, was zu ihrer Erzeugung, Erhaltung und Verwendung gehört.

Erzeugung und Erhaltung sind offenbar nur die Mittel, die Anwendung aber ist der Zweck.

Der Kampf im Kriege ist nicht ein Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen, sondern ein vielfach gegliedertes Ganze. In diesem groſsen Ganzen können wir Einheiten von zweierlei Art unterscheiden: die eine nach dem Subjekt, die andere nach dem Objekt bestimmt. In einem Heere reihet sich die Zahl der Kämpfer immer zu neuen Einheiten zusammen, die Glieder einer höheren Ordnung bilden. Es bildet also der Kampf eines jeden dieser Glieder auch eine mehr oder weniger hervortretende Einheit. Ferner bildet der Zweck des Kampfes, also sein Objekt, eine Einheit desselben.

Jede dieser Einheiten nun, die sich im Kampf unterscheiden, belegt man mit dem Namen eines Gefechts[8]).

Liegt aller Anwendung von Streitkräften die Vorstellung von Kampf zu Grunde, so ist auch die Verwendung der Streitkräfte überhaupt nichts als die Feststellung und Anordnung einer gewissen Anzahl von Gefechten.

Es bezieht sich also alle kriegerische Thätigkeit nothwendig auf das Gefecht, entweder unmittelbar, oder mittelbar. Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschirt, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten.

Endigen also im Gefecht alle Fäden kriegerischer Thätigkeit, so werden wir sie auch alle auffassen, indem wir die Anordnung der Gefechte bestimmen; nur von dieser Anordnung und ihrer Vollziehung gehen die Wirkungen aus, niemals unmittelbar von den ihnen vorhergehenden Bedingungen. Nun ist im Gefecht alle Thätigkeit auf die Vernichtung des Gegners oder vielmehr seiner Streitfähigkeit gerichtet, denn dies liegt in seinem Begriff; die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist also immer das Mittel, um den Zweck des Gefechts zu erreichen.

Dieser Zweck kann ebenfalls die bloſse Vernichtung der feindlichen Streitkraft sein, aber dies ist keineswegs nothwendig, sondern er kann auch etwas ganz Anderes sein. Sobald nämlich, wie wir das gezeigt haben, das Niederwerfen des Gegners nicht das einzige Mittel ist, den politischen Zweck zu erreichen, sobald es andere Gegenstände giebt, welche man als Ziel im Kriege verfolgen kann: so folgt von selbst, daſs diese Gegenstände der Zweck einzelner kriegerischer Akte werden können, und also auch der Zweck von Gefechten.

---

[8]) Man kann wohl füglich die sich auf das Subjekt beziehenden Einheiten: „Kampf“, die sich auf das Objekt beziehenden: „Gefecht“ nennen. Die nachfolgenden Clausewitzschen Deduktionen werden sich vielleicht unter Festhaltung einer Trennung jener beiden Begriffe noch schärfer in ihrer wahren Bedeutung erfassen lassen.

Aber selbst diejenigen Gefechte, welche als untergeordnete Glieder der Niederwerfung der feindlichen Streitkraft ganz eigentlich gewidmet sind, brauchen die Vernichtung derselben nicht gerade zu ihrem nächsten Zweck zu haben.

Wenn man an die mannigfaltige Gliederung einer grofsen Streitkraft denkt, an die Menge von Umständen, die bei ihrer Anwendung in Wirksamkeit kommen: so ist begreiflich, dafs auch der Kampf einer solchen Streitkraft eine mannigfache Gliederung, Unterordnung und Zusammensetzung bekommen mufs. Da können und müssen natürlich für die einzelnen Glieder eine Menge von Zwecken vorkommen, die nicht selbst Vernichtung feindlicher Streitkraft sind und dieselbe zwar in gesteigertem Mafse, aber nur mittelbar bewirken. Wenn ein Bataillon den Auftrag erhält, den Feind von einem Berge, einer Brücke u. s. w., zu vertreiben, so ist in der Regel der Besitz dieser Gegenstände der eigentliche Zweck, die Vernichtung der feindlichen Kräfte daselbst blofses Mittel oder Nebensache. Kann der Feind durch eine blofse Demonstration vertrieben werden, so ist der Zweck auch erreicht; aber dieser Berg, diese Brücke werden in der Regel nur genommen, um damit eine gesteigerte Vernichtung der feindlichen Streitkraft zu bewirken. Ist es schon so auf dem Schlachtfelde, so wird es noch vielmehr so auf dem ganzen Kriegstheater sein, wo nicht blofs ein Heer dem andern, sondern ein Staat, ein Volk, ein Land dem andern gegenüber steht. Hier mufs die Zahl möglicher Beziehungen und folglich der Kombinationen sehr vermehrt, die Mannigfaltigkeit der Anordnungen vergröfsert und durch die sich unterordnende Abstufung der Zwecke das Mittel von dem letzten Zwecke weiter entfernt werden.

Es ist also aus vielen Gründen möglich, dafs der Zweck eines Gefechts nicht die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, nämlich der uns gegenüberstehenden ist, sondern dafs diese blofs als Mittel erscheint. In allen diesen Fällen aber kommt es auch auf die Vollziehung dieser Vernichtung nicht mehr an, denn das Gefecht ist hier nichts als ein Abmesser der Kräfte, hat an sich keinen Werth, sondern nur den des Resultates, d. h. seiner Entscheidung.

Ein Abmessen der Kräfte kann aber in Fällen, wo sie sehr ungleich sind, schon durch das blofse Abschätzen erhalten werden. In solchen Fällen wird auch das Gefecht nicht stattfinden, sondern der Schwächere gleich nachgeben.

Ist der Zweck der Gefechte nicht immer die Vernichtung der in denselben begriffenen Streitkräfte, und kann ihr Zweck oft sogar erreicht werden, ohne dafs das Gefecht wirklich stattfindet, durch seine blofse Feststellung und die daraus hervorgehenden Verhältnisse: so wird es erklärlich, wie ganze Feldzüge mit grofser Thätigkeit geführt werden können, ohne dafs das faktische Gefecht darin eine namhafte Rolle spielt.

Dafs dem so sein kann, beweist die Kriegsgeschichte in hundert Beispielen. Wie viele von diesen Fällen die unblutige Entscheidung mit Recht gehabt haben, d. h. ohne inneren Widerspruch, und ob einige aus derselben entspringende Berühmtheiten die Kritik aushalten würden: das wollen wir

dahingestellt sein lassen, denn es ist uns nur darum zu thun, die Möglichkeit eines solchen kriegerischen Verlaufs zu zeigen.

Wir haben nur ein Mittel im Kriege, das Gefecht, das aber bei der Mannigfaltigkeit seiner Anwendung uns in alle die verschiedenen Wege hineinführt, welche die Mannigfaltigkeit der Zwecke zuläfst, so dafs wir nichts gewonnen zu haben scheinen; so ist es aber nicht, denn von dieser Einheit des Mittels geht ein Faden aus, der sich für die Betrachtung durch das ganze Gewebe kriegerischer Thätigkeit fortschlingt und es zusammenhält.

Wir haben aber die Vernichtung der feindlichen Streitkraft als einen der Zwecke betrachtet, die man im Kriege verfolgen kann, und es dahingestellt sein lassen, welche Wichtigkeit ihm unter den übrigen Zwecken gegeben werden solle. Im einzelnen Falle wird es von den Umständen abhängen, und für das Allgemeine haben wir seinen Werth unbestimmt gelassen; jetzt werden wir noch einmal darauf zurückgeführt, und wir werden einsehen lernen, welcher Werth ihm nothwendig zugestanden werden mufs.

Das Gefecht ist die einzige Wirksamkeit im Kriege; im Gefecht ist die Vernichtung der uns gegenüber stehenden Streitkraft das Mittel zum Zweck, ist es selbst da, wo das Gefecht nicht faktisch eintritt, weil jedenfalls der Entscheidung die Voraussetzung zu Grunde liegt, dafs diese Vernichtung als unzweifelhaft zu betrachten sei. Sonach ist also die Vernichtung der feindlichen Streitkraft die Grundlage aller kriegerischen Handlungen, der letzte Stützpunkt aller Kombinationen, die darauf wie der Bogen auf seinen Widerlagen ruhen. Es geschieht also alles Handeln unter der Voraussetzung, dafs, wenn die dabei zu Grunde liegende Entscheidung der Waffen wirklich eintreten sollte, sie eine günstige sei. Die Waffenentscheidung ist für alle grofsen und kleinen Operationen des Krieges, was die baare Zahlung für den Wechselhandel ist; wie entfernt diese Beziehungen auch sein, wie selten die Realisationen eintreten mögen, ganz können sie niemals fehlen.

Ist die Waffenentscheidung die Grundlage aller Kombinationen, so folgt, dafs der Gegner jede derselben durch eine glückliche Waffenentscheidung unwirksam machen kann, nicht nur wenn es die ist, auf welcher unsere Kombination unmittelbar beruht, sondern auch durch jede andere, wenn sie nur bedeutend genug ist; denn jede bedeutende Waffenentscheidung, d. i. Vernichtung feindlicher Streitkräfte, wirkt auf alle anderen vorliegenden zurück, weil sie sich wie ein flüssiges Element ins Niveau setzen.

So erscheint also die Vernichtung der feindlichen Streitkraft immer als das höher stehende, wirksamere Mittel, dem alle anderen weichen müssen.

Aber freilich können wir der Vernichtung feindlicher Streitkraft nur bei vorausgesetzter Gleichheit aller übrigen Bedingungen eine höhere Wirksamkeit zuschreiben. Es wäre also ein grofses Mifsverstehen, wenn man daraus den Schlufs ziehen wollte, ein blindes Draufgehen müsse über behutsame Geschicklichkeit immer den Sieg davontragen. Ein ungeschicktes Draufgehen würde zur Vernichtung der eigenen, nicht der feindlichen Streitkraft führen, und kann also von uns nicht gemeint sein. Die höhere Wirksamkeit gehört nicht dem Wege, sondern dem Ziele an, und wir vergleichen nur die Wirkung des einen erreichten Zieles mit dem andern.

Wenn wir von Vernichtung der feindlichen Streitmacht sprechen, so müssen wir hier ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daſs uns nichts zwingt, diesen Begriff auf die bloſse physische Streitkraft zu beschränken, sondern vielmehr die moralische nothwendig darunter mitverstanden werden muſs, weil ja beide sich bis in die kleinsten Theile durchdringen, und deshalb gar nicht von einander zu trennen sind. Es ist aber gerade hier, wo wir uns auf die unvermeidliche Einwirkung berufen, die ein groſser Vernichtungsakt (ein groſser Sieg) auf alle übrigen Waffenentscheidungen hat, das moralische Element dasjenige, das am flüssigsten ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, und also am leichtesten sich über alle Glieder vertheilt. Dem überwiegenden Werth, welchen die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte vor allen anderen Mitteln hat, steht die Kostbarkeit und Gefahr dieses Mittels gegenüber, und nur um diese zu vermeiden, werden andere Wege eingeschlagen.

Daſs das Mittel kostbar sein muſs, ist an sich verständlich, denn der Aufwand eigener Streitkräfte ist bei übrigens gleichen Umständen immer gröſser, je mehr unsere Absicht auf die Vernichtung der feindlichen gerichtet ist.

Die Gefahr dieses Mittels liegt aber darin, daſs eben die gröſsere Wirksamkeit, welche wir suchen, im Fall des Nichtgelingens auf uns zurückfällt, also gröſsere Nachtheile zur Folge hat.

Die anderen Wege sind also weniger kostbar beim Gelingen und weniger gefährlich beim Miſslingen; aber es liegt hierin nothwendig die Bedingung, daſs sie es nur mit ihresgleichen zu thun haben, nämlich, daſs der Feind dieselben Wege geht; weil, wenn der Feind den Weg groſser Waffenentscheidung wählte, der unsrige sich eben dadurch gegen unsern Willen auch in einen solchen verwandeln würde. Es kommt also dann auf den Ausgang des Vernichtungsaktes an; nun ist aber klar, daſs wir, alle übrigen Umstände wieder gleich genommen, in diesem Akt im Nachtheil aller Verhältnisse sein müssen, weil wir unsere Absichten und unsere Mittel zum Theil auf andere Dinge gerichtet hatten, was der Feind nicht gethan hat. Zwei verschiedene Zwecke, deren einer nicht Theil des andern ist, schlieſsen einander aus, und es kann also eine Kraft, die für den einen verwendet wird, nicht zugleich dem andern dienen. Wenn also einer der beiden Kriegführenden entschlossen ist, den Weg groſser Waffenentscheidungen zu gehen, so hat er auch schon eine hohe Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, sobald er gewiſs ist, daſs der andere ihn nicht gehen, sondern ein anderes Ziel verfolgen will; und Jeder, der sich ein solches anderes Ziel vorsetzt, kann dies vernünftigerweise nur thun, insofern er von seinem Gegner voraussetzt, daſs er die groſsen Waffenentscheidungen ebenso wenig sucht.

Aber was wir hier von einer anderen Richtung der Absichten und Kräfte gesagt haben, bezieht sich nur auf die positiven Zwecke, welche man auſser der Vernichtung feindlicher Kräfte sich im Kriege noch vorsetzen kann, durchaus nicht auf den reinen Widerstand, der in der Absicht gewählt wird, die feindliche Kraft dadurch zu erschöpfen. Dem bloſsen Widerstande fehlt die positive Absicht, und mithin können bei demselben unsere Kräfte dadurch nicht auf andere Gegenstände geleitet, sondern nur bestimmt sein, die Absichten des Gegners zu vernichten.

Hier haben wir von der Vernichtung der feindlichen Streitkraft die negative Seite, nämlich die Erhaltung der eigenen, zu betrachten. Diese beiden Bestrebungen gehen stets mit einander, weil sie in Wechselwirkung stehen; sie sind integrirende Theile einer und derselben Absicht, und wir haben nur zu untersuchen, welche Wirkung entsteht, wenn die eine oder die andere das Uebergewicht hat. Das Bestreben nach Vernichtung der feindlichen Streitkräfte hat den positiven Zweck und führt zu positiven Erfolgen, deren letztes Ziel die Niederwerfung des Gegners sein würde. Das Erhalten der eigenen Streitkräfte hat den negativen Zweck, führt also zur Vernichtung der feindlichen Absicht, d. h. zum reinen Widerstande, dessen letztes Ziel nichts sein kann, als die Dauer der Handlung so zu verlängern, dafs der Gegner sich darin erschöpft.

Das Bestreben mit dem positiven Zweck ruft den Vernichtungsakt ins Leben, das Bestreben mit dem negativen wartet ihn ab.

Wie weit dieses Abwarten gehen soll und darf, werden wir bei der Lehre von Angriff und Vertheidigung, an deren Ursprung wir uns abermals befinden, näher angeben. Hier müssen wir uns begnügen, zu sagen, dafs das Abwarten kein absolutes Leiden werden darf, und dafs in dem damit verbundenen Handeln die Vernichtung der in dem Konflikt dieses Handelns begriffenen feindlichen Streitkraft eben so gut das Ziel sein kann, wie jeder andere Gegenstand. Es wäre also ein grofser Irrthum in den Grundvorstellungen, zu glauben, dafs das negative Bestreben dahin führen müsse, die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte nicht zum Zweck zu wählen, sondern eine unblutige Entscheidung vorzuziehen. Das Uebergewicht des negativen Bestrebens kann allerdings die Veranlassung dazu sein, aber dann geschieht es immer auf die Gefahr, ob dieser Weg der angemessene sei, was von ganz andern Bedingungen abhängt, die nicht in uns, sondern im Gegner liegen. Dieser andere, unblutige Weg kann also keineswegs als das natürliche Mittel betrachtet werden, um der überwundenen Sorge für die Erhaltung unserer Streitkräfte genug zu thun, vielmehr würden wir diese in Fällen, wo ein solcher Weg den Umständen nicht entspräche, dadurch vollkommen zu Grunde richten. Sehr viele Feldherren sind in diesen Irrthum verfallen und dadurch zu Grunde gegangen. Die einzige nothwendige Wirkung, welche das Uebergewicht des negativen Bestrebens hat, ist das Aufhalten der Entscheidung, so dafs der Handelnde sich gewissermafsen in das Abwarten der entscheidenden Augenblicke hineinflüchtet. Die Folge davon pflegt zu sein: das Zurückverlegen der Handlung in der Zeit und, insofern der Raum damit in Verbindung steht, auch im Raume, soweit es die Umstände gestatten. Ist der Augenblick, wie dies ohne überwiegenden Nachtheil nicht weiter geschehen könnte, gekommen: so mufs der Vortheil der Negative als erschöpft betrachtet werden, und nun tritt das Bestreben nach Vernichtung der feindlichen Streitkraft, welches nur durch ein Gegengewicht aufgehalten, aber nicht verdrängt war, unverändert hervor.

Wir haben also in unsern bisherigen Betrachtungen gesehen, dafs es im Kriege vielerlei Wege zum Ziele, d. h. zur Erlangung des politischen Zweckes, giebt, dafs aber das Gefecht das einzige Mittel ist, und dafs darum alles

unter einem höchsten Gesetze steht: unter der Waffenentscheidung; dafs, wo sie faktisch vom Gegner in Anspruch genommen wird, dieser Rekurs niemals versagt werden kann, dafs also der Kriegführende, welcher einen andern Weg gehen will, sicher sein mufs, dafs der Gegner diesen Rekurs nicht nehmen, oder seinen Prozefs an diesem höchsten Gerichtshofe verlieren werde, dafs also, mit einem Wort, die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende erscheint.

Was Kombinationen anderer Art im Kriege leisten können, werden wir erst in der Folge und natürlich nur nach und nach kennen lernen. Wir begnügen uns, hier im Allgemeinen ihre Möglichkeit als etwas auf die Abweichung der Wirklichkeit von dem Begriff, auf die individuellen Umstände Gerichtetes anzuerkennen. Aber wir dürfen nicht unterlassen, schon hier die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft, als den erstgeborenen Sohn des Krieges geltend zu machen[9]). Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne grofse Krisen und blutige Auflösungen, durch die eigenthümlichen Schwächen seines Gegners, im Felde und im Kabinet, sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht, ihn darum zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motivirt sind und zum Erfolge berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, dafs er sich bewufst bleibe, nur Schleifwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann, dafs er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn Dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegen trete.

Die Resultate von dem, was der Krieg ist, wie Zweck und Mittel in ihm wirken, wie er sich von seinem ursprünglich strengen Begriff in den Abweichungen der Wirklichkeit bald mehr, bald weniger entfernt, hin und her spielt, aber immer unter jenem strengen Begriff wie unter einem höchsten Gesetz steht: das alles müssen wir in unserer Vorstellung festhalten und müssen uns desselben bei jedem der folgenden Gegenstände wieder bewufst werden, wenn wir ihre wahren Beziehungen, ihre eigenthümliche Bedeutung richtig verstehen, und nicht unaufhörlich in die schreiendsten Widersprüche mit der Wirklichkeit, und zuletzt mit uns selbst gerathen wollen.

Rückblick auf das zweite Kapitel.

1. Das Ziel, auf welches der ganze Krieg gerichtet sein mufs, um für seinen politischen Zweck das rechte Mittel zu sein, würde nach dem reinen Begriff nur das Niederwerfen, das Wehrlosmachen des Gegners sein können.

Für dieses Ziel bieten sich drei Objekte: die Streitkräfte, das Land und der Wille des Feindes.

Die Streitkraft mufs vernichtet, das Land erobert werden; immerhin

---

[9]) Hier liegt also der Berührungspunkt, in welchem Clausewitz selbst auch die „anderen" Behandlungsweisen des Krieges (s. „Zur Einführung") als gerechtfertigt anerkennt.

braucht aber damit der Wille des Feindes noch nicht so weit gebrochen zu sein, um ihn zum Friedensschlufs zu veranlassen.

Nach der natürlichen Ordnung der Dinge mufs zuerst die Streitkraft vernichtet, dann das Land erobert und durch diese beiden Erfolge der Gegner zum Frieden vermocht werden.

Vernichtung der Streitkraft und Eroberung des Landes stehen aber in einer Wechselwirkung, vermöge deren diese natürliche Ordnung auch verändert werden kann; wie andererseits das Wehrlosmachen des Gegners in Wirklichkeit keineswegs immer die unumgänglich nothwendige Vorbedingung für den Friedensschlufs zu sein braucht.

Auch ohne dieses Wehrlosmachen kann nämlich entweder die Unwahrscheinlichkeit oder der zu hohe Preis des eigenen Erfolges ein Motiv zum Frieden werden und dieses Motiv also auch aus einer Wahrscheinlichkeitsrechnung mit Bezug auf diese Fragen entspringen.

Auf die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges läfst sich zunächst allerdings nur durch dieselben Mittel wirken, welche auch zum Niederwerfen des Gegners führen; aber ihre Anwendung wird doch in den verschiedenen Fällen eine sehr verschiedene sein, und es kommt ferner hinzu, dafs es aufserdem gewisse Unternehmungen giebt, deren unmittelbare politische Beziehung unter Umständen einen eigenthümlichen und sehr viel kürzeren Weg zum Ziele bieten können, als das wirkliche Niederwerfen.

Auf die Preiserhöhung (den nothwendigen Kraftaufwand für den Erfolg) wirken gleichfalls zunächst auch nur jene Mittel der Zerstörung und Eroberung, wenngleich auch hier unter modifizirter Anwendung ein. Ferner giebt es aber dann noch drei andere Wege, welche unmittelbar darauf gerichtet sind, den Kraftaufwand des Gegners zu steigern, nämlich: die Invasion, welche feindliche Provinzen einnimmt, mit der Absicht, Kriegssteuern in denselben zu erheben u. dgl., nicht aber, um sie zu behalten; ferner andere ähnliche nur auf den Schaden des Feindes ausgehende Unternehmungen und endlich ganz besonders die Ermüdung des Gegners.

In dem Begriff des Ermüdens im Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens.

Um den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, mufs man sich mit den kleinsten Zwecken begnügen, welche naturgemäfs den geringsten eigenen Kraftaufwand erfordern. Der kleinste Zweck aber, den man sich stecken kann, ist der reine Widerstand, der Kampf ohne positive Absicht, welche Negativität aber selbstredend keine blofse Passivität sein darf.

Die negative Absicht ist bei einem einzelnen Akte stets gesicherter als die positive und was ihr an Wirksamkeit abgeht im Vergleich zu dieser (vorausgesetzt, dafs sie gelingt!), mufs sie durch die Zeit — die Dauer des Kampfes — einbringen, eine Bedingung, welche sie eben erfüllen kann, weil sie mehr Sicherheit des Gelingens bietet!

Hier liegt der Ursprung des, das ganze Gebiet des Krieges beherrschenden Unterschiedes zwischen Angriff und Vertheidigung, dem später näher zu treten ist.

Giebt nun die negative Absicht — die Vereinigung aller Mittel im blofsen Widerstande — eine Ueberlegenheit im Kampfe, so wird, wenn dieselbe so grofs ist, dafs sie das feindliche Uebergewicht auszugleichen vermag, die blofse Dauer des Kampfes hinreichen, den Kraftaufwand des Gegners nach und nach über dasjenige Mafs hinaus zu steigern, welches er an seinen politischen Zweck setzen kann und will.

Die Wege, um dieses Ziel zu erreichen, sind natürlich sehr verschiedenartig abgestuft, aber die Theorie (des Krieges, wie er ist!) darf doch diese Abstufungen nicht einfach verwerfen.

2. Das Mittel, um die aufgeführten verschiedenen Ziele zu erreichen, ist immer und immer nur: der Kampf.

Alles, was im Kriege geschieht, geschieht durch Streitkräfte und wo Streitkräfte — bewaffnete Menschen — zur Anwendung kommen, mufs nothwendiger Weise die Vorstellung von Kampf zu Grunde liegen.

Der Kampf im Kriege ist ein vielfältig gegliedertes Ganze, in welchem Einheiten von zweierlei Art zu unterscheiden sind.

Die einen — nach dem Subjekt — werden durch Zusammenfassung von Einzelstreitern zu Einheiten höherer Ordnungen oder zu selbständigen Gliedern gebildet, die anderen — nach dem Objekt — entstehen aus dem Kampfzweck.

Jede dieser Einheiten nun, die sich im Kampfe unterscheiden, belegt man mit dem Namen eines Gefechts und da danach alle Fäden kriegerischer Thätigkeit im Gefechte endigen, so werden sie auch alle in der Bestimmung der Anordnung der Gefechte — zusammengefafst!

Alle Thätigkeit im Gefecht ist auf die Vernichtung der Streitfähigkeit des Gegners gerichtet; diese Vernichtung ist also immer das Mittel, den Zweck des Gefechtes zu erreichen.

Dieser Zweck kann jene Vernichtung selbst sein; er kann sich aber auch zunächst auf andere Dinge richten, vermöge deren aber dann doch schliefslich eine gesteigerte Vernichtung der feindlichen Streitkraft bewirkt oder ermöglicht (event. auch nur angedroht) werden soll.

Diese Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist sonach doch immer der letzte Stützpunkt aller Kombinationen im Kriege; sie ist das höchststehende, wirksamste Mittel im Kriege, dem alle anderen weichen müssen, weil jeder wie auch geartete Erfolg durch eine glückliche Waffenentscheidung des Feindes immer wieder unwirksam gemacht werden kann.

Die Gefahr dieses Mittels liegt aber darin, dafs eben die gröfsere Wirksamkeit, welche es besitzt und welche wir suchen, im Falle des Nichtgelingens auf uns zurückprallt, also auch gröfsere Nachtheile zur Folge hat!

Dem positiven Zweck der Vernichtung gesellt sich deshalb immer auch die Rücksicht auf die Erhaltung der eigenen Streitkraft zu, und abermals ist damit ein Ausgangspunkt des Unterschiedes zwischen Angriff und Vertheidigung erreicht.

Das positive Bestreben des Angriffs ruft den Vernichtungsakt ins Leben, das negative der Vertheidigung wartet ihn ab. Wie weit dieses Abwarten gehen darf, ist wiederum erst später zu erörtern; abermals ist aber auch jetzt schon soviel

klar, dafs diese Negation niemals blofse Passivität — reines Leiden werden darf.

Für alle späteren Vorstellungen aber ist festzuhalten: dafs „die blutige Entladung der Krisis, der erstgeborene Sohn des Krieges“ ist und dafs, wie sehr der Krieg sich auch von seinem ursprünglich strengen Begriff in den Abweichungen der Wirklichkeit entfernen mag, er doch immer unter jenem höchsten Gesetze steht!

Drittes Kapitel.

Der kriegerische Genius.

Jede eigenthümliche Thätigkeit bedarf, wenn sie mit einer gewissen Virtuosität getrieben werden soll, eigenthümlicher Anlagen des Verstandes und des Gemüths. Wo diese in einem hohen Grade ausgezeichnet sind und sich durch aufserordentliche Leistungen darstellen, wird der Geist, dem sie angehören, mit dem Namen des Genius bezeichnet.

Wir wissen wohl, dafs dieses Wort nach Ausdehnung und Richtung in sehr verschiedenartigen Bedeutungen vorkommt, und dafs bei manchen dieser Bedeutungen es eine sehr schwere Aufgabe ist, das Wesen des Genius zu bezeichnen; aber da wir uns weder für einen Philosophen, noch für einen Grammatiker ausgeben, so wird es uns gestattet sein, bei einer im Sprachgebrauch üblichen Bedeutung stehen zu bleiben und unter Genie die für gewisse Thätigkeiten sehr gesteigerte Geisteskraft zu verstehen.

Wir wollen bei dieser Fakultät und Würde des Geistes einige Augenblicke verweilen, um die Berechtigung näher nachzuweisen und den Inhalt des Begriffs näher kennen zu lernen. Aber wir können nicht bei dem durch ein sehr gesteigertes Talent graduirten, bei dem eigentlichen Genie stehen bleiben, denn dieser Begriff hat ja keine abgemessenen Grenzen, sondern wir müssen überhaupt jede gemeinschaftliche Richtung der Seelenkräfte auf kriegerische Thätigkeit in Betracht ziehen, die wir dann als das Wesen des kriegerischen Genius ansehen können. Wir sagen die „gemeinschaftlichen“, denn darin besteht eben der kriegerische Genius, dafs er nicht eine einzelne dahin gerichtete Kraft, z. B. der Muth ist, während andere Kräfte des Verstandes und Gemüthes fehlen oder eine für den Krieg unbrauchbare Richtung haben: sondern dafs er ein harmonischer Verein der Kräfte ist[1]), wobei eine oder die andere vorherrschen, aber keine widerstreben darf.

Wenn jeder Kämpfende vom kriegerischen Genius mehr oder weniger beseelt sein sollte, so würden unsere Heere wohl sehr schwach sein; denn eben weil darunter eine eigenthümliche Richtung der Seelenkräfte verstanden wird, so kann sie da nur selten vorkommen, wo in einem Volke die

---

[1]) Die Schilderung dieses „harmonischen Vereins der Kräfte“ und ihres Zusammenwirkens auf das kriegerische Endziel, die nun folgt, gehört mit zu dem Besten, was überhaupt über diese Seite der Sache geschrieben werden kann.

Seelenkräfte nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen und ausgebildet werden. Je weniger verschiedenartige Thätigkeiten ein Volk aber hat, je mehr die kriegerische bei demselben vorherrscht, um so mehr mufs sich auch der kriegerische Genius in demselben verbreitet finden. Dies bestimmt aber nur seinen Umfang, keineswegs seine Höhe, denn diese hängt von der allgemeinen geistigen Entwicklung des Volkes ab. Wenn wir ein rohes, kriegerisches Volk betrachten, so ist ein kriegerischer Geist unter den einzelnen viel gewöhnlicher als bei den gebildeten Völkern, denn bei jenen besitzt ihn fast jeder einzelne Krieger, während bei den gebildeten eine ganze Masse nur durch die Nothwendigkeit und keineswegs durch innern Trieb mit fortgerissen wird. Aber unter rohen Völkern findet man nie einen eigentlich grofsen Feldherrn, und äufserst selten, was man ein kriegerisches Genie nennen kann, weil dazu eine Entwicklung der Verstandeskräfte erforderlich ist, die ein rohes Volk nicht haben kann. Dafs auch gebildete Völker eine mehr oder weniger kriegerische Richtung und Entwicklung haben können, versteht sich von selbst, und je mehr dies der Fall ist, um so häufiger wird sich in ihrem Heere der kriegerische Geist auch in dem Einzelnen finden. Da dies nun mit dem höheren Grade desselben zusammentrifft, so gehen von solchen Völkern immer die glänzendsten kriegerischen Erscheinungen aus, wie Römer und Franzosen bewiesen haben. Die gröfsten Namen dieser und aller im Kriege einst berühmten Völker fallen aber immer erst in die Zeiten einer höheren Bildung.

Es läfst uns dies schon errathen, wie grofs der Antheil ist, welchen die Verstandeskräfte an dem höheren kriegerischen Genius haben. Wir wollen jetzt einen nähern Blick auf ihn werfen.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr, es ist also Muth vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers.

Der Muth ist doppelter Art: einmal Muth gegen die persönliche Gefahr, und dann Muth gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem Richterstuhl irgend einer äufsern Macht, oder der innern, nämlich des Gewissens. Nur von dem erstern ist hier die Rede.

Der Muth gegen die persönliche Gefahr ist wieder doppelter Art: erstens kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, sei es, dafs sie aus dem Organismus des Individuums, oder aus Geringschätzung des Lebens, oder aus Gewohnheit hervorgehe, auf jeden Fall aber ist er als ein bleibender Zustand anzusehen.

Zweitens kann der Muth aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Fall ist der Muth nicht sowohl ein Zustand, als eine Gemüthsbewegung, ein Gefühl.

Es ist begreiflich, dafs beide Arten von verschiedener Wirkung sind. Die erste Art ist sicherer, weil sie, zur zweiten Natur geworden, den Menschen nie verläfst, die zweite führt oft weiter; der ersten gehört mehr die Standhaftigkeit, der zweiten mehr die Kühnheit an; die erste läfst den Verstand nüchterner, die zweite steigert ihn zuweilen, verblendet ihn aber auch oft. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Muthes.

Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um

dadurch nicht zu Grunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht. Mit diesen Eigenschaften, unter der blofsen Führung des gesunden Verstandes ist der Mensch schon ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg, und diese Eigenschaften sind es, die wir bei rohen und halbkultivirten Völkern so allgemein verbreitet antreffen. Gehen wir in den Forderungen weiter, die der Krieg an seine Genossen macht, so treffen wir auf vorherrschende Verstandeskräfte. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewifsheit; drei Viertheile derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger grofsen Ungewifsheit. Hier also zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urtheils die Wahrheit heraus zu fühlen.

Es mag ein gewöhnlicher Verstand diese Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Muth mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen.

Der Krieg ist das Gebiet des Zufalls. In keiner menschlichen Thätigkeit mufs diesem Fremdling ein solcher Spielraum gelassen werden, weil keine so nach allen Seiten hin in beständigem Kontakt mit ihm ist. Er vermehrt die Ungewifsheit aller Umstände und stört den Gang der Ereignisse.

Jene Unsicherheit aller Nachrichten und Voraussetzungen, diese beständigen Einmischungen des Zufalls machen, dafs der Handelnde im Kriege die Dinge unaufhörlich anders findet, als er sie erwartet hatte, und es kann nicht fehlen, dafs dies auf seinen Plan, oder wenigstens auf die diesem Plane zugehörigen Vorstellungen Einfluſs hat. Ist dieser Einfluſs auch so grofs, die gefafsten Vorsätze entschieden aufzuheben, so müssen doch in der Regel neue an ihre Stelle treten, für welche es dann oft in dem Augenblicke an Daten fehlt, weil im Laufe des Handelns die Umstände den Entschluſs meistens drängen und keine Zeit lassen, sich von neuem umzusehen, oft nicht einmal so viel, um reifliche Ueberlegungen anzustellen. Aber es ist viel gewöhnlicher, dafs die Berichtigung unserer Vorstellungen und die Kenntnifs eingetretener Zufälle nicht hinreicht, unsern Vorsatz ganz umzustofsen, sondern nur ihn wankend zu machen. Die Kenntnifs der Umstände hat sich in uns vermehrt, aber die Ungewifsheit ist dadurch nicht verringert, sondern gesteigert. Die Ursache hiervon ist, dafs man diese Erfahrungen nicht alle mit einem Mal macht, sondern nach und nach, weil unsere Entschliefsungen nicht aufhören, davon bestürmt zu werden, und der Geist, wenn wir so sagen dürfen, immer unter den Waffen sein mufs.

Soll er nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so sind ihm zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des innern Lichtes ist, die ihn zur Wahrheit führen, und dann Muth, diesem schwachen Lichte zu folgen. Der erstere ist bildlich[2]) mit dem französischen Ausdruck coup d'œil bezeichnet worden, der andere ist die Entschlossenheit.

---

[2]) Namentlich von Friedrich dem Grofsen in seiner Instruktion an die Generäle.

Weil die Gefechte im Kriege das sind, was zuerst und am meisten den Blick auf sich gezogen hat, in den Gefechten Zeit und Raum wichtige Elemente sind, und es in jener Periode noch mehr waren, wo die Reiterei mit ihren rapiden Entscheidungen die Hauptsache war: so ist der Begriff eines schnellen und treffenden Entschlusses zuerst aus der Schätzung jener beiden Dinge hervorgetreten und hat daher einen Ausdruck zur Bezeichnung bekommen, der nur auf richtiges Augenmafs geht. Viele Lehrer der Kriegskunst haben ihn daher auch mit dieser beschränkten Bedeutung definirt. Aber es ist nicht zu verkennen, dafs bald alle im Augenblick der Ausführung gefafsten treffenden Entschlüsse darunter verstanden worden sind, z. B. das Erkennen des wahren Angriffspunktes u. s. w. Es ist also nicht blofs das körperliche, sondern häufiger das geistige Auge, welches mit dem coup d'œil gemeint ist. Natürlich ist der Ausdruck wie die Sache immer mehr im Gebiete der Taktik zu Hause gewesen, doch kann sie auch in der Strategie nicht fehlen, insofern auch in ihr oft schnelle Entscheidungen erforderlich sind. Entkleidet man diesen Begriff von dem, was ihm der Ausdruck zu Bildliches und Beschränktes gegeben hat, so ist er nichts als das schnelle Treffen einer Wahrheit, die einem gewöhnlichen Blick des Geistes gar nicht sichtbar ist oder es erst nach langem Betrachten und Ueberlegen wird.

Die Entschlossenheit ist ein Akt des Muthes in dem einzelnen Fall, und wenn sie zum Charakterzug wird, eine Gewohnheit der Seele. Aber hier ist nicht der Muth gegen körperliche Gefahr, sondern der gegen die Verantwortung, also gewissermafsen gegen Seelengefahr gemeint. Man hat diesen oft courage d'esprit genannt, weil er aus dem Verstande entspringt, aber er ist darum kein Akt des Verstandes, sondern des Gemüths. Blofser Verstand ist noch kein Muth, denn wir sehen oft die gescheitesten Leute ohne Entschlufs. Der Verstand mufs also erst das Gefühl des Muthes erwecken, um von ihm gehalten und getragen zu werden, weil im Drange des Augenblicks Gefühle den Menschen stärker beherrschen als Gedanken.

Wir haben hier der Entschlossenheit diejenige Stelle angewiesen, wo sie bei nicht hinreichenden Motiven die Qualen der Zweifel, die Gefahren des Zauderns heben soll. Der nicht sehr gewissenhafte Sprachgebrauch belegt freilich auch die blofse Neigung zum Wagen, Dreistigkeit, Kühnheit, Verwegenheit mit diesem Namen. Wo aber hinreichende Motive in dem Menschen sind, sie mögen subjektiv oder objektiv, gültig oder falsch sein, ist kein Grund, von seiner Entschlossenheit zu reden, denn indem wir das thun, setzen wir uns an seine Stelle und legen Zweifel in die Wagschale, die er gar nicht gehabt hat.

Hier kann man nur von Kraft oder Schwäche sprechen. Wir sind nicht pedantisch genug, um mit dem Sprachgebrauch über diesen kleinen Mifsgriff zu rechten, sondern unsere Bemerkung soll blofs dienen, falsche Einwürfe zu entfernen.

Diese Entschlossenheit nun, welche einen zweifelhaften Zustand besiegt, kann nur durch Verstand hervorgerufen werden, und zwar durch eine ganz eigenthümliche Richtung desselben. Wir behaupten, dafs das blofse Beisammensein höherer Einsichten und nöthiger Gefühle immer noch nicht die Ent-

schlossenheit macht. Es giebt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Muth fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Fällen doch nicht zum Entschluſs kommen können. Ihr Muth und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entschlossenheit als ein Drittes hervor. Diese entsteht erst durch den Akt des Verstandes, der die Nothwendigkeit des Wagens zum Bewuſstsein bringt und durch sie den Willen bestimmt. Diese ganze eigenthümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, ist es, welche in kräftigen Gemüthern die Entschlossenheit ausbildet; darum können Menschen mit wenig Verstand in unserm Sinne nicht entschlossen sein[3]). Sie können in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann thun sie es ohne Ueberlegung, und es können freilich Den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit sich selbst entzweien. Ein solches Handeln kann auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen hier wie oben: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet. Wem unsre Behauptung dennoch wunderlich vorkommt, weil er manchen entschlossenen Husarenoffizier kennt, der kein tiefer Denker ist; den müssen wir erinnern, daſs hier von einer eigenthümlichen Richtung des Verstandes, nicht von einer groſsen Meditationskraft die Rede ist.

Wir glauben also, daſs die Entschlossenheit einer eigenthümlichen Richtung des Verstandes ihr Dasein verdankt, und zwar einer, die mehr kräftigen als glänzenden Köpfen angehört; wir können diese Genealogie der Entschlossenheit noch dadurch belegen, daſs es eine groſse Zahl von Beispielen giebt, wo Männer, die in niedern Regionen die gröſste Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höhern verloren. Obgleich sie das Bedürfniſs haben, sich zu entschlieſsen, so sehen sie doch die Gefahren ein, die in einem falschen Entschluſs liegen, und da sie mit den Dingen, die ihnen vorliegen, nicht vertraut sind, so verliert ihr Verstand seine ursprüngliche Kraft, und sie werden nur um so zaghafter, je mehr sie die Gefahr der Unentschlossenheit, in die sie gebannt sind, kennen, und je mehr sie gewohnt waren, frisch von der Faust weg zu handeln.

Bei dem coup d'œil und der Entschlossenheit liegt es uns ganz nahe, von der damit verwandten Geistesgegenwart zu reden, die in einem Gebiete des Unerwarteten, wie der Krieg es ist, eine groſse Rolle spielen muſs; denn sie ist ja nichts als eine gesteigerte Besiegung des Unerwarteten. Man bewundert die Geistesgegenwart in einer treffenden Antwort auf eine unerwartete Anrede, wie man sie bewundert in der schnell gefundenen Aushülfe bei plötzlicher Gefahr. Beide, diese Antwort und diese Aushülfe, brauchen nicht ungewöhnlich zu sein, wenn sie nur treffen; denn was nach

---

[3]) Vielleicht richtiger: „keine entschlossenen Führer im Kriege sein!“ Wenn der Verstand nur für die Situation ausreicht, so giebt es in jeder Sphäre „entschlossene“ Menschen. Das wird auch durch das Nachfolgende nicht aufgehoben, sondern eher bekräftigt.

reiflicher und ruhiger Ueberlegung nichts Ungewöhnliches, also in seinem Eindruck auf uns etwas Gleichgültiges wäre, kann als ein schneller Akt des Verstandes Vergnügen machen. Der Ausdruck Geistesgegenwart bezeichnet gewifs sehr passend die Nähe und Schnelligkeit der vom Verstande dargereichten Hülfe.

Ob diese herrliche Eigenschaft eines Menschen mehr der Eigenthümlichkeit seines Verstandes oder mehr dem Gleichgewicht seines Gemüthes zugeschrieben werden mufs, hängt von der Natur des Falles ab, wiewohl keines von beiden je ganz fehlen darf. Eine treffende Antwort ist mehr das Werk eines witzigen Kopfes, ein treffendes Mittel in plötzlicher Gefahr setzt vor allen Dingen Gleichgewicht des Gemüthes voraus.

Wenn wir nun einen Gesammtblick auf die vier Bestandtheile werfen, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in welcher sich der Krieg bewegt, auf die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewifsheit und den Zufall, so wird es leicht begreiflich, dafs eine grofse Kraft des Gemüthes und des Verstandes erforderlich ist, um in diesem erschwerenden Element mit Sicherheit und Erfolg vorzuschreiten, eine Kraft, die wir nach den verschiedenen Modifikationen, welche sie von den Umständen annimmt, als Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüths- und Charakterstärke in dem Munde der Erzähler und Berichterstatter kriegerischer Ereignisse finden. Man könnte alle diese Aeufserungen der Heldennatur als eine und dieselbe Kraft des Willens betrachten, die sich nach den Umständen modifizirt; aber so nahe diese Dinge mit einander verwandt sind, so sind sie doch nicht ein und dasselbe, und es ist in unserm Interesse, das Spiel der Seelenkräfte dabei wenigstens etwas genauer zu unterscheiden.

Zuerst gehört es wesentlich zur Deutlichkeit der Vorstellungen, zu sagen, dafs das Gewicht, die Last, der Widerstand, oder wie man es nennen will, was jene Kraft der Seele in dem Handelnden herausfordert, nur zum kleinsten Theil unmittelbar die feindliche Thätigkeit, der feindliche Widerstand, das feindliche Handeln ist. Unmittelbar hat die feindliche Thätigkeit auf den Handelnden zuerst nur für seine eigene Person Einwirkung, ohne seine Thätigkeit als Führer zu berühren. Wenn der Feind statt zwei Stunden vier Stunden widersteht, so befindet sich der Führer statt zwei Stunden vier Stunden in Gefahr; dies ist offenbar eine Gröfse, deren Bedeutung abnimmt, je höher der Führer steht; was will das sagen in der Rolle des Feldherrn — es ist nichts!

Zweitens wirkt der feindliche Widerstand unmittelbar auf den Führer durch den Verlust an Mitteln, der ihm bei einem längern Widerstande entsteht, und die Verantwortlichkeit, die damit verknüpft ist. Hier, durch diese sorgenvollen Betrachtungen, wird zuerst seine Willenskraft geprüft und herausgefordert. Aber wir behaupten, dafs dies bei weitem nicht die schwerste Last ist, die er zu tragen hat, denn er hat es nur mit sich selbst abzumachen. Alle übrigen Wirkungen des feindlichen Widerstandes aber sind auf die Kämpfenden gerichtet, die er anführt, und wirken durch diese auf ihn zurück.

So lange eine Truppe voll guten Muthes, mit Lust und Leichtigkeit

kämpft, ist selten eine Veranlassung da, grofse Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden — und das kann, wo Ausserordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben — so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die grofse Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken, wiewohl auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen; sondern es ist der Gesammteindruck aller ersterbenden physischen und moralischen Kräfte, es ist der herzzerreifsende Anblick der blutigen Opfer[4]), den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen Andern, die unmittelbar oder mittelbar ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. So wie die Kräfte in dem Einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eigenen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller Andern von Neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; so wie das aufhört, so wie sein eigener Muth nicht mehr stark genug ist, den Muth aller Andern wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der thierischen Natur, die vor der Gefahr zurück weicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Muth und die Seelenstärke des Führers im Kampfe zu überwinden haben, wenn er Ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen.

Die Energie des Handelns drückt die Stärke des Motivs aus, durch welches das Handeln hervorgerufen wird, das Motiv mag nun in einer Verstandesüberzeugung oder in einer Gemüthsregung seinen Grund haben. Die letztere darf aber schwerlich da fehlen, wo sich eine grofse Kraft zeigen soll.

Von allen grofsartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heifsen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant, wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz“ und „Ruhmsucht“ durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mifsbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewifs zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele giebt. Alle anderen Gefühle, wie viel allgemeiner sie auch werden können, oder wie viel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideeen-

---

[4]) und „der sich erfahrungsmäfsig immer lauter geltend machende Ruf nach Verstärkung!“

Fanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich. Jene Gefühle können den ganzen Haufen im Allgemeinen erregen und höher stimmen, geben aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentliches Bedürfnifs seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz thut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigenthum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nutzen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt säet, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen. Und was nun ganz besonders den höchsten betrifft, so fragen wir: Hat es je einen grofsen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?

Die Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens in Bezug auf die Stärke eines einzelnen Stofses, die Standhaftigkeit in Bezug auf die Dauer. So nahe beide bei einander liegen, und so oft der eine Ausdruck für den andern gebraucht wird, so ist doch eine merkliche Verschiedenheit ihres Wesens nicht zu verkennen, insofern die Festigkeit gegen einen einzelnen heftigen Eindruck ihren Grund in der bloſsen Stärke eines Gefühls haben kann, die Standhaftigkeit aber schon mehr von dem Verstande unterstützt sein will; denn mit der Dauer einer Thätigkeit nimmt die Planmäfsigkeit derselben zu, und aus dieser schöpft die Standhaftigkeit zum Theil ihre Kraft.

Wenden wir uns zur Gemüths- oder Seelenstärke, so ist die erste Frage, was wir darunter verstehen sollen.

Offenbar nicht die Heftigkeit der Gemüthsäufserungen, die Leidenschaftlichkeit, denn das wäre gegen allen Sprachgebrauch, sondern das Vermögen, auch bei den stärksten Anregungen, im Sturm der heftigsten Leidenschaft noch dem Verstande zu gehorchen. Sollte dies Vermögen bloſs von der Kraft des Verstandes herrühren? Wir bezweifeln es. Zwar würde die Erscheinung, daſs es Menschen von ausgezeichnetem Verstande giebt, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, noch nichts dagegen beweisen, denn man könnte sagen, daſs es einer eigenthümlichen, vielleicht einer mehr kräftigen als umfassenden Natur des Verstandes bedürfe. Aber wir glauben der Wahrheit doch näher zu sein, wenn wir annehmen, daſs die Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemüthsbewegung dem Verstande noch zu unterwerfen, welche wir die Selbstbeherrschung nennen, in dem Gemüthe selbst ihren Sitz hat. Es ist nämlich ein anderes Gefühl, das in starken Gemüthern der aufgeregten Leidenschaft das Gleichgewicht hält, ohne sie zu vernichten, und durch dieses Gleichgewicht wird dem Verstande erst die Herrschaft gesichert. Dieses Gegengewicht ist nichts Anderes, als das Gefühl der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnifs, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken. Wir würden darum sagen: ein starkes Gemüth ist ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewicht kömmt.

Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenartigkeit der Menschen in Beziehung auf das Gemüth, so finden wir erstens solche, die sehr wenig Regsamkeit besitzen, und die wir phlegmatisch oder indolent nennen.

Zweitens sehr Regsame, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen.

Drittens sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind; endlich viertens solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine grofse Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften.

Dieser Unterschied der Gemüthskonstitution liegt wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der andern dem Geiste zugewendet scheint. Wir mit unsrer schwachen Philosophie haben in diesem dunkeln Felde nichts weiter zu suchen. Wichtig ist es uns aber, bei der Wirkung einen Augenblick zu verweilen, welche diese verschiedenen Naturen in der kriegerischen Thätigkeit haben, und zu sehen, inwiefern eine grofse Seelenstärke von ihnen zu erwarten ist.

Die indolenten Menschen können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäusserung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, dafs solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Thätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.

Die Eigenthümlichkeit der zweiten Klasse ist, dafs sie von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von grofsen aber leicht erdrückt wird. Menschen dieser Art werden eine lebhafte Thätigkeit zeigen, einem einzelnen Unglücklichen zu helfen, aber von dem Unglück eines ganzen Volks nur traurig gestimmt, nicht zum Handeln angeregt werden.

Im Kriege wird es solchen Männern weder an Thätigkeit, noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Grofses werden sie nicht vollbringen, es müfste denn sein, dafs in einem sehr kräftigen Verstande die Motive dazu vorhanden wären. Es ist aber selten, dafs sich mit solchen Gemüthern ein sehr starker, unabhängiger Verstand verbindet.

Die aufbrausenden, aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben, und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Muthes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem blofsen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niedern Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner muthiger Entschlufs, eine Aufwallung der Seelenkräfte hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurrah ist das Werk weniger Minuten, ein

kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages, und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reifsenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüthes zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und dies ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, dafs sehr reizbare Gemüther niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit, wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch bei Zeiten bewufst zu werden, so können auch sie einer grofsen Seelenstärke fähig sein.

Endlich sind die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können. Die Wirkung ihrer Gefühle gleicht der Bewegung grofser Massen, die, wenn auch langsamer, doch überwältigender ist.

Obgleich solche Menschen nicht so von ihren Gefühlen überfallen und zu ihrer eigenen Beschämung fortgerissen werden, wie die vorigen, so wäre es doch wieder gegen die Erfahrung, zu glauben, dafs sie das Gleichgewicht nicht verlieren und blinder Leidenschaft nicht unterwürfig werden könnten; dies wird vielmehr immer geschehen, sobald ihnen der edle Stolz der Selbstbeherrschung fehlt oder so oft er nicht stark genug ist. Wir sehen diese Erfahrung am häufigsten bei grofsartigen Männern roher Völker, wo die geringe Verstandesausbildung immer ein Vorherrschen der Leidenschaft begünstigt. Aber auch unter den gebildeten Völkern und in den gebildetsten Ständen derselben ist ja das Leben voll solcher Erscheinungen, wo Menschen durch gewaltsame Leidenschaften fortgerissen werden, wie im Mittelalter die auf Hirschen angeschmiedeten Wilddiebe durch das Gehölz.

Wir sagen es also noch einmal: Ein starkes Gemüth ist nicht ein solches, welches blofs starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so dafs trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Ueberzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.

Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charakters bezeichnet man das feste Halten an seiner Ueberzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigner Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen, oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören. Aber diese Festigkeit kann sich freilich nicht kund thun, wenn die Einsichten selbst häufigem Wechsel unterliegen. Dieser häufige Wechsel braucht nicht die Folge fremden Einflusses zu sein, sondern

er kann aus der eigenen fortwirkenden Thätigkeit des Verstandes hervorgehen, deutet dann aber freilich auf eine eigenthümliche Unsicherheit desselben. Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Ueberzeugung sehr konstant ist, entweder weil sie tief begründet und klar, an sich zu einer Veränderung wenig geeignet ist, oder weil es, wie bei indolenten Menschen, an Verstandesthätigkeit und damit an dem Grunde zur Veränderung fehlt, oder endlich, weil ein ausdrücklicher Akt des Willens, aus einem gesetzgebenden Grundsatz des Verstandes entsprungen, den Wechsel der Meinungen bis auf einen gewissen Grad zurückweist.

Nun liegen im Kriege in den zahlreichen und starken Eindrücken, welche das Gemüth erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und Andern irre zu machen, als dies in irgend einer andern menschlichen Thätigkeit vorkommt.

Der herzzerreifsende Anblick von Gefahren und Leiden läfst das Gefühl leicht ein Uebergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und in dem Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, dafs der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden mufs. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so grofs als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Ueberzeugung hört nie auf. Selbst das gröfste Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüth mit gerichtet sind.

Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höhern Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt, so zu sagen, die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermafsen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welchen die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läfst, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst nothwendig ist, und ein gewisser Skeptizismus wohlthätig. Hier hilft oft nichts Anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, aufser das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren, und nicht eher zu weichen, bis eine klare Ueberzeugung dazu zwingt. Man mufs stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze[5]), und bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, dafs ihre Wahrheit von einem

[5]) Diese „Grundsätze“ müssen also vorhanden und dazu an der Hand einer „rationellen Theorie“ erworben sein!

geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unsrer frühern Ueberzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stätigkeit und Folge, die man Charakter nennt.

Wie sehr das Gleichgewicht des Gemüths die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von grofser Seelenstärke meistens viel Charakter haben.

Die Charakterstärke führt uns zu einer Abart derselben, dem Eigensinn.

Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein Fehler des Gemüths. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles Andere das Vergnügen stellt, über sich und Andere nur mit eigener Geistesthätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache.

Wir sagen also: die Charakterstärke wird zum Eigensinn, sobald das Widerstreben gegen fremde Einsicht nicht aus besserer Ueberzeugung, nicht aus Vertrauen auf einen höhern Grundsatz, sondern aus einem widerstrebenden Gefühl entsteht. Wenn diese Definition uns auch, wie wir schon eingeräumt haben, praktisch wenig hilft, so wird sie doch verhindern, den Eigensinn für eine bloſse Steigerung der Charakterstärke zu halten, während er etwas wesentlich davon Verschiedenes ist, das derselben zwar zur Seite liegt und an sie grenzt, aber so wenig ihre Steigerung ist, daſs es sogar sehr eigensinnige Menschen giebt, die wegen Mangel an Verstand wenig Charakterstärke haben.

Nachdem wir in diesen Virtuositäten eines ausgezeichneten Führers im Kriege diejenigen Eigenschaften kennen gelernt haben, in welchen Gemüth und Verstand zusammenwirken, kommen wir jetzt zu einer Eigenthümlichkeit der kriegerischen Thätigkeit, welche vielleicht als die stärkste betrachtet werden kann, wenn es auch nicht die wichtigste ist, und die ohne Beziehung auf die Gemüthskräfte bloſs das Geistesvermögen in Anspruch nimmt. Es ist die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht.

Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, sodaſs man sich einen kriegerischen Akt unsrer gebildeten Heere gar nicht anders, als in einem bestimmten Raume vorgehend, denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifizirt, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Oertlichkeit, während sie auf der andern die weitesten Räume umfaſst.

Auf diese Weise giebt die Beziehung, welche der Krieg zu Gegend und

Boden hat, seiner Thätigkeit eine hohe Eigenthümlichkeit. Wenn wir an die andern menschlichen Thätigkeiten denken, die eine Beziehung zu jenem Gegenstande haben, an Garten- und Landbau, an Häuser- und Wasserbauten, an Bergbau, an Jägerei und Forstbetrieb, so sind alle auf sehr mäfsige Räume beschränkt, welche sie bald mit genügender Genauigkeit erforschen können. Der Führer im Kriege aber mufs das Werk seiner Thätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kömmt. Zwar ist der Gegner im Allgemeinen in demselben Fall, aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird Der, welcher ihrer durch Talent und Uebung Herr wird, einen grofsen Vortheil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im Allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Vertheidiger) viel mehr von der Oertlichkeit weifs, als der andere.

Diese höchst eigenthümliche Schwierigkeit mufs eine eigenthümliche Geistesanlage besiegen, welche, mit einem zu beschränkten Ausdruck der Ortssinn[6]) genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen, und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurecht zu finden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei theils durch das körperliche Auge, theils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blicks ein Ganzes macht; aber dafs dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, dafs dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinanderfallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen. Wenn ein genialer Dichter oder Maler sich verletzt fühlt, dafs wir seiner Göttin eine solche Wirksamkeit zumuthen, wenn er die Achseln zuckt, dafs ein findiger Jägerbursche darum eine ausgezeichnete Phantasie haben solle, so wollen wir gern einräumen, dafs nur von einer sehr beschränkten Anwendung, von einem wahren Sklavendienst derselben die Rede ist. Aber wie wenig dies auch sei, es mufs doch von dieser Naturkraft entnommen werden, denn wenn sie ganz abgeht, dann wird es schwer werden, sich die Dinge in ihrem Formenzusammenhange bis zur Anschauung deutlich vorzustellen. Dafs ein gutes Gedächtnifs dabei sehr zu Hülfe komme, räumen wir gern ein; ob aber das Gedächtnifs dann als eine eigene Seelenkraft anzunehmen ist, oder ob es eben in jenem Vorstellungsvermögen liegt, das

---

[6]) Immerhin kann man Beispiele bedeutender Feldherrn aufführen, die verzweifelt wenig Ortssinn gehabt haben. Die „eigenthümliche Geistesanlage“ erscheint mir je weiter nach unten, um so unentbehrlicher; für den Feldherrn ist sie nebensächlicher als für den Patrouille reitenden Gefreiten! für den Divisionskommandeur entbehrlicher als für den zugführenden Lieutenant in der Schützenkette! Der „grofse Krieg“ ist heutzutage fast unabhängig von diesen Beziehungen auf „Gegend und Boden“!

Gedächtnifs für diese Dinge besser zu fixiren, müssen wir um so mehr unausgemacht lassen, als es überhaupt schwer scheint, diese beiden Seelenkräfte in manchen Beziehungen getrennt zu denken.

Dafs Uebung und Verstandeseinsicht dabei sehr viel thun, ist nicht zu leugnen. Puisegur, der berühmte Generalquartiermeister des berühmten Luxemburg, sagt, dafs er sich Anfangs in diesem Punkt wenig zugetraut, weil er bemerkt, dafs, wenn er die Parole weit zu holen gehabt, er jedesmal den Weg verfehlt habe.

Es ist natürlich, dafs auch die Anwendungen dieses Talents sich nach oben hin erweitern. Müssen der Husar und Jäger bei Führung einer Patrouille in Weg und Steg sich leicht finden, und bedarf es dafür immer nur weniger Kennzeichen, einer beschränkten Auffassungs- und Vorstellungsgabe, so mufs der Feldherr sich bis zu den allgemeinen geographischen Gegenständen einer Provinz und eines Landes erheben, den Zug der Strafsen, Ströme und Gebirge immer lebhaft vor Augen haben, ohne darum den beschränkten Ortssinn entbehren zu können. Zwar sind ihm für die allgemeinen Gegenstände Nachrichten aller Art, Karten, Bücher, Memoiren, und für die Einzelnheiten der Beistand seiner Umgebungen eine grofse Hülfe, aber gewifs ist es dennoch, dafs ein grofses Talent in schneller und klarer Auffassung der Gegend seinem ganzen Handeln einen leichtern und festern Schritt verleiht, ihn vor einer gewissen innern Unbehülflichkeit schützt und weniger abhängig von Andern macht.

Ist diese Fähigkeit der Phantasie zuzuschreiben, so ist dies auch fast der einzige Dienst, welchen die kriegerische Thätigkeit von dieser ausgelassenen Göttin fordert, die ihr übrigens eher verderblich als nützlich ist. —

Wir glauben hiemit diejenigen Aeusserungen der Geistes- und Seelenkräfte in Betracht gezogen zu haben, welche durch die kriegerische Thätigkeit der menschlichen Natur abgefordert werden. Ueberall erscheint der Verstand als eine wesentlich mitwirkende Kraft, und so wird es denn begreiflich, wie das in seinen Erscheinungen so einfache, wenig zusammengesetzte kriegerische Wirken von Leuten ohne ausgezeichnete Verstandeskräfte nicht auf eine ausgezeichnete Art geleistet werden kann.

Hat man diese Ansicht gewonnen, so ist man nicht mehr genöthigt, das Umgehen einer feindlichen Stellung, eine an sich so natürliche, tausendmal dagewesene Sache, und hundert ähnliche für das Werk grofser Geistesanstrengung zu halten.

Freilich ist man gewöhnt, den einfachen, tüchtigen Soldaten als einen Gegensatz zu denken zu den meditativen, oder erfindungs- oder ideeenreichen Köpfen und den in Bildungsschmuck aller Art glänzenden Geistern; auch ist dieser Gegensatz keineswegs ohne Realität, aber er beweist nur nicht, dafs die Tüchtigkeit des Soldaten blofs in seinem Muthe bestehe, und dafs es nicht auch einer gewissen eigenthümlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit des Kopfes bedürfe, um nur das zu sein, was man einen guten Degen nennt. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, dafs nichts gewöhnlicher ist als Beispiele von Männern, die ihre Thätigkeit verlieren, sobald sie zu höheren Stellen gelangen, denen ihre Einsichten nicht mehr gewachsen sind; wir müssen aber

auch immer wieder daran erinnern, dafs wir von vorzüglichen Leistungen reden, von solchen, die Ruf in der Art von Thätigkeit geben, der sie angehören. Es bildet daher jede Stufe des Befehls im Kriege ihre eigene Schicht von erforderlichen Geisteskräften, von Ruhm und Ehre.

Eine sehr grofse Kluft liegt zwischen einem Feldherrn, d. h. einem entweder an der Spitze eines ganzen Krieges oder eines Kriegstheaters stehenden General, und der nächsten Befehlshaberstufe unter ihm, aus dem einfachen Grunde, weil dieser einer viel nähern Leitung und Aufsicht unterworfen ist, folglich der eigenen Geistesthätigkeit einen viel kleineren Kreis läfst. Dies hat denn veranlafst, dafs die gewöhnliche Meinung eine ausgezeichnete Verstandesthätigkeit nur in dieser höchsten Stelle sieht und bis dahin mit dem gemeinen Verstande auszureichen glaubt; ja man ist nicht abgeneigt, in einem unter den Waffen ergrauten Unterfeldherrn, den seine einseitige Thätigkeit zu einer unverkennbaren Geistesarmuth geführt hat, ein gewisses Verdummen zu erblicken, und bei aller Verehrung für seinen Muth über seine Einfalt zu lächeln. Es ist nicht unser Vorsatz, diesen braven Leuten ein besseres Loos zu erkämpfen; dies würde nichts zu ihrer Wirksamkeit und wenig zu ihrem Glück beitragen, sondern wir wollen nur die Sachen zeigen, wie sie sind, und vor dem Irrthum warnen, dafs im Kriege ein blofser Bravo ohne Verstand Vorzügliches leisten könne.

Wenn wir schon in den niedrigsten Führerstellen für Den, welcher ausgezeichnet sein soll, auch ausgezeichnete Geisteskräfte fordern und diese mit jeder Stufe steigern, so folgt daraus von selbst, dafs wir eine ganz andere Ansicht von den Leuten haben, welche die zweiten Stellen in einem Heere mit Ruhm bekleiden, und ihre scheinbare Einfalt neben dem Polyhistor, dem federthätigen Geschäftsmann, dem konferirenden Staatsmann soll uns nicht irre machen an der ausgezeichneten Natur ihres werkthätigen Verstandes. Freilich geschieht es zuweilen, dafs Männer den Ruhm, welchen sie sich in niedrigen Stellen erworben haben, in die höhern mit hinüberbringen, ohne ihn wirklich dort zu verdienen; werden sie nun in diesen nicht viel gebraucht, kommen sie also nicht in die Gefahr, sich Blöfsen zu geben, so unterscheidet das Urtheil nicht so genau, welche Art von Ruf ihnen zukömmt, und so tragen solche Männer oft dazu bei, dafs man einen geringen Begriff von der Persönlichkeit faſst, die in gewissen Stellen noch zu glänzen vermag.

Es gehört also von unten herauf zu den ausgezeichneten Leistungen im Kriege ein eigenthümlicher Genius. Mit dem Namen des eigentlichen Genius pflegt aber die Geschichte und das Urtheil der Nachwelt nur diejenigen Geister zu belegen, die in den ersten, d. h. in den Feldherrnstellen geglänzt haben. Die Ursache ist, dafs hier allerdings die Forderungen an Verstand und Geist sehr gesteigert werden.

Um einen ganzen Krieg oder seine gröfsten Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine grofse Einsicht in die höhern Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen, und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann [7]).

---

[7]) Es ist auffallend, dafs Clausewitz hier nicht auf den wichtigen Punkt

Man giebt Karl XII. nicht den Namen eines grofsen Genies, weil er die Wirksamkeit seiner Waffen nicht einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen, nicht damit zu einem glänzenden Ziele zu gelangen wufste; man giebt ihn nicht Heinrich IV., weil er nicht lange genug gelebt hat, um mit seiner kriegerischen Wirksamkeit die Verhältnisse mehrerer Staaten zu berühren und in dieser höhern Region sich zu versuchen, wo ein edles Gefühl und ritterliches Wesen nicht so viel über den Gegner vermögen, wie bei der Besiegung innern Widerstandes.

Um fühlen zu lassen, was hier alles mit einem Blick umfafst und richtig getroffen sein will, verweisen wir auf unser erstes Kapitel. Wir sagen: der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören das Erstere zu sein; er umfafst mit seinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältnisse, auf der andern ist er sich genau bewufst, was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen.

Da hier die Mannigfaltigkeit und die unbestimmte Grenze aller Beziehungen eine grofse Menge von Gröfsen in die Betrachtung bringen, da die meisten dieser Gröfsen nur nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen geschätzt werden können: so würde, wenn der Handelnde dies alles nicht mit dem Blick eines die Wahrheit überall ahnenden Geistes träfe, eine Verwickelung von Betrachtungen und Rücksichten entstehen, aus denen sich das Urtheil gar nicht mehr herausfinden könnte. In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, dafs viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Kalküls bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig.

Was hier von höhern Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und Urtheil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halb dunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen, und an denen er sich erschöpfen würde. Aber diese höhere Geistesthätigkeit, dieser Blick des Genies, würde doch nicht zur historischen Erscheinung werden, wenn die Gemüths- und Charaktereigenschaften, von denen wir gehandelt haben, ihn nicht unterstützten.

Das bloſse Motiv der Wahrheit ist in dem Menschen nur äusserst schwach, und darum immer ein grofser Unterschied zwischen dem Erkennen und Wollen, zwischen dem Wissen und Können. Den stärksten Anlafs zum Handeln bekömmt der Mensch immer durch Gefühle, und den kräftigsten Nachhalt, wenn man uns den Ausdruck gestatten will, durch jene Legirungen von Gemüth und Verstand, die wir in der Entschlossenheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennen gelernt haben.

Wenn übrigens diese erhöhte Geistes- und Gemüthsthätigkeit des Feldherrn sich nicht in dem Totalerfolg seines Wirkens kundthäte und nur auf Treue und Glauben angenommen würde, so würde sie nur selten zur historischen Erscheinung werden.

---

aufmerksam macht, dafs deshalb eigentlich „das Staatsoberhaupt auch der Oberfeldherr im Kriege“ sein mufs, wo die Dinge sich in ihrer Vollendung abspielen sollen.

Was von dem Gange der kriegerischen Ereignisse bekannt wird, ist gewöhnlich sehr einfach, sieht einander sehr ähnlich, und Niemand, der sich an die bloſse Erzählung hält, sieht von den Schwierigkeiten, die dabei überwunden wurden, etwas ein. Nur hin und wieder kömmt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten, oder bei Gelegenheit einer besondern historischen Forschung, die sich auf ein Ereigniſs gerichtet hat, ein Theil der vielen Fäden an das Tageslicht, die das ganze Gewebe bilden. Die meisten Ueberlegungen und Geisteskämpfe, welche einer bedeutenden Ausführung vorhergehen, werden absichtlich verborgen, weil sie politische Interessen berühren, oder gerathen zufällig in Vergessenheit, weil man sie als bloſse Gerüste betrachtet, die nach Vollendung des Baues weggenommen werden müssen.

Wollen wir nun endlich noch, ohne uns an eine nähere Bestimmung der höhern Seelenkräfte zu wagen, einen Unterschied in der Verstandeskraft selbst gelten lassen nach gewohnten Vorstellungen, wie sie sich in der Sprache fixirt haben, und uns dann fragen, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genius am nächsten angehört? so wird uns sowohl der Blick auf den Gegenstand als auf die Erfahrung sagen, daſs es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heiſsen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unsrer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unsres Vaterlandes anvertrauen möchten.

Rückblick auf das dritte Kapitel.

Jede eigenthümliche Thätigkeit verlangt, wenn sie mit einer gewissen Virtuosität betrieben werden soll, eigenthümlicher Anlagen des Verstandes und Gemüthes; wo diese in einem hohen Grade ausgezeichnet sind und sich durch aufserordentliche Leistungen darstellen, wird der Geist, dem sie angehören, mit dem Namen Genius bezeichnet oder mit andern Worten: unter Genie versteht man eine für gewisse Thätigkeiten sehr gesteigerte Geisteskraft.

Der kriegerische Genius ist ein harmonischer Verein derjenigen Seelenkräfte des Verstandes und Gemüthes, in deren gemeinschaftlicher Richtung auf kriegerische Thätigkeit zwar diese oder jene Seite vorherrschen, keine aber ihr geradezu widerstreben kann und darf.

Der kriegerische Genius im höchsten Sinne kann nicht dem Heer, sondern wird ausnahmslos nur dem Feldherrn angehören, er entwickelt sich aber immer erst bei Völkern von einer gewissen Bildungsstufe und kann bei rohen Völkern nur dem Umfange, niemals der Höhe nach, verbreitet sein.

Da der Krieg das Gebiet der Gefahr, so ist der Muth die erste Eigenschaft des Kriegers.

Dieser Muth tritt zu Tage als Muth gegen die persönliche Gefahr, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es aus Geringschätzung des Lebens, sei es endlich aus Gewohnheit und wird dann als ein bleibender Zustand angesehen werden können, oder aber er geht aus positiven Motiven, Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung hervor und ist dann weniger ein Zustand, als vielmehr eine Gemüthsbewegung, ein Gefühl.

Jener ist sicherer, dieser weitführender, jener tritt mehr als Standhaftigkeit,

dieser mehr als Kühnheit in die Erscheinung; ihre Vereinigung ist die vollkommenste Art von Muth.

Anderer Art ist der Muth gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem eigenen Gewissen, sei es vor dem Richterstuhl einer äufseren Macht; auch er ist weniger ein Akt des Verstandes, als des Gemüthes.

Der Krieg ist ferner das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden und so bedarf er einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, dagegen stählt.

Der Krieg ist endlich das Gebiet der Ungewifsheit und erhebt damit nicht unbedeutende Anforderungen an die Verstandeskräfte, um mit dem Takte des gereiften Urtheils die Wahrheit herauszufühlen; Kräfte die um so unerläfslicher sind, als der Krieg auch das Gebiet des Zufalles ist.

Der Geist, der diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen soll, bedarf des sogenannten coup d'oeil, der auch im gesteigerten Dunkel noch Spuren inneren Lichtes behält, und der Entschlossenheit, diesem Lichte, zu folgen.

Beiden nahe verwandt ist die Geistesgegenwart, ebenso sehr ein Produkt des Verstandes, wie des Gemüthes. Weiterhin bedarf es aber dann noch jener je nach den verschiedenen Modifikationen als Energie, Festigkeit, Charakterstärke gerühmten, jedesmal aber nothwendiger Weise grofsen Kräfte des Gemüthes und Verstandes, um in dem vierfach durch die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewifsheit und den Zufall erschwerten Elemente sich mit Sicherheit und Erfolg bewegen zu können.

Die Last, das Gewicht, der Widerstand, welche jene Kräfte der Seele im Handelnden herausfordern, sind dazu meist weniger Erzeugnisse der feindlichen Thätigkeit, als Produkte der auf eigener Seite erhaltenen Eindrücke.

Sie wachsen mit den Massen und so müssen die Kräfte zunehmen mit der Höhe der Stellen, welche der Einzelne einnimmt.

Verschiedengestaltig wie die Temperamente ist die Widerstandskraft des Menschen gegen diese Einwirkungen; von allen grofsartigen Gefühlen aber, welche die Menschenbrust im heifsen Drange des Kampfes bewegen, ist keiner mächtiger oder konstanter, als der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, ohne welchen ein grofser Feldherr schlechthin undenkbar wäre.

Vom Feldherrn abwärts aber bildet jede Stufe des Befehls im Kriege eine eigene Schicht, mit eigenem Erfordernifs an Geisteskräften und mit eigenem Mafs an Ruhm und Ehre.

Die Details dieses Gesammtbildes entwickeln die ferneren Kapitel bis zum Schlufs des ersten Buches!

Viertes Kapitel.

Von der Gefahr im Kriege.

Gewöhnlich macht man sich, ehe man sie kennen gelernt hat, eine Vorstellung davon, die eher anziehend als zurückschreckend ist. Im Rausche der Begeisterung sturmschritts auf den Feind eindringen — wer zählt da die

Kugeln und die Fallenden! — die Augen wenig Momente zugedrückt, sich dem kalten Tode entgegen zu werfen, ungewifs, ob wir oder Andere ihm entrinnen werden — und dies alles dicht am goldenen Ziel des Sieges, dicht vor der labenden Frucht, nach welcher der Ehrgeiz durstet — kann das schwer sein? Es wird nicht schwer sein und noch weniger wird es so scheinen. Aber solcher Momente, die dennoch nicht das Werk eines einzigen Pulsschlages sind, wie sie gedacht werden, sondern wie arzeneiliche Mischungen mit Zeit verdünnt und verdorben genossen werden müssen — solcher Momente, sagen wir, giebt es nur wenige.

Begleiten wir den Neuling auf das Schlachtfeld. Wenn wir uns demselben nähern, so wechselt der immer deutlicher werdende Donner des Geschützes endlich mit dem Heulen der Kugeln, welches nun die Aufmerksamkeit des Unerfahrenen auf sich zieht. Kugeln fangen an nahe vor und hinter uns einzuschlagen. Wir eilen zu dem Hügel, auf welchem der kommandirende General mit seinem zahlreichen Gefolge hält. Hier wird das nahe Einschlagen der Kanonenkugeln, das Zerspringen der Granaten schon so häufig, dafs der Ernst des Lebens sich durch das jugendliche Phantasiebild hindurchdrängt. Plötzlich stürzt ein Bekannter — es schlägt eine Granate in den Haufen und bringt einige unwillkürliche Bewegungen hervor — man fängt an zu fühlen, dafs man nicht mehr völlig ruhig und gesammelt ist; auch der Bravste wird wenigstens etwas zerstreut. — Jetzt einen Schritt in die Schlacht hinein, die vor uns tobt, fast noch wie ein Schauspiel, zum nächsten Divisionsgeneral; hier folgt Kugel auf Kugel und der Lärm des eigenen Geschützes mehrt die Zerstreuung. — Vom Divisions- zum Brigadegeneral — Dieser, von anerkannter Tapferkeit, hält vorsichtig hinter einem Hügel, einem Hause oder hinter Bäumen; — ein sicherer Exponent der steigenden Gefahr — Kartätschen rasseln in Dächern und Feldern, Kanonenkugeln sausen in allen Richtungen an und über uns weg, und schon stellt sich ein häufiges Pfeifen der Flintenkugeln ein; — noch ein Schritt zu den Truppen, zu der im Stunden langen Feuergefecht mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit ausharrenden Infanterie; hier ist die Luft erfüllt von zischenden Kugeln, die ihre Nähe bald durch den kurzen, scharfen Laut verkünden, mit welchem sie Zoll weit an Ohr, Kopf und Seele vorüber fliegen. Zum Ueberfluſs schlägt das Mitleiden über den Anblick der Verstümmelten und Hinstürzenden mit Jammerschlägen an unser klopfendes Herz.

Keine dieser verschiedenen Dichtigkeitsschichten der Gefahr wird ein Neuling berühren, ohne zu fühlen, dafs das Licht der Gedanken sich hier durch andere Mittel bewege und in andern Strahlen gebrochen werde, als bei der spekulativen Thätigkeit; ja es müfste Der ein sehr aufserordentlicher Mensch sein, der bei diesen ersten Eindrücken nicht die Fähigkeit zu einem augenblicklichen Entschluſs verlöre. Es ist wahr, die Gewohnheit stumpft diese Eindrücke sehr bald ab; nach einer halben Stunde fangen wir an, gleichgültiger gegen alles zu werden, was uns umgiebt, der Eine mehr, der Andere weniger; aber bis zur völligen Unbefangenheit und zur natürlichen Elasticität der Seele bringt ein gewöhnlicher Mensch es immer nicht — und so mag man denn erkennen, dafs mit Gewöhnlichem hier wieder nicht aus-

zureichen ist, was um so wahrer wird, je gröfser der Wirkungskreis ist, der ausgefüllt werden soll. Enthusiastische, stoische, angeborene Bravour, gebieterischer Ehrgeiz, oder auch lange Bekanntschaft mit der Gefahr, viel von alledem mufs da sein[1]), wenn nicht alle Wirkung in diesem erschwerenden Mittel hinter dem Mafs zurückbleiben soll, welches auf dem Zimmer als ein gewöhnliches erscheinen mag.

Die Gefahr im Kriege gehört zur Friktion desselben, eine richtige Vorstellung davon ist zur Wahrheit der Erkenntnifs nothwendig, und darum ist ihrer hier Erwähnung geschehen.

Fünftes Kapitel.

Von der körperlichen Anstrengung im Kriege.

Wenn Niemand ein Urtheil über kriegerische Ereignisse anders fällen dürfte, als in dem Augenblick, wo er von Frost erstarrt oder vor Hitze und Durst verschmachtend, von Mangel und Müdigkeit niedergedrückt ist: so würden wir zwar noch weniger Urtheile haben, die objektiv richtig wären, aber sie würden es wenigstens subjektiv sein, d. h. sie würden das Verhältnifs des Urtheilenden zum Gegenstande genau in sich enthalten. Man erkennt dies schon, wenn man sieht, wie billig herabstimmend, ja schlaff und klein das Urtheil Derjenigen über die Resultate schlimmer Fälle ist, welche Augenzeugen waren, besonders so lange sie sich mitten darin befanden. Dies sei unsere Anschauung, ein Mafs des Einflusses, den die körperliche Anstrengung übt, und der Rücksicht, die sie beim Urtheil verdient.

Unter die vielen Dinge im Kriege, für deren Gebrauch keine Polizeitaxe ein Mafs festsetzen kann, gehört hauptsächlich die körperliche Anstrengung. Vorausgesetzt, dafs sie nicht verschwendet wird, ist sie ein Koefficient aller Kräfte, und Niemand kann genau sagen, wie weit sie getrieben werden darf. Das Merkwürdige aber ist, dafs, sowie nur ein starker Arm des Schützen die Sehne des Bogens schärfer spannen kann, so ist auch nur von einem starken Geiste zu erwarten, dafs er im Kriege die Kräfte seines Heeres höher spannen werde. Denn ein Anderes ist es, wenn in Folge grofser Unglücksfälle ein Heer, von Gefahren umgeben, sich wie niederstürzendes Gemäuer in Trümmer auflöst und seine Rettung nur in der höchsten Anstrengung seiner körperlichen Kräfte finden kann — ein Anderes, wenn ein siegreiches Heer, allein von stolzen Empfindungen fortgezogen, von seinem Feldherrn nach freier Willkür geleitet wird. Dieselbe Anstrengung, die dort höchstens Mitleid erregen könnte, müfste uns hier Bewunderung einflöfsen, weil sie viel schwerer zu erhalten war.

Es tritt also hiermit für das ungeübte Auge einer der Gegenstände ans

---

[1]) Sollte nicht Ehr- und Pflichtgefühl hier an erster Stelle genannt werden müssen, dieses soldatische Geschwisterpaar, dessen starker Arm wohl die festeste Stütze bietet!?

Licht, die den Bewegungen des Geistes gleichsam im Dunkeln Fesseln anlegen und die Kräfte der Seele im Geheimen verzehren.

Obgleich hier eigentlich nur die Rede ist von der Anstrengung, die der Feldherr vom Heere, der Führer von seinen Untergebenen fordert, also von dem Muth, sie zu begehren, von der Kunst, sie zu erhalten: so darf doch die körperliche Anstrengung des Führers und des Feldherrn selbst nicht übergangen werden; wir müssen, nachdem wir die Analyse des Krieges ehrlich bis zu diesem Punkt getrieben haben, auch das Gewicht dieser zurückgebliebenen Schlacken in Betracht ziehen.

Von der körperlichen Anstrengung ist hier hauptsächlich deshalb die Rede, weil sie wie die Gefahr zu den tiefsten Ursachen der Friktion gehört, und weil ihr unbestimmtes Maſs sie der Natur elastischer Körper ähnlich macht, deren Reibung sich bekanntlich schwer berechnen läſst.

Daſs mit diesen Betrachtungen, mit diesem Ermessen der erschwerenden Bedingungen des Krieges, kein Miſsbrauch gemacht werde, dazu hat die Natur unserem Urtheil einen leitenden Führer in unserer Empfindungsweise gegeben. So wie ein Einzelner sich auf seine persönliche Unvollkommenheit nicht mit Vortheil berufen wird, wenn er beschimpft und gemiſshandelt ist, wohl aber dann, wenn er die Beschimpfung glücklich abwies oder glänzend rächte, so wird kein Feldherr und kein Heer den Eindruck einer schimpflichen Niederlage verbessern durch Darstellung der Gefahr, Noth und Anstrengung, die den Glanz eines Sieges unendlich erhöhen würden. So verbietet uns eine anscheinende Billigkeit, zu der unser Urtheil geneigt sein würde, unser Gefühl, welches aber nur ein höheres Urtheil ist.

Sechstes Kapitel.

Nachrichten im Kriege.

Mit dem Worte „Nachrichten“ bezeichnen wir die ganze Kenntniſs, welche man von dem Feinde und seinem Lande hat, also die Grundlage aller eigenen Ideeen und Handlungen. Man betrachte einmal die Natur dieser Grundlage, ihre Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit, und man wird bald das Gefühl haben, wie gefährlich das Gebäude des Krieges ist, wie leicht es zusammenstürzen und uns unter seinen Trümmern begraben kann. — Denn daſs man nur sichern Nachrichten trauen solle, daſs man das Miſstrauen nie von sich lassen müsse, steht wohl in allen Büchern, ist aber ein elender Büchertrost und gehört zu der Weisheit, zu welcher System- und Kompendienschreiber in Ermangelung von etwas Besserem ihre Zuflucht nehmen.

Ein groſser Theil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch gröſserer ist falsch und bei weitem der gröſste einer ziemlichen Ungewiſsheit unterworfen. Was man man hier vom Offizier fordern kann, ist ein gewisses Unterscheiden, das nur Sach- und Menschenkenntniſs und Urtheil geben können. Das Gesetz des Wahrscheinlichen muſs ihn leiten. Diese Schwierigkeit ist nicht unbedeutend bei den ersten Ent-

würfen, die auf dem Zimmer und noch aufser der eigentlichen Kriegssphäre gemacht werden, aber unendlich gröfser ist sie da, wo im Getümmel des Krieges selbst eine Nachricht die andere drängt; ein Glück noch, wenn sie, einander widersprechend, ein gewisses Gleichgewicht erzeugen und die Kritik selbst herausfordern. Viel schlimmer für den Nichtgeprüften, wenn ihm der Zufall diesen Dienst nicht erweist, sondern eine Nachricht die andere unterstützt, bestätigt, vergröfsert, das Bild mit immer neuen Farben ausmalt, bis die Nothwendigkeit uns in fliegender Eile den Entschluſs abgedrängt hat, der — bald als Thorheit erkannt wird, sowie alle jene Nachrichten als Lügen, Uebertreibungen, Irrthümer u. s. w. Mit kurzen Worten: die meisten Nachrichten sind falsch und die Furchtsamkeit der Menschen wird zur neuen Kraft der Lüge und Unwahrheit. In der Regel ist Jeder geneigt, das Schlimme eher zu glauben als das Gute; Jeder ist geneigt, das Schlimme etwas zu vergröfsern, und die Gefährlichkeiten, welche auf diese Weise berichtet werden, obgleich sie wie die Wellen des Meeres in sich selbst zusammensinken, kehren doch wie jene ohne sichtbare Veranlassung immer von Neuem zurück. Fest im Vertrauen auf sein besseres inneres Wissen muſs der Führer dastehen wie der Fels, an dem die Welle sich bricht. Die Rolle ist nicht leicht; wer nicht von Natur mit leichtem Blute begabt oder durch kriegerische Erfahrungen geübt und im Urtheil gestärkt ist, mag es sich eine Regel sein lassen, sich gewaltsam, d. h. gegen das innere Niveau seiner eigenen Ueberzeugung, von der Seite der Befürchtungen ab auf die Seite der Hoffnungen hinzuneigen; er wird nur dadurch das wahre Gleichgewicht erhalten können. Diese Schwierigkeit, richtig zu sehen, welche eine der allergröfsten Friktionen im Kriege ausmacht, läſst die Dinge ganz anders erscheinen, als man sie gedacht hat. Der Eindruck der Sinne ist stärker als die Vorstellungen des überlegenden Kalküls, und dies geht so weit, daſs wohl noch nie eine einigermaſsen wichtige Unternehmung ausgeführt worden ist, wo der Befehlshaber nicht in den ersten Momenten der Ausführung neue Zweifel bei sich zu besiegen gehabt hätte. Gewöhnliche Menschen, die fremden Eingebungen folgen, werden daher meistens an Ort und Stelle unschlüssig, sie glauben die Umstände anders gefunden zu haben, als sie solche vorausgesetzt hatten, und zwar um so mehr, da sie auch hier sich wieder fremden Eingebungen überlassen. Aber auch Der, welcher selbst entwarf und jetzt mit eigenen Augen sieht, wird leicht an seiner vorigen Meinung irre. Festes Vertrauen zu sich selbst muſs ihn gegen den scheinbaren Drang des Augenblickes waffnen; seine frühere Ueberzeugung wird sich bei der Entwicklung bewähren, wenn die vorderen Coulissen, welche das Schicksal in die Kriegsscenen einschiebt, mit ihren dick aufgetragenen Gestalten der Gefahr weggezogen, und der Horizont erweitert ist. — Dies ist eine der groſsen Klüfte zwischen Entwerfen und Ausführen[1]).

[1]) Die beste Brücke über diese, wie über die durch den Eindruck der Gefahr gerissene Kluft ist sicherlich eine auf eine rationelle Theorie basirte „Gewohnheitsmäſsigkeit“ des Handelns, auf welcher der Vorzug kriegsgeübter Führer und Heere beruht!

Siebentes Kapitel.

Friktion im Kriege.

So lange man selbst den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, und was eigentlich das Genie und die aufserordentlichen Geisteskräfte zu thun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erscheint so einfach, alle erforderlichen Kenntnisse erscheinen so flach, alle Kombinationen so unbedeutend, dafs in Vergleich damit uns die einfachste Aufgabe der höhern Mathematik mit einer gewissen wissenschaftlichen Würde imponirt. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird alles begreiflich, und doch ist es äufserst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Faktor zu nennen.

Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich Niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. Man denke sich einen Reisenden, der zwei Stationen am Ende seiner Tagereise noch gegen Abend zurückzulegen denkt; vier bis fünf Stunden mit Postpferden auf der Chaussee; es ist nichts. Nun kömmt er auf der vorletzten Station an, findet keine oder schlechte Pferde, dann eine bergige Gegend, verdorbene Wege; es wird finstere Nacht, und er ist froh, die nächste Station nach vielen Mühseligkeiten erreicht zu haben und eine dürftige Unterkunft dort zu finden. So stimmt sich im Kriege durch den Einfluſs unzähliger kleiner Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können, alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziel. Ein mächtiger, eiserner Wille überwindet diese Friktion, er zermalmt die Hindernisse, aber freilich die Maschine mit. Wir werden noch oft auf das Resultat kommen. Wie ein Obelisk, auf den zu die Hauptstrafsen eines Ortes geführt sind, steht, in der Mitte der Kriegskunst gebieterisch hervorragend, der feste Wille eines stolzen Geistes.

Friktion ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet. Die militärische Maschine: die Armee und alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, dafs kein Theil davon aus einem Stücke ist, dafs alles aus Individuen zusammengesetzt ist, deren jedes seine eigene Friktion nach allen Seiten hin behält. Theoretisch klingt es ganz gut: der Chef des Bataillons ist verantwortlich für die Ausführung des gegebenen Befehls, und da das Bataillon durch die Disziplin zu einem Stück zusammengeleimt ist, der Chef aber ein Mann von anerkanntem Eifer sein mufs, so dreht sich der Balken um einen eisernen Zapfen mit wenig Friktion. So aber ist es in der Wirklichkeit nicht, und alles, was die Vorstellung Uebertriebenes und Unwahres hat, zeigt sich im Kriege auf der Stelle. Das Bataillon bleibt immer aus einer Anzahl Menschen zusammengesetzt, von denen, wenn der Zufall es will, der unbedeutendste im Stande ist, einen Aufenthalt oder sonst eine Unregelmäfsigkeit zu bewirken. Die Gefahren, welche der Krieg mit sich bringt, die

körperlichen Anstrengungen, die er fordert, steigern das Uebel so sehr, daſs sie als die beträchtlichsten Ursachen desselben angesehen werden müssen.

Diese entsetzliche Friktion, die sich nicht wie in der Mechanik auf wenige Punkte konzentriren läſst, ist deswegen überall im Kontakt mit dem Zufall, und bringt dann Erscheinungen hervor, die sich gar nicht berechnen lassen, eben weil sie zum groſsen Theil dem Zufall angehören. Ein solcher Zufall ist z. B. das Wetter. Hier verhindert der Nebel, daſs der Feind zu gehöriger Zeit entdeckt wird, daſs ein Geschütz zur rechten Zeit schieſst, daſs eine Meldung den kommandirenden Offizier findet; dort der Regen, daſs ein Bataillon ankommt, daſs ein anderes zur rechten Zeit kommt, weil es statt drei vielleicht acht Stunden marschiren muſste, daſs die Kavallerie wirksam einhauen kann, weil sie im tiefen Boden stecken bleibt u. s. w.

Diese paar Detailzüge nur zur Deutlichkeit, und damit Verfasser und Leser zusammen bei der Sache bleiben, denn sonst lieſsen sich von solchen Schwierigkeiten ganze Bände voll schreiben. Um dies zu vermeiden, und doch einen deutlichen Begriff von dem Heere kleiner Schwierigkeiten hervorzubringen, mit welchen man im Kriege kämpft, möchten wir uns in Bildern erschöpfen, wenn wir nicht zu ermüden befürchteten. Aber ein Paar werden uns auch Diejenigen noch zu gut halten, die uns längst verstanden haben.

Das Handeln im Kriege ist eine Bewegung in erschwerendem Mittel. So wenig man im Stande ist, im Wasser die natürlichste und einfachste Bewegung, das bloſse Gehen, mit Leichtigkeit und Präzision zu thun, so wenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäſsigen halten. Daher kommt es, daſs der richtige Theoretiker wie ein Schwimmmeister erscheint, der Bewegungen, die fürs Wasser nöthig sind, auf dem Trockenen üben läſst, die Denen grotesk und übertrieben vorkommen, die nicht an das Wasser denken; daher kommt es aber auch, daſs Theoretiker, die selbst nie untergetaucht haben oder von ihren Erfahrungen nichts Allgemeines zu abstrahiren wissen, unpraktisch und selbst abgeschmackt sind, weil sie nur das lehren, was ein Jeder kann — gehen[1]).

Ferner: jeder Krieg ist reich an individuellen Erscheinungen, mithin ist jeder ein unbefahrenes Meer voll Klippen, die der Geist des Feldherrn ahnen kann, die aber sein Auge nie gesehen hat und die er nun in dunkler Nacht umschiffen soll. Erhebt sich noch ein widriger Wind, d. h. erklärt sich noch irgend ein groſser Zufall gegen ihn, so ist die höchste Kunst, Geistesgegenwart und Anstrengung da nöthig, wo dem Entfernten alles von selbst zu gehen scheint. Die Kenntniſs dieser Friktion ist ein Haupttheil der oft gerühmten Kriegserfahrung, welche von einem guten General gefordert wird. Freilich ist derjenige nicht der beste, der die gröſste Vorstellung davon hat, dem sie am meisten imponirt (dies giebt jene Klasse von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind), sondern der General muſs sie kennen, um sie zu überwinden, wo dies möglich ist, und um nicht eine Präzision in den Wirkungen zu erwarten, die eben wegen dieser Friktion

---

[1]) Immerhin ist es im Kriege schon etwas und zwar etwas keineswegs so ganz Selbstverständliches — „gehen zu können“!

nicht möglich ist. — Man wird sie übrigens theoretisch nie ganz kennen lernen, und könnte man es, so würde jene Uebung des Urtheils immer noch fehlen, die man Takt nennt, und die allemal in einem Felde voll unendlich kleiner und mannigfaltiger Gegenstände nöthiger ist, als in grofsen, entscheidenden Fällen, wo man mit sich und Andern Konzilium hält. So wie den Weltmann nur der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urtheils immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läfst: so wird nur der kriegserfahrene Offizier bei grofsen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges immer passend entscheiden und bestimmen. Durch diese Erfahrung und Uebung kommt ihm der Gedanke von selbst: das Eine geht, das Andere nicht. Er wird also nicht leicht in den Fall kommen, sich eine Blöfse zu geben, was im Kriege, wenn es häufig geschieht, die Grundfeste des Vertrauens erschüttert und äufserst gefährlich ist.

Die Friktion, oder was hier so genannt ist, ist es also, welche das scheinbar Leichte schwer macht. Wir werden in der Folge noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und es wird dann auch klar werden, dafs aufser Erfahrung und einem starken Willen noch manche andere seltene Eigenschaften des Geistes zum ausgezeichneten Feldherrn erforderlich sind.

Achtes Kapitel.

Schlufsbemerkungen zum ersten Buch.

Wir haben mit der Gefahr, den körperlichen Anstrengungen, den Nachrichten und der Friktion diejenigen Gegenstände genannt, welche sich als Elemente in der Atmosphäre des Krieges zusammenfinden und dieselbe zu einem erschwerenden Mittel für alle Thätigkeit machen. Sie lassen sich also in ihren hindernden Wirkungen wieder unter dem Gesammtbegriff einer allgemeinen Friktion zusammenfassen. — Giebt es nun kein milderndes Oel für diese Reibung? — Nur eins, und dieses eine steht dem Feldherrn und dem Kriegsheer nicht nach Willkür zu Gebote: es ist die Kriegsgewohnheit des Heeres.

Gewohnheit stärkt den Körper in grofsen Anstrengungen, die Seele in grofsen Gefahren, das Urtheil gegen den ersten Eindruck. Ueberall wird durch sie eine kostbare Besonnenheit gewonnen, welche vom Husaren und Schützen bis zum Divisionsgeneral hinaufreicht und dem Feldherrn das Handeln erleichtert.

Wie das menschliche Auge im finstern Zimmer seine Pupille erweitert, das wenige vorhandene Licht einsaugt, nach und nach die Dinge nothdürftig unterscheidet, und zuletzt ganz gut Bescheid weifs: so der geübte Soldat im Kriege, während dem Neulinge nur die stockfinstere Nacht entgegentritt.

Kriegsgewohnheit kann kein Feldherr seinem Heere geben, und schwach ist der Ersatz, den Friedensübungen gewähren; schwach im Vergleich mit der wirklichen Kriegserfahrung, aber nicht im Vergleich mit einem Heere, bei welchem auch diese Uebungen nur auf mechanische Kunstfertigkeiten gerichtet

sind. Die Uebungen des Friedens so einzurichten, daſs ein Theil jener Friktionsgegenstände darin vorkomme, das Urtheil, die Umsicht, selbst die Entschlossenheit der einzelnen Führer geübt werde, ist von viel gröſserem Werth, als Diejenigen glauben, welche den Gegenstand nicht aus Erfahrung kennen. Es ist unendlich wichtig, daſs der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen des Krieges, die ihn beim ersten Mal in Verwunderung und Verlegenheit setzen, nicht erst im Kriege zum ersten Mal sehe; sind sie ihm früher nur ein einziges Mal vorgekommen, so ist er schon halb damit vertraut. Das bezieht sich selbst auf körperliche Anstrengungen. Sie müssen geübt werden, weniger, daſs sich die Natur, als daſs sich der Verstand daran gewöhne. Im Kriege ist der neue Soldat sehr geneigt, ungewöhnliche Anstrengungen für Folgen groſser Fehler, Irrungen und Verlegenheiten in der Führung des Ganzen zu halten und dadurch doppelt niedergedrückt zu werden. Dies wird nicht geschehen, wenn er bei Friedensübungen darauf vorbereitet wird.

Ein anderes, weniger umfassendes, aber doch höchst wichtiges Mittel, die Kriegsgewohnheit im Frieden zu gewinnen, ist das Heranziehen kriegserfahrener Offiziere anderer Heere. Selten ist in Europa überall Frieden, und nie geht der Krieg in den anderen Welttheilen aus. Ein Staat, der lange im Frieden ist, sollte also stets suchen, von diesen Kriegsschauplätzen sich einzelne Offiziere, aber freilich nur solche, die gut gedient haben, zu verschaffen, oder von den seinigen einige dahin zu schicken, damit sie den Krieg kennen lernen.

Wie gering auch die Anzahl solcher Offiziere zur Masse eines Heeres erscheinen möge, so ist doch ihr Einfluſs sehr fühlbar. Ihre Erfahrungen, die Richtung ihres Geistes, die Ausbildung des Charakters wirken auf ihre Untergebenen und Kameraden, und auſserdem sind sie auch dann, wenn sie nicht an die Spitze eines Wirkungskreises gestellt werden können, als der Gegend kundige Männer zu betrachten, die man in vielen einzelnen Fällen befragen kann[1]).

---

[1]) Zu den Hülfsmitteln, um die „Kriegsgewohnheit“ im Frieden einigermaſsen zu ersetzen, müssen noch Kriegsspiel, Generalstabsreisen und vor allem — die Applikation gerechnet werden, die freilich alle, um wahren Nutzen zu bringen, von „kriegserfahrenen“ Offizieren geleitet werden müſsten!

ZWEITES BUCH.
Ueber die Theorie des Krieges.

Erstes Kapitel.
Eintheilung der Kriegskunst.

Krieg in seiner eigentlichen Bedeutung ist Kampf; denn Kampf ist allein das wirksame Prinzip in der mannigfaltigen Thätigkeit, die man in der weiteren Bedeutung Krieg nennt. Kampf aber ist ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittelst der letzteren. Dafs man die geistigen nicht ausschliefsen darf, versteht sich von selbst, denn der Zustand der Seele hat ja den entschiedensten Einfluſs auf die kriegerischen Kräfte.

Das Bedürfniſs des Kampfes hat den Menschen früh zu eigenen Erfindungen geführt, um sich die Vortheile in demselben zuzuwenden; dadurch ist der Kampf sehr verändert worden; wie er aber auch beschaffen sein mag, sein Begriff wird dadurch nicht verändert, und er ist es, der den Krieg ausmacht.

Die Erfindungen sind zunächst Waffen und Ausrüstungen der einzelnen Kämpfenden gewesen. Diese müssen geschaffen und eingeübt werden, ehe der Krieg beginnt; sie werden nach der Natur des Kampfes eingerichtet, erhalten also von ihm das Gesetz; aber offenbar ist die Thätigkeit, welche sich damit beschäftigt, eine andere als der Kampf selbst; sie ist nur die Vorbereitung zum Kampf, nicht die Führung desselben. Dafs Bewaffnung und Ausrüstung nicht wesentlich zum Begriff des Kampfes gehören, ist klar, denn bloſses Ringen ist auch Kämpfen.

Der Kampf hat die Einrichtung der Waffen und der Ausrüstung bestimmt, und diese modifiziren den Kampf; es ist also Wechselwirkung zwischen beiden.

Aber der Kampf selbst bleibt darum doch eine ganz eigenthümliche Thätigkeit, und das um so mehr, als er sich in einem ganz eigenthümlichen Elemente, nämlich in dem Elemente der Gefahr bewegt.

Ist also je irgendwo eine Trennung verschiedenartiger Thätigkeiten nothwendig, so ist es hier; und wir brauchen, um die praktische Wichtigkeit dieses Gedankens durchschauen zu lassen, nur leise daran zu erinnern, wie

oft persönliche Tüchtigkeit in dem einen Felde als die unbrauchbarste Pedanterie in dem andern erschienen ist.

Es ist auch keineswegs schwer, in der Betrachtung die eine Thätigkeit von der andern zu trennen, wenn man die bewaffnete und ausgerüstete Streitkraft als gegebene Mittel betrachtet, von denen man, um sie zweckmäfsig zu gebrauchen, nichts zu kennen braucht als ihre Hauptresultate.

Die Kriegskunst im eigentlichen Sinne wird also die Kunst sein, sich der gegebenen Mittel im Kampfe zu bedienen, und wir können sie nicht besser als mit dem Namen der Kriegführung bezeichnen. Dagegen werden allerdings zur Kriegskunst im weiteren Sinne auch alle Thätigkeiten gehören, die um des Krieges willen da sind, also die ganze Schöpfung der Streitkräfte, d. i. Aushebung, Bewaffnung, Ausrüstung und Uebung.

Es ist für die Realität einer Theorie höchst wesentlich, diese beiden Thätigkeiten zu trennen[1]), denn es ist leicht einzusehen, dafs, wenn jede Kriegskunst mit der Einrichtung der Streitkräfte anfangen und diese für die Kriegführung, sowie sie dieselben angegeben, bedingen wollte, sie nur auf die wenigen Fälle anwendbar sein könnte, wo die vorhandenen Streitkräfte dem gerade entsprächen. Will man dagegen eine Theorie haben, die für die grofse Mehrheit der Fälle geeignet, für keinen aber ganz unbrauchbar sei: so mufs sie auf die grofse Mehrheit der gewöhnlichen Streitmittel, und bei diesen auch nur auf die wesentlichsten Resultate gebaut sein.

Die Kriegführung ist also die Anordnung und Führung des Kampfes. Wäre dieser Kampf ein einzelner Akt, so würde kein Grund zu einer weiteren Eintheilung sein; allein der Kampf besteht aus einer mehr oder weniger grofsen Zahl einzelner in sich geschlossener Akte, die wir Gefechte nennen, wie wir das im ersten Kapitel des ersten Buchs gezeigt haben, und die neue Einheiten bilden. Daraus entspringt nun die ganz verschiedene Thätigkeit, diese einzelnen Gefechte in sich anzuordnen und zu führen, und sie unter sich zum Zweck des Krieges zu verbinden. Das Eine ist die Taktik[2]), das Andere die Strategie genannt worden.

Die Eintheilung in Taktik und Strategie ist jetzt im Gebrauch fast allgemein, und Jeder weifs ziemlich bestimmt, wohin er ein einzelnes Faktum stellen soll, ohne dafs er sich des Eintheilungsgrundes klar bewufst ist. Wo aber solche Eintheilungen im Gebrauch dunkel befolgt werden, müssen sie einen tiefen Grund für sich haben. Diesen Grund haben wir aufgesucht, und wir können sagen, dafs es eben der Gebrauch der Majorität ist, der uns zu ihm geführt hat. Dagegen müssen wir die von einzelnen Schriftstellern versuchten willkürlichen, nicht aus der Natur der Sache genommenen Feststellungen des Begriffs als nicht im Gebrauch vorhanden betrachten.

Es ist also nach unserer Eintheilung die Taktik die Lehre vom Ge-

---

[1]) In die „Lehre vom Heerwesen“ und in die „Lehre von der Truppenverwendung“.

[2]) In der „Taktik“ läfst sich aber wiederum die „Anordnung des einzelnen geschlossenen Aktes“ (als Kampf im engern Sinne), von ihrer „Verbindung unter einander“ (als Gefecht) unterscheiden.

brauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges.

Wie sich der Begriff des einzelnen oder selbständigen Gefechtes näher bestimmt, an welche Bedingungen diese Einheit gebunden ist, werden wir erst ganz deutlich machen können, wenn wir das Gefecht näher betrachten; jetzt müssen wir uns begnügen zu sagen, dafs in Beziehung auf den Raum, also bei gleichzeitigen Gefechten, die Einheit gerade so weit reicht, wie der persönliche Befehl, in Beziehung auf die Zeit aber, also bei Gefechten, die einander nahe folgen, so weit bis die Krisis, welche jedes Gefecht hat, ganz vorüber ist[3]).

Dafs hier zweifelhafte Fälle vorkommen können, nämlich solche, wo mehrere Gefechte auch allenfalls als ein einziges betrachtet werden können, wird unsrem Eintheilungsgrunde nicht zum Vorwurf gereichen, denn das hat er mit allen Eintheilungsgründen wirklicher Dinge gemein, deren Verschiedenheit immer durch abstufende Uebergänge vermittelt sind. Es kann also allerdings einzelne Thätigkeitsakte geben, die eben so gut, und zwar ohne Veränderung des Gesichtspunktes, zur Strategie als zur Taktik zu zählen sind, z. B. sehr ausgedehnte Stellungen, die Postirungen ähnlich werden, die Anordnung mancher Flufsübergänge u. s. w.

Unsere Eintheilung trifft und erschöpft nur den Gebrauch der Streitkräfte. Nun giebt es aber im Kriege eine Menge von Thätigkeiten, die ihm dienen, aber von ihm doch verschieden, ihm bald näher verwandt, bald fremdartiger sind. Diese Thätigkeiten alle beziehen sich auf die Erhaltung der Streitkräfte. So wie die Schaffung und Ausbildung dem Gebrauche vorhergeht, so bleibt ihre Erhaltung demselben zur Seite und ist eine nothwendige Bedingung. Genau betrachtet aber sind alle Thätigkeiten, die sich darauf beziehen, immer als Vorbereitungen zum Kampfe zu betrachten, nur freilich als solche, die der Handlung sehr nahe liegen, so dafs sie den kriegerischen Akt mit durchziehen und mit dem Gebrauch abwechselnd vorkommen. Man hat also ein Recht, sie wie die andern vorbereitenden Thätigkeiten von der Kriegskunst im engern Sinne, von der eigentlichen Kriegführung, auszuschliefsen, und man ist dazu genöthigt, wenn man die Hauptaufgabe jeder Theorie, die Trennung des Ungleichartigen, erfüllen will. Wer wollte die ganze Litanei der Verpflegung und Administration zur eigentlichen Kriegführung zählen, da sie mit dem Gebrauche der Truppen zwar in beständiger Wechselwirkung steht, aber etwas wesentlich davon Verschiedenes ist.

Wir haben in unsrem dritten Kapitel[4]) des ersten Buches gesagt, dafs, indem der Kampf oder das Gefecht als die einzige unmittelbar wirksame Thätigkeit bestimmt wird, die Fäden aller andern, weil sie sich in ihm endigen, mit aufgenommen werden. Hiermit haben wir ausdrücken wollen,

---

[3]) In diesem Satze finden sich — durch die Zerlegung in die Raum- und in die Zeitfrage — neue Anhaltspunkte für die Trennung in Kampf und Gefecht.

[4]) Es mufs heifsen: „zweiten Kapitels des ersten Buches“.

dafs allen andern dadurch der Zweck gestellt wird, welchen sie nun nach ihren eigenthümlichen Gesetzen zu erreichen suchen. Hier müssen wir uns über diesen Gegenstand näher auslassen.

Die Gegenstände der noch aufser dem Gefecht vorhandenen Thätigkeiten sind sehr verschiedener Natur.

Der eine Theil gehört in einer Beziehung noch dem Kampfe selbst an, ist identisch mit demselben, während er in einer andern der Erhaltung der Streitkräfte dient. Der andere Theil gehört blofs der Erhaltung an und hat nur wegen der Wechselwirkung mit seinen Resultaten einen bedingenden Einfluſs auf den Kampf.

Die Gegenstände, welche in einer Beziehung noch dem Kampfe selbst angehören, sind Märsche, Läger und Quartiere, denn sie begreifen eben so viele verschiedene Zustände der Truppen, und wo Truppen gedacht werden, mufs immer die Idee des Gefechts vorhanden sein [5]).

Die andern, welche nur der Erhaltung angehören, sind Ernährung, Krankenpflege, Waffen- und Ausrüstungsersatz.

Die Märsche sind mit dem Gebrauch der Truppen ganz identisch. Der Marsch im Gefecht, gewöhnlich Evolution genannt, ist zwar noch nicht eigentlicher Waffengebrauch, aber er ist so innig und nothwendig damit verbunden, dafs er einen integrirenden Theil dessen ausmacht, was wir Gefecht nennen. Der Marsch aufser dem Gefecht ist aber nichts als die Ausführung der strategischen Bestimmung. Durch diese wird gesagt, wann, wo und mit welcher Streitkraft ein Gefecht geliefert werden soll, und dies zur Ausführung zu bringen, ist der Marsch das einzige Mittel.

Der Marsch aufser dem Gefecht ist also ein strategisches Instrument, aber darum nicht blofs ein Gegenstand der Strategie, sondern weil die Streitkraft, die ihn ausführt, in jedem Augenblick ein mögliches Gefecht konstituirt, so steht auch seine Ausführung unter taktischen und strategischen Gesetzen. Wenn wir einer Kolonne den Weg diesseits des Flusses oder Gebirgsarmes vorschreiben, so ist das eine strategische Bestimmung, denn es liegt darin die Absicht, dem Gegner, wenn während des Marsches ein Gefecht nöthig werden sollte, dasselbe lieber diesseits als jenseits anzubieten.

Wenn aber eine Kolonne, statt im Thale der Strafse zu folgen, auf dem sie begleitenden Höhenrücken fortzieht, oder sich der Bequemlichkeit des Marsches wegen in mehrere kleine Kolonnen spaltet: so sind das taktische

---

[5]) Diese „Zustände“ sind aber gerade Zustände der „Nichtkampffähigkeit“ und bedingen deshalb die eigenthümlichen Mafsregeln der „Sicherung“. Märsche, Quartiere, Läger und die hier nicht aufgeführten Sicherungsmafsregeln stehen allerdings „mit dem Gebrauche der Truppen in beständiger Wechselwirkung“ (vergl. den vorstehend mit den Worten: „Unsere Eintheilung trifft u. s. w.“ beginnenden Satz des Textes), sind aber doch auch „etwas wesentlich davon Verschiedenes“. Sollte es nicht auch ihnen gegenüber als „eine Hauptaufgabe der Theorie“ angesehen werden dürfen, „die Trennung des Ungleichartigen“ noch einen Schritt weiter zu führen und „Marschiren (mit Lagern) und „Sichern“ dem eigentlichen „Schlagen“ als selbständige Funktionen gegenüberzustellen?

Bestimmungen, denn sie beziehen sich auf die Art, wie wir in vorkommendem Gefecht unsere Streitkräfte brauchen wollen[6]).

Die innere Ordnung des Marsches hat eine konstante Beziehung zur Gefechtsbereitschaft, ist also taktischer Natur, denn sie ist ja nichts Anderes, als die erste, vorläufige Disposition zu dem Gefechte, welches vorkommen könnte.

Da der Marsch das Instrument ist, durch welches die Strategie ihre wirksamen Prinzipe, die Gefechte, vertheilt, diese aber oft bloſs mit ihrem Resultate, und nicht mit ihrem faktischen Verlauf eintreten: so hat es nicht fehlen können, daſs man in der Betrachtung oft das Instrument an die Stelle des wirksamen Prinzips gesetzt hat. So spricht man von entscheidenden, gelehrten Märschen, und meint diejenigen Gefechtskombinationen, zu denen sie geführt haben. Diese Substitution der Vorstellungen ist zu natürlich, und die Kürze des Ausdrucks zu wünschenswerth, um sie zu verdrängen, aber immer ist es nur eine zusammengeschobene Vorstellungsreihe, bei der man nicht versäumen darf sich das Gehörige zu denken, wenn man nicht auf Abwege gerathen will.

Ein solcher Abweg ist es, wenn den strategischen Kombinationen eine von den taktischen Erfolgen unabhängige Kraft zugeschrieben wird. Man kombinirt Märsche und Manöver, erreicht seinen Zweck, und es ist von keinem Gefecht dabei die Rede, woraus man schlieſst, daſs es Mittel giebt, den Feind auch ohne Gefecht zu überwinden. Wir werden erst in der Folge die ganze folgenreiche Gröſse dieses Irrthums[7]) zeigen können.

Aber wenn gleich der Marsch vollkommen als ein integrirender Theil des Kampfes betrachtet werden kann: so giebt es doch auch in ihm schon gewisse Beziehungen, die nicht dazu gehören, also weder taktisch, noch strategisch sind. Dazu gehören alle Einrichtungen, die bloſs zur Bequemlichkeit der Truppen dienen, die Ausführung von Brücken- und Wegebau, u. s. w.; dies sind bloſs Bedingungen, sie können unter manchen Umständen dem Gebrauche der Truppen sehr nahe treten und sich fast mit demselben identifiziren, wie der Bau einer Brücke unter den Augen des Feindes; aber an sich sind es immer fremdartige Thätigkeiten, deren Theorie nicht in die Theorie der Kriegführung gehört.

Läger, worunter wir jede versammelte, also schlagfertige Aufstellung der Truppen begreifen, im Gegensatze zu den Quartieren, sind ein Zustand der Ruhe, also der Erholung, aber sie sind auch zugleich die strategische Feststellung eines Gefechtes an der Stelle, wo sie genommen werden; durch

---

[6]) Die Unterschiede, ob wir „diesseits oder jenseits des Gebirgsarmes“ oder ob wir „auf der Höhe oder im Thal“ marschiren wollen, begründen wohl kaum ein durchgreifendes Merkmal, dort von „Strategie“, hier von „Taktik“ reden zu können. Ein „Marsch“ ist aber, wie Clausewitz selbst sagt, eben so sehr etwas „strategisches, wie taktisches“ und doch, wie der folgende Passus zeigt, auch weder keins von beiden; so daſs man eben theoretisch besser thun wird, ihn als etwas „Besonderes“ zu behandeln: ein eigenartiges Mittel für die Zwecke der Strategie sowohl als der Taktik.

[7]) Der jetzt — wesentlich Dank Clausewitz! — wohl „zu den glücklich überwundenen“ gehört.

die Art aber, wie sie genommen werden, enthalten sie schon die Grundlinie des Gefechtes, eine Bedingung, von der jedes Vertheidigungsgefecht ausgeht; sie sind also wesentliche Theile der Strategie und Taktik.

Quartiere vertreten zu besserer Erquickung der Truppen die Stelle der Läger, sie sind also wie jene der Lage und Ausdehnung nach strategische, der auf die Gefechtsbereitschaft gerichteten innern Einrichtung nach taktische Gegenstände.

Der Zweck der Läger und Quartiere ist freilich neben der Erholung der Truppen gewöhnlich auch noch ein anderer, z. B. die Deckung einer Gegend, die Behauptung einer Stellung; aber er kann sehr wohl blofs der erstere sein. Wir erinnern uns, dafs die Zwecke, welche die Strategie verfolgt, eine sehr grofse Mannichfaltigkeit haben können, denn alles, was als ein Vortheil erscheint, kann der Zweck eines Gefechts sein, und die Erhaltung des Instruments, mit dem man den Krieg führt, mufs nothwendig sehr häufig der Zweck ihrer einzelnen Kombinationen werden.

Wenn also in einem solchen Falle die Strategie der blofsen Erhaltung der Truppen dient: so befinden wir uns dadurch nicht etwa in einem fremden Felde, sondern wir sind immer beim Gebrauche der Streitkraft, weil jede Aufstellung derselben auf irgend einem Punkte des Kriegstheaters ein solcher ist.

Wenn aber die Erhaltung der Truppen in Lägern und Quartieren Thätigkeiten hervorruft, die kein Gebrauch der Streitkräfte sind, wie der Bau der Hütten, das Aufschlagen der Zelte, der Verpflegungs- und Reinlichkeitsdienst in Lager und Quartier: so gehört das weder zur Strategie, noch zur Taktik.

Selbst Verschanzungen, deren Lage und Einrichtung ganz offenbar ein Theil der Gefechtsdisposition sind, also taktische Gegenstände, gehören doch hinsichtlich der Ausführung ihres Baues nicht zur Theorie der Kriegführung, sondern die dahin gehörigen Kenntnisse und Fertigkeiten müssen der ausgebildeten Streitkraft schon inwohnen; die Gefechtslehre setzt sie voraus.

Unter den Gegenständen, welche der blofsen Erhaltung der Streitkraft angehören, weil keiner ihrer Theile sich mit dem Gefecht identifizirt, steht die Ernährung der Truppen demselben noch am nächsten, weil sie fast täglich und für jedes Individuum thätig sein mufs. So geschieht es, dafs sie den kriegerischen Akt in seinen strategischen Bestandtheilen ganz durchdringt. Wir sagen: in seinen strategischen Bestandtheilen, weil innerhalb des einzelnen Gefechts die Ernährung der Truppen höchst selten einen den Plan modifizirenden Einfluſs haben wird, wenn gleich der Fall doch auch denkbar genug bleibt. Die meiste Wechselwirkung wird also zwischen der Strategie und der Sorge für den Unterhalt der Streitkräfte eintreten, und es ist nichts gewöhnlicher, als dafs die Rücksicht auf diesen Unterhalt[8]) die strategischen Hauptlineamente eines Feldzuges und Krieges mitbestimmt. Wie häufig und wie entscheidend diese Rücksichten auch sein mögen, der Unterhaltsbetrieb

---

[8]) Auf dieser Basis hat Willisen in seiner „Theorie vom grofsen Kriege“ nicht ohne Geschick den Unterschied zwischen „Strategie und Taktik“ aufgebaut.

der Truppen bleibt immer eine von dem Gebrauch derselben wesentlich verschiedene Thätigkeit, die nur mit ihren Resultaten auf denselben Einfluſs hat.

Viel entfernter stehen dem Gebrauch der Truppen die andern von uns genannten Gegenstände administrativer Thätigkeit. Die Krankenpflege, so höchst wichtig sie für das Wohl eines Heeres ist, trifft doch dasselbe immer nur in einem kleinen Theil seiner Individuen, und hat daher nur einen sehr schwachen und mittelbaren Einfluſs auf den Gebrauch der übrigen; die Ergänzung der Ausrüstungsgegenstände tritt, insofern sie nicht schon durch den Organismus der Streitkräfte eine ihnen inwohnende fortlaufende Thätigkeit hat, nur periodisch ein, und wird also auch bei den strategischen Entwürfen nur selten zur Sprache kommen.

Wir müssen uns aber hier vor einem Miſsverständniſs bewahren. Im einzelnen Fall können faktisch diese Gegenstände von entscheidender Wichtigkeit sein. Die Entfernung der Hospitäler und Munitionsvorräthe kann sehr füglich als der einzige Grund für sehr wichtige strategische Entscheidungen gedacht werden; das wollten wir weder in Abrede, noch in den Schatten stellen. Wir sprechen aber nicht von dem faktischen Verhältniſs des einzelnen Falles, sondern von dem Abstrakten der Theorie, und unsre Behauptung ist also, daſs ein solcher Einfluſs zu selten ist, um der Theorie der Krankenpflege und der Munitions- uud Waffenergänzung eine Wichtigkeit für die Theorie des Kriegführens zu geben, es also der Mühe werth erscheinen zu lassen, die verschiedenen Wege und Systeme, welche jene Theorieen angeben möchten, mit ihren Resultaten in die Theorie des Kriegführens mit aufzunehmen, wie das mit der Ernährung der Truppen allerdings der Fall ist.

Werden wir uns jetzt des Resultates unserer Betrachtungen noch einmal deutlich bewuſst, so zerfallen die dem Kriege angehörigen Thätigkeiten in zwei Hauptabtheilungen: in solche, die nur Vorbereitungen zum Kriege sind, und in den Krieg selbst. Diese Eintheilung muſs denn auch die Theorie treffen.

Die Kenntnisse und Fertigkeiten der Vorbereitungen werden sich mit der Schaffung, Ausbildung und Erhaltung aller Streitkräfte beschäftigen. Welchen allgemeinen Namen man ihnen geben will, lassen wir dahin gestellt sein; aber man sieht, daſs Artillerie, Befestigungskunst, sogenannte Elementartaktik, die ganze Organisation und Administration der Streitkräfte und alle ähnlichen Dinge dahin gehören. Die Theorie des Krieges selbst aber beschäftigt sich mit dem Gebrauch dieser ausgebildeten Mittel für den Zweck des Krieges. Sie bedarf von den ersteren nur der Resultate, nämlich der Kenntniſs der von ihr übernommenen Mittel nach ihren Haupteigenschaften. Diese nennen wir Kriegskunst im engern Sinn, oder Theorie des Kriegführens, oder Theorie des Gebrauchs der Streitkräfte, was alles für uns dieselbe Sache bezeichnet.

Diese Theorie wird also das Gefecht abhandeln als den eigentlichen Kampf, die Märsche, Läger und Quartiere als Zustände, die mehr oder weniger damit identisch sind. Den Unterhalt der Truppen aber wird sie nicht wie eine ihr angehörige Thätigkeit, sondern seinen Resultaten nach wie andere gegebene Umstände in Betracht ziehen.

Diese Kriegskunst im engern Sinne zerfällt selbst wieder in Taktik und

Strategie. Jene beschäftigt sich mit der Gestalt des einzelnen Gefechts, diese mit seinem Gebrauch. Beide berühren die Zustände von Märschen, Lägern und Quartieren nur durch das Gefecht, und diese Gegenstände werden taktisch oder strategisch, je nachdem sie sich auf die Gestalt oder auf die Bedeutung des Gefechts beziehen.

Gewifs wird es viele Leser geben, die diese sorgfältige Unterscheidung von zwei einander so nahe liegenden Dingen wie Taktik und Strategie für sehr überflüssig halten, weil sie auf das Kriegführen selbst keinen unmittelbaren Einfluſs hat. Freilich müſste man ein grofser Pedant sein, um von einer theoretischen Eintheilung die unmittelbaren Wirkungen auf dem Schlachtfelde zu suchen.

Das erste Geschäft einer jeden Theorie ist das Aufräumen der durcheinander geworfenen und, man kann wohl sagen, sehr in einander verworrenen Begriffe und Vorstellungen, und erst, wenn man sich über Namen und Begriffe verständigt hat[9]), darf man hoffen in der Betrachtung der Dinge mit Klarheit und Leichtigkeit vorzuschreiten, darf man gewifs sein, sich mit dem Leser immer auf demselben Standpunkt zu befinden. Taktik und Strategie sind zwei in Raum und Zeit sich einander durchdringende, aber doch wesentlich verschiedene Thätigkeiten, deren innere Gesetze und deren Verhältnifs zu einander schlechterdings nicht deutlich gedacht werden können, ohne ihren Begriff genau festzustellen.

Wem dies alles nichts ist, Der muſs entweder gar keine theoretische Betrachtung gestatten, oder seinem Verstande müssen die verworrenen und verwirrenden, auf keinen festen Standpunkt gestützten, zu keinem befriedigenden Resultat gelangenden, bald platten, bald phantastischen, bald in leeren Allgemeinheiten schwimmenden Vorstellungen noch nicht wehe gethan haben, die wir über die eigentliche Kriegführung deswegeu so oft hören und lesen müssen, weil noch selten ein Geist wissenschaftlicher Untersuchung auf diesem Gegenstande geruht hat.

Zweites Kapitel.

Ueber die Theorie des Krieges.

1. Zuerst verstand man unter „Kriegskunst“ nur die Zubereitung der Streitkräfte.

Man hatte früher unter den Namen „Kriegskunst“ oder „Kriegswissenschaft“ immer nur die Gesammtheit derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten

---

[9]) Wir nehmen Akt von diesem Clausewitz'schen Ausspruch und empfehlen ihn allen denjenigen zur Beherzigung, welche da meinen, dafs man auch ohne die feste Grundlage solcher „Begriffsbestimmungen“ zu einer Theorie des Krieges gelangen könne, oder auch solche Möglichkeit schlechthin verneinen und Alles nur auf die „Uebung“ zurückführen wollen. Mindestens auf Clausewitz können sie sich dabei nicht berufen.

verstanden, welche sich mit den materiellen Dingen beschäftigen. Die Einrichtung und Zubereitung und der Gebrauch der Waffen, der Bau der Festungen und Schanzen, der Organismus des Heeres und der Mechanismus seiner Bewegungen waren die Gegenstände dieser Kenntnisse und Fertigkeiten, und sie führten alle zur Darstellung einer im Kriege brauchbaren Streitkraft. Hier hatte man es mit einem materiellen Stoff, mit einer einseitigen Thätigkeit zu thun, und es war im Grunde nichts, als eine sich nach und nach vom Handwerk zu einer verfeinerten mechanischen Kunst erhebende Thätigkeit. Dies alles verhielt sich zum Kampf selbst nicht viel anders, wie die Kunst des Schwertfegers zur Fechtkunst. Von dem Gebrauch im Augenblick der Gefahr und unter beständiger Wechselwirkung, von den eigentlichen Bewegungen des Geistes und Muthes in der ihnen vorgelegten Richtung war noch nicht die Rede.

2. In der Belagerungskunst kommt zuerst der Krieg selbst vor.

In der Belagerungskunst zuerst war etwas von der Führung des Kampfes selbst, von der Bewegung des Geistes, dem diese Materien übergeben sind, sichtbar, aber meistens nur insofern er sich in neuen materiellen Gegenständen schnell verkörperte, wie Approchen, Trancheen, Contreapprochen, Batterieen u. s. w., und jeden seiner Schritte durch ein solches Produkt bezeichnete; es war nur der Faden, dessen man bedurfte, um diese materiellen Schöpfungen daran anzureihen. Da sich bei dieser Art von Krieg der Geist fast nur in solchen Dingen ausspricht, so war der Sache damit ziemlich Genüge geschehen.

3. Dann streifte die Taktik bis dahin.

Später versuchte es die Taktik, in den Mechanismus ihrer Zusammenfügungen den Charakter einer allgemeinen, auf die Eigenthümlichkeiten des Instruments gebauten Disposition zu legen, welcher freilich schon auf das Schlachtfeld führt, aber nicht zu freier Geistesthätigkeit, sondern mit einem durch Formation und Schlachtordnung zu einem Automaten umgeschaffenen Heer, welches durch das bloſse Kommandowort angestoſsen, seine Thätigkeit wie ein Uhrwerk abwickeln sollte.

4. Das eigentliche Kriegführen kam nur gelegentlich inkognito vor.

Das eigentliche Kriegführen, der freie, d. h. den individuellsten Bedürfnissen angepaſste Gebrauch der zubereiteten Mittel, glaubte man, könne kein Gegenstand der Theorie sein, sondern dies müſste allein den natürlichen Anlagen überlassen bleiben. Nach und nach, wie der Krieg aus dem Faustkampf des Mittelalters in eine regelmäſsigere und zusammengesetztere Gestalt überging, drängten sich zwar auch über diesen Gegenstand dem menschlichen Geiste einzelne Betrachtungen auf, sie kamen aber meistens nur in Memoiren und Erzählungen beiläufig und gewissermaſsen inkognito vor.

5. Die Betrachtungen über Kriegsbegebenheiten führten das Bedürfnifs einer Theorie herbei.

Als diese Betrachtungen sich immer mehr häuften, die Geschichte immer mehr den kritischen Charakter annahm, entstand das lebhafte Bedürfnifs nach einem Anhalt von Grundsätzen und Regeln, damit der der Kriegsgeschichte so natürliche Kontrovers, der Kampf der Meinungen, zu irgend einem Ziel gebracht werden könne. Dieser Wirbel der Meinungen, der sich um keinen ersten Punkt und nach keinen fühlbaren Gesetzen drehte, mufste dem menschlichen Geiste eine widerwärtige Erscheinung sein.

6. Bestreben, eine positive Lehre aufzustellen.

Es entstand also das Bestreben, Grundsätze, Regeln oder gar Systeme für die Kriegführung anzugeben. Hiermit setzte man sich einen positiven Zweck, ohne die unendlichen Schwierigkeiten gehörig ins Auge gefafst zu haben, welche die Kriegführung in dieser Beziehung hat. Die Kriegführung verläuft sich, wie wir das gezeigt haben, fast nach allen Seiten hin in unbestimmte Grenzen; jedes System, jedes Lehrgebäude aber hat die beschränkende Natur einer Synthesis, und damit ist ein nie auszugleichender Widerspruch zwischen einer solchen Theorie und der Praxis gegeben.

7. Beschränkung auf materielle Gegenstände.

Die Theorieenschreiber fühlten die Schwierigkeit des Gegenstandes früh genug und glaubten sich berechtigt, ihr dadurch aus dem Wege zu treten, dafs sie ihre Grundsätze und Systeme wieder nur auf materielle Dinge und eine einseitige Thätigkeit richteten. Man wollte, wie in den Wissenschaften von der Kriegsvorbereitung, auf lauter gewisse und positive Resultate kommen, und also auch nur das in Betracht ziehen, was einer Berechnung unterworfen werden konnte.

8. Ueberlegenheit der Zahl.

Die Ueberlegenheit der Zahl war ein materieller Gegenstand, man wählte unter allen Faktoren im Produkt eines Sieges diesen heraus, weil man ihn durch Kombinationen von Zeit und Raum in eine mathematische Gesetzgebung bringen konnte. Von allen übrigen Umständen glaubte man abstrahiren zu können, indem man sich dieselben auf beiden Seiten gleich, und dadurch neutralisirt dachte. Dies wäre schon recht gewesen, wenn man es einstweilen hätte thun wollen, um diesen einen Faktor seinen Verhältnissen nach kennen zu lernen; aber es für immer zu thun, die Ueberlegenheit der Zahl für das einzige Gesetz zu halten und in der Formel: in gewisser Zeit auf gewisse Punkte eine Ueberlegenheit hin zu bringen, das ganze Geheimnifs der Kriegskunst zu sehen, war eine gegen die Macht des wirklichen Lebens ganz unhaltbare Beschränkung.

9. Unterhalt der Truppen.

Noch ein anderes materielles Element wurde in einer theoretischen Behandlung zu systematisiren versucht, indem man den Unterhalt der

Truppen, auf einen gewissen vorausgesetzten Organismus des Heeres gestützt, zum Hauptgesetzgeber der grofsen Kriegführung machte.

Man gelangte auf diese Weise freilich wieder zu bestimmten Zahlen, aber zu Zahlen, die auf einer Menge ganz willkürlicher Voraussetzungen beruhten und also in der Erfahrung nicht Stich halten konnten.

10. Basis.

Ein witziger Kopf versuchte eine ganze Menge von Umständen, zwischen denen auch sogar einige geistige Beziehungen mit unterliefen: die Ernährung des Heeres, die Ergänzung desselben und seiner Ausrüstungsmittel, die Sicherheit seiner Verbindung mit dem Vaterlande, endlich die Sicherheit seines Rückzugs, im Fall er nöthig würde, in einen einzigen Begriff, den der Basis, zusammenzufassen und zuerst diesen Begriff allen jenen einzelnen Beziehungen, dann aber wieder die Gröfse (Ausdehnung) der Basis ihr selbst und zuletzt den Winkel, welchen die Streitkraft mit dieser Basis macht, der Gröfse derselben zu substituiren; und dies alles blofs, um auf ein rein geometrisches Resultat zu kommen, welches ganz ohne Werth ist. Dies Letztere ist in der That nicht zu vermeiden, wenn man bedenkt, dafs keine jener Substitutionen gemacht werden konnte, ohne die Wahrheit zu verletzen, und einen Theil der Dinge auszulassen, die in dem frühern Begriff noch enthalten waren. Der Begriff der Basis ist der Strategie ein wirkliches Bedürfnifs, und es ist ein Verdienst, darauf gekommen zu sein; aber ein solcher Gebrauch desselben, wie wir ihn eben bezeichnet haben, ist vollkommen unzulässig und mufste zu ganz einseitigen Resultaten führen, die diesen Theoretiker sogar in eine ganz widersinnige Richtung fortgetrieben haben, nämlich zu der überlegenen Wirkung der umfassenden Form.

11. Innere Linien.

Als Reaktion gegen die falsche Richtung ist dann ein anderes geometrisches Prinzip, nämlich das der sogenannten innern Linien, auf den Thron gehoben worden. Obgleich dies Prinzip sich auf einen guten Grund stützt, auf die Wahrheit, dafs das Gefecht das einzige wirksame Mittel im Kriege ist: so ist es doch eben wegen seiner blofs geometrischen Natur nichts als eine neue Einseitigkeit, welche nimmermehr dahin gelangen konnte, das wirkliche Leben zu beherrschen.

12. Alle diese Versuche sind verwerflich.

Alle diese Theorieversuche sind nur in ihrem analytischen Theil als Fortschritte in dem Gebiet der Wahrheit zu betrachten, in dem synthetischen Theil aber, in ihren Vorschriften und Regeln, ganz unbrauchbar.

Sie streben nach bestimmten Gröfsen, während im Kriege alles unbestimmt ist, und der Kalkül mit lauter veränderlichen Gröfsen gemacht werden mufs.

Sie richten die Betrachtung nur auf materielle Gröfsen, während der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist.

Sie betrachten nur die einseitige Thätigkeit, während der Krieg eine beständige Wechselwirkung der gegenseitigen ist.

13. Sie schliefsen das Genie von der Regel aus.

Alles, was von solcher dürftigen Weisheit einer einzigen Betrachtung nicht erreicht werden konnte, lag aufser der wissenschaftlichen Einhegung, war das Feld des Genies, welches sich über die Regel erhebt.

Wehe dem Krieger, der zwischen diesem Bettelthum von Regeln herumkriechen sollte, die für das Genie zu schlecht sind, über die es sich vornehm hinwegsetzen, über die es sich auch allenfalls lustig machen kann! Was das Genie thut, mufs gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts Besseres thun, als zu zeigen, wie und warum es so ist.

Wehe der Theorie, die sich mit dem Geiste in Opposition setzt! sie kann diesen Widerspruch durch keine Demuth gut machen, und je demüthiger sie ist, um so mehr wird Spott und Verachtung sie aus dem wirklichen Leben verdrängen.

14. Schwierigkeit der Theorie, sobald geistige Gröfsen in Betracht kommen.

Jede Theorie wird von dem Augenblick an unendlich viel schwieriger, wo sie das Gebiet geistiger Gröfsen berührt. Baukunst und Malerei wissen genau, woran sie sind, so lange sie noch mit der Materie zu thun haben; über mechanische und optische Konstruktion ist kein Streit. So wie aber die geistigen Wirkungen ihrer Schöpfungen anfangen, so wie geistige Eindrücke oder Gefühle hervorgebracht werden sollen, verschwimmt die ganze Gesetzgebung in unbestimmte Ideen.

Die Arzneikunst ist meistens nur mit körperlichen Erscheinungen beschäftigt, sie hat es mit dem thierischen Organismus zu thun, der, ewigen Veränderungen unterworfen, in zwei Momenten nie genau derselbe ist; das macht ihre Aufgabe sehr schwierig und stellt das Urtheil des Arztes schon höher als sein Wissen; aber wie viel schwieriger ist der Fall, wenn eine geistige Wirkung hinzukömmt, und wie viel höher stellt man den Seelenarzt!

15. Die geistigen Gröfsen können im Kriege nicht ausgeschlossen werden.

Nun ist aber die kriegerische Thätigkeit nie gegen die blofse Materie gerichtet, sondern immer zugleich gegen die geistige Kraft, welche diese Materie belebt, und beide von einander zu trennen ist unmöglich.

Die geistigen Gröfsen aber sieht man nur mit dem innern Auge, und dieses ist in jedem Menschen anders, und oft bei demselben in verschiedenen Augenblicken verschieden.

Da die Gefahr das allgemeine Element ist, in dem sich im Kriege alles bewegt, so ist es auch vorzüglich der Muth, das Gefühl der eigenen Kraft, durch welches das Urtheil anders bestimmt wird. Es ist gewissermafsen die Krystalllinse, durch welche die Vorstellungen gehen, ehe sie den Verstand treffen.

Und doch kann man nicht zweifeln, dafs diese Dinge schon durch die blofse Erfahrung einen gewissen objektiven Werth bekommen müssen.

Jeder kennt die moralischen Wirkungen des Ueberfalls, des Seiten- und Rückenangriffs, Jeder schätzt den Muth des Gegners geringer, sobald er den Rücken gewandt hat, und wagt ganz anders beim Verfolgen als beim Verfolgtwerden. Jeder beurtheilt den Gegner nach dem Ruf seiner Talente, nach seinen Jahren und seiner Erfahrung und richtet sich darnach. Jeder wirft einen prüfenden Blick auf den Geist und die Stimmung seiner und der feindlichen Truppen. Alle diese und ähnliche Wirkungen im Gebiete der geistigen Natur haben sich in der Erfahrung erwiesen, sind immer wiedergekehrt und berechtigen dadurch, sie in ihrer Art als wirkliche Gröfsen gelten zu lassen. Und was sollte wohl aus einer Theorie werden, in der man sie unbeachtet lassen wollte?

Aber freilich ist die Erfahrung ein nothwendiger Stammbrief dieser Wahrheiten. Mit psychologischen und philosophischen Klügeleien soll sich aber keine Theorie, soll sich kein Feldherr befassen.

16. Hauptschwierigkeit der Theorie des Kriegführens.

Um die Schwierigkeit der Aufgabe, welche in einer Theorie der Kriegführung enthalten ist, deutlich zu übersehen und daraus den Charakter ableiten zu können, den eine solche Theorie haben mufs, müssen wir auf die Haupteigenthümlichkeiten, welche die Natur der kriegerischen Thätigkeit ausmachen, einen nähern Blick werfen.

17. Erste Eigenthümlichkeit: geistige Kräfte und Wirkungen.

[Das feindselige Gefühl.]

Die erste dieser Eigenthümlichkeiten besteht in den geistigen Kräften und Wirkungen.

Kampf ist ursprünglich die Aeufserung feindseliger Gefühle; es wird aber allerdings in unsern grofsen Kämpfen, die wir Krieg nennen, aus dem feindseligen Gefühl häufig nur eine feindselige Absicht, und es pflegt dem Einzelnen wenigstens kein feindseliges Gefühl gegen den Einzelnen beizuwohnen. Nichts desto weniger geht es nie ohne eine solche Gemüthsthätigkeit ab. Der Nationalhafs, an dem es auch bei unsern Kriegen selten fehlt, vertritt bei dem Einzelnen gegen den Einzelnen mehr oder weniger stark die individuelle Feindschaft. Wo aber auch dieser fehlt und Anfangs keine Erbitterung war, entzündet sich das feindselige Gefühl an dem Kampfe selbst, denn eine Gewaltsamkeit, die Jemand auf höhere Weisung an uns verübt, wird uns zur Vergeltung und Rache gegen ihn entflammen, früher noch, ehe wir es gegen die höhere Gewalt sein werden, die ihm gebietet so zu handeln. Dies ist menschlich, oder auch thierisch, wenn man will, aber es ist so. — Man ist in der Theorie sehr gewohnt, den Kampf wie ein abstraktes Abmessen der Kräfte ohne allen Antheil des Gemüths zu betrachten, und das ist einer der tausend Irrthümer, welche die Theoricen ganz absichtlich begehen, weil sie die Folgen davon nicht einsehen.

Aufser jener in der Natur des Kampfes selbst gegründeten Anregung

der Gemüthskräfte, giebt es noch andere, die nicht wesentlich dazu gehören, aber sich der Verwandtschaft wegen leicht damit verbinden, wie Ehrgeiz, Herrschsucht, Begeisterung jeder Art u. s. w.

18. Die Eindrücke der Gefahr.

[Der Muth.]

Endlich gebiert der Kampf das Element der Gefahr, in welchem sich alle kriegerischen Thätigkeiten, wie der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser, erhalten und bewegen müssen. Die Wirkungen der Gefahr gehen aber alle auf das Gemüth entweder unmittelbar, also instinktmäfsig, oder durch den Verstand über. Die erstere würde das Bestreben sein, sich ihr zu entziehen, und insofern dies nicht geschehen kann, Furcht und Angst. Wenn diese Wirkung nicht entsteht, so ist es der Muth, welcher jenem Instinkt das Gleichgewicht hält. Der Muth aber ist keineswegs ein Akt des Verstandes, sondern ebenfalls ein Gefühl, wie die Furcht; diese ist auf die physische Erhaltung, der Muth auf die moralische gerichtet. Der Muth ist ein edlerer Instinkt. Weil er aber das ist, so lässt er sich nicht wie ein lebloses Instrument gebrauchen, welches seine Wirkungen in genau vorgeschriebenem Mafse äufsert. Der Muth ist also kein bloſses Gegengewicht der Gefahr, um diese in ihren Wirkungen zu neutralisiren, sondern eine eigenthümliche Gröfse.

19. Umfang des Einflusses, welchen die Gefahr übt.

Um aber den Einfluſs der Gefahr auf die im Kriege Handelnden richtig zu würdigen, muſs man ihr Bereich nicht auf die physische Gefahr des Augenblicks beschränken. Sie beherrscht den Handelnden nicht bloſs, indem sie ihn bedroht, sondern auch durch die Bedrohung aller ihm Anvertrauten; nicht bloſs in dem Augenblick, wo sie wirklich vorhanden ist, sondern durch die Vorstellung auch in allen andern, die zu diesem Augenblick eine Beziehung haben; endlich nicht bloſs unmittelbar durch sich selbst, sondern auch mittelbar durch die Verantwortlichkeit, die sie mit zehnfachem Gewicht auf dem Geist des Handelnden lasten läſst. Wer könnte eine groſse Schlacht anrathen oder beschlieſsen, ohne daſs der Geist sich mehr oder weniger gespannt oder betroffen fühlte von der Gefahr und Verantwortlichkeit, die ein solcher groſser Entscheidungsakt in sich trägt! Man kann sagen, daſs das Handeln im Kriege, insofern es ein wirkliches Handeln, nicht ein bloſses Dasein ist, nie ganz aus dem Bereich der Gefahr hinaustritt.

20. Andere Gemüthskräfte.

Wenn wir diese durch Feindschaft und Gefahr aufgeregten Gemüthskräfte als dem Kriege eigenthümlich betrachten, so schlieſsen wir alle anderen den Menschen auf seinem Lebenswege begleitenden nicht davon aus; sie werden auch hier häufig genug Platz finden. Zwar darf man sagen, daſs manches kleinliche Spiel der Leidenschaften in diesem ernsten Dienst des Lebens zum Schweigen gebracht wird, doch gilt dies nur von den Handelnden der niedern Regionen, die, von einer Gefahr und Anstrengung zur andern fortgerissen, die übrigen Dinge des Lebens aus den Augen verlieren, sich der

Falschheit entwöhnen, weil der Tod sie nicht gelten läfst, und so zu jener soldatischen Einfachheit des Charakters kommen, die immer der beste Repräsentant des Kriegerstandes gewesen ist. In den höhern Regionen ist es anders, denn je höher Einer steht, um so mehr mufs er um sich sehen; da entstehen denn Interessen nach allen Seiten und ein mannigfaltiges Spiel der Leidenschaften, der guten und bösen. Neid und Edelsinn, Hochmuth und Bescheidenheit, Zorn und Rührung, alle können als wirksame Kräfte in dem grofsen Drama erscheinen.

21. Eigenthümlichkeit des Geistes.

Die Eigenthümlichkeiten des Geistes in dem Handelnden sind neben denen des Gemüths gleichfalls von einem hohen Einfluſs. Andere Dinge darf man erwarten von einem phantastischen, überspannten, unreifen Kopf, als von einem kalten und kräftigen Verstande.

22. Aus der Mannigfaltigkeit der geistigen Individualität entspringt die Mannigfaltigkeit der Wege, die zum Ziele führen.

Diese grofse Mannigfaltigkeit in der geistigen Individualität, deren Einfluſs man sich vorzüglich in den höhern Stellen denken mufs, weil er nach oben hin zunimmt, ist es vorzüglich, welche die von uns schon im ersten Buche ausgesprochene Mannigfaltigkeit der Wege zum Ziel hervorbringt und dem Spiel mit Wahrscheinlichkeit und Glück einen so ungleichen Antheil an den Begebenheiten zutheilt.

23. Zweite Eigenthümlichkeit: lebendige Reaktion.

Die zweite Eigenthümlichkeit im kriegerischen Handeln ist die lebendige Reaktion und die Wechselwirkung, welche aus derselben entspringt. Wir sprechen hier nicht von der Schwierigkeit, eine solche Reaktion zu berechnen, denn diese liegt schon in der erwähnten Schwierigkeit, die geistigen Kräfte als Gröfsen zu behandeln, sondern davon, dafs die Wechselwirkung ihrer Natur nach aller Planmäfsigkeit entgegenstrebt. Die Wirkung, welche irgend eine Mafsregel auf den Gegner hervorbringt, ist das Individuellste, was es unter allen Daten des Handelns giebt; jede Theorie aber mufs sich an Klassen von Erscheinungen halten, und niemals kann sie den eigentlichen individuellen Fall in sich aufnehmen; dieser bleibt überall dem Urtheil und Talent anheimgegeben. Es ist also natürlich, dafs in einem Handeln wie das kriegerische, welches so häufig in seinem auf allgemeine Umstände gebauten Plan durch unerwartete individuelle Erscheinungen gestört wird, überhaupt mehr dem Talent überlassen bleiben mufs, und von einer theoretischen Anweisung weniger Gebrauch gemacht werden kann, als in jedem anderen.

24. Dritte Eigenthümlichkeit: Ungewifsheit aller Daten.

Endlich ist die grofse Ungewifsheit aller Daten im Kriege eine eigenthümliche Schwierigkeit, weil alles Handeln gewissermafsen in einem blofsen Dämmerlicht verrichtet wird, das noch dazu nicht selten wie eine Nebel- oder Mondscheinbeleuchtung den Dingen einen übertriebenen Umfang, ein groteskes Ansehen giebt.

Was diese schwache Beleuchtung an vollkommener Einsicht entbehren läfst, mufs das Talent errathen, oder es mufs dem Glück überlassen bleiben. Es ist also wieder das Talent, oder gar die Gunst des Zufalls, welchen in Ermangelung einer objektiven Weisheit vertraut werden mufs.

25. Eine positive Lehre ist unmöglich.

Bei dieser Natur des Gegenstandes müssen wir uns sagen, dafs es eine reine Unmöglichkeit wäre, die Kriegskunst durch ein positives Lehrgebäude wie mit einem Gerüste versehen zu wollen, welches dem Handelnden überall einen äufsern Anhalt gewähren könnte. Der Handelnde würde sich in allen jenen Fällen, wo er auf sein Talent angewiesen ist, aufser diesem Lehrgebäude und mit ihm in Widerspruch befinden, und es würde, wie vielseitig dasselbe auch aufgefafst sein möchte, immer dieselbe Folge wieder eintreten, von der wir schon gesprochen haben: dafs das Talent und Genie aufser dem Gesetze handelt und die Theorie ein Gegensatz der Wirklichkeit wird.

26. Auswege für die Möglichkeit einer Theorie.

[Die Schwierigkeiten sind nicht überall gleich grofs.]

Aus dieser Schwierigkeit öffnen sich uns zwei Auswege.

Zuerst ist das, was wir von der Natur der kriegerischen Thätigkeit im Allgemeinen gesagt haben, nicht auf dieselbe Weise von der Thätigkeit einer jeden Stelle zu verstehen. Nach unten hin wird der Muth persönlicher Aufopferung mehr in Anspruch genommen, aber für den Verstand und das Urtheil sind die Schwierigkeiten unendlich viel geringer. Das Feld der Erscheinungen ist viel geschlossener, Zwecke und Mittel sind in der Zahl beschränkter, die Daten bestimmter, meistens sogar in wirklichen Anschauungen enthalten. Je weiter wir aber hinaufsteigen, um so mehr nehmen die Schwierigkeiten zu, bis sie im obersten Feldherrn ihren höchsten Grad erreichen, so dafs bei ihm fast alles dem Genius überlassen bleiben mufs.

Aber auch nach einer sächlichen Eintheilung des Gegenstandes sind die Schwierigkeiten nicht überall dieselben, sondern sie nehmen ab, je mehr die Wirkungen sich in der materiellen Welt äufsern, und zu, je mehr sie in die geistige übergehen und zu Motiven werden, die den Willen bestimmen. Darum ist es leichter, die innere Ordnung, die Anlage und Führung eines Gefechts durch eine theoretische Gesetzgebung zu bestimmen, als den Gebrauch desselben. Dort ringen die physischen Waffen mit einander, und wenn auch der Geist darin nicht fehlen kann, so mufs doch der Materie ihr Recht gelassen werden. In der Wirkung der Gefechte aber, wo die materiellen Erfolge zu Motiven werden, hat man es nur mit der geistigen Natur zu thun. Mit einem Worte: die Taktik wird viel weniger Schwierigkeiten für eine Theorie bieten, als die Strategie. .

27. Die Theorie soll eine Betrachtung und keine Lehre sein.

Der zweite Ausweg für die Möglichkeit einer Theorie ist der Gesichtspunkt, dafs sie nicht nothwendig eine positive Lehre, d. i. eine Anweisung zum Handeln zu sein braucht. Ueberall, wo eine Thätigkeit es gröfstentheils immer wieder mit denselben Dingen zu thun hat, mit denselben Zwecken und

Mitteln, wenn auch mit kleinen Veränderungen und einer noch so grofsen Mannigfaltigkeit von Kombinationen, müssen diese Dinge ein Gegenstand vernünftiger Betrachtung werden können. Eine solche Betrachtung aber ist eben der wesentlichste Theil jeder Theorie und hat auf diesen Namen ganz eigentlich Anspruch. Sie ist eine analytische Untersuchung des Gegenstandes, führt zu einer genauen Bekanntschaft und, wenn sie auf die Erfahrung, also in unsrem Fall auf die Kriegsgeschichte angewendet wird, zur Vertrautheit mit demselben. Je mehr sie diesen letzten Zweck erreicht, um so mehr geht sie aus der objektiven Gestalt eines Wissens in die subjektive eines Könnens über, und um so mehr wird sie sich also auch da wirksam zeigen, wo die Natur der Sache keine andere Entscheidung als die des Talents zuläfst; sie wird in ihm selbst wirksam werden. Untersucht die Theorie die Gegenstände, welche den Krieg ausmachen, unterscheidet sie schärfer, was auf den ersten Blick zusammen zu flieſsen scheint, giebt sie die Eigenschaften der Mittel vollständig an, zeigt sie die wahrscheinlichen Wirkungen derselben, bestimmt sie klar die Natur der Zwecke, trägt sie überall das Licht einer vorwiegend kritischen Betrachtung in das Feld des Krieges: so hat sie den Hauptgegenstand ihrer Aufgabe erfüllt. Sie wird dann Demjenigen ein Führer, der sich aus Büchern mit dem Kriege vertraut machen will, sie hellt ihm überall den Weg auf, erleichtert seine Schritte, erzieht sein Urtheil und bewahrt ihn vor Abwegen.

Wenn ein Sachverständiger sein halbes Leben darauf verwendet, einen dunklen Gegenstand überall aufzuklären, so wird er wohl weiter kommen, als Derjenige, welcher in kurzer Zeit damit vertraut sein will. Dafs also nicht Jeder von Neuem aufzuräumen und sich durchzuarbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde, dazu ist die Theorie vorhanden. Sie soll den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen, oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten; so wie ein weiser Erzieher die Geistesentwickelung eines Jünglings lenkt und erleichtert, ohne ihn darum das ganze Leben hindurch am Gängelbande zu führen.

Bilden sich aus den Betrachtungen, welche die Theorie anstellt, von selbst Grundsätze und Regeln, schieſst die Wahrheit von selbst in diese Krystallform zusammen, so wird die Theorie diesem Naturgesetz des Geistes nicht widerstreben, sie wird vielmehr, wo der Bogen in einem solchen Schlufsstein endigt, diesen noch hervorheben; aber sie thut dies nur, um dem philosophischen Gesetz des Denkens zu genügen, um den Punkt deutlich zu machen, nach welchem die Linien alle hinlaufen, nicht um daraus eine algebraische Formel für das Schlachtfeld zu bilden: denn auch diese Grundsätze und Regeln sollen in dem denkenden Geiste mehr die Hauptlineamente seiner eingewohnten Bewegungen bestimmen, als ihm in der Ausführung den Weg gleich Mefsstangen bezeichnen.

28. Mit diesem Gesichtspunkt wird die Theorie möglich, und ihr Widerspruch mit der Praxis hört auf.

Mit diesem Gesichtspunkte wird die Möglichkeit einer befriedigenden, d. h. einer nützlichen und niemals mit der Wirklichkeit in Widerspruch

tretenden Theorie der Kriegführung gegeben, und es wird nur von der verständigen Behandlung abhängen, sie mit dem Handeln so zu befreunden, daſs der widersinnige Unterschied zwischen Theorie und Praxis ganz verschwinde, den oft eine unvernünftige Theorie hervorgerufen, womit sie sich von dem gesunden Menschenverstande losgesagt hat, den aber ebenso oft Beschränktheit des Geistes und Unwissenheit zum Vorwand gebraucht haben, um sich in der angebornen Ungeschicklichkeit recht gehen zu lassen.

29. Die Theorie betrachtet also die Natur der Zwecke und Mittel. Zweck und Mittel in der Taktik.

Die Theorie hat also die Natur der Mittel und Zwecke zu betrachten.

In der Taktik sind die Mittel die ausgebildeten Streitkräfte, welche den Kampf führen sollen. Der Zweck ist der Sieg. Wie dieser Begriff näher bestimmt werden kann, wird sich in der Folge, bei der Betrachtung des Gefechts, besser sagen lassen. Wir begnügen uns hier, den Abzug des Gegners vom Kampfplatze als das Zeichen des Sieges anzugeben. Vermittelst dieses Sieges erreicht die Strategie den Zweck, welchen sie dem Gefecht gegeben hat, und der seine eigentliche Bedeutung ausmacht. Diese Bedeutung hat auf die Natur des Sieges allerdings einigen Einfluſs. Ein Sieg, welcher darauf gerichtet ist, die feindliche Streitkraft zu schwächen, ist etwas Anderes als einer, der uns bloſs in den Besitz einer Stellung bringen soll. Es wird also die Bedeutung eines Gefechts auf die Anlage und Führung desselben einen merklichen Einfluſs haben können, folglich auch ein Gegenstand der Betrachtung für die Taktik sein.

30. Umstände, welche die Anwendung der Mittel immer begleiten.

Da es gewisse Umstände giebt, welche das Gefecht immerwährend begleiten und mehr oder weniger Einfluſs auf dasselbe haben, so müssen diese bei der Anwendung der Streitkräfte mit in Betracht gezogen werden.

Diese Umstände sind die Oertlichkeit (das Terrain), die Tageszeit und das Wetter.

31. Oertlichkeit.

Die Oertlichkeit, welche wir lieber in der Vorstellung von Gegend und Boden auflösen wollen, könnte streng genommen ohne Einfluſs sein, wenn das Gefecht in einer vollkommenen und ganz unbebauten Ebene geliefert würde.

In Steppengegenden kommt der Fall wirklich vor, in den Gegenden des kultivirten Europas ist er fast eine eingebildete Vorstellung. Es ist also zwischen gebildeten Völkern kaum ein Gefecht ohne Einfluſs von Gegend und Boden denkbar.

32. Tageszeit.

Die Tageszeit wirkt auf das Gefecht durch den Unterschied von Tag und Nacht, aber die Beziehungen reichen natürlich weiter als gerade bis an die Grenze beider, weil jedes Gefecht eine gewisse Dauer hat, und die groſsen

sogar eine Dauer von vielen Stunden. Für die Anlage einer grofsen Schlacht macht es einen wesentlichen Unterschied, ob sie am Morgen oder am Nachmittag anfängt. Indessen wird es allerdings eine Menge Gefechte geben, wo sich der Umstand der Tageszeit als ganz gleichgültig verhält, und in der Allgemeinheit der Fälle ist der Einfluſs nur gering.

33. Wetter.

Noch seltener wird das Wetter von einem bestimmenden Einfluſs, und meistens ist es nur der Nebel, durch den es eine Rolle spielt.

34. Zwecke und Mittel in der Strategie.

Die Strategie hat ursprünglich den Sieg, d. h. den taktischen Erfolg nur als Mittel, und in letzter Instanz die Gegenstände, welche unmittelbar zum Frieden führen sollen, zum Zweck. Die Anwendung ihres Mittels zu diesem Zweck ist gleichfalls von Umständen begleitet, die mehr oder weniger Einfluſs darauf haben.

35. Umstände, welche die Anwendung der Mittel begleiten.

Diese Umstände sind Gegend und Boden, aber die erstere zugleich erweitert zu Land und Volk des ganzen Kriegstheaters; die Tageszeit, aber auch zugleich die Jahreszeit; endlich das Wetter, und zwar durch ungewöhnliche Erscheinungen desselben, grofsen Frost u. s. w.

36. Sie bilden neue Mittel.

Indem die Strategie diese Dinge mit dem Erfolg eines Gefechts in Verbindung bringt, giebt sie diesem Erfolge, und also dem Gefecht, eine besondere Bedeutung, setzt ihm einen besondern Zweck. Insofern aber dieser Zweck nicht der ist, welcher unmittelbar zum Frieden führen soll, also ein untergeordneter, ist er auch als Mittel zu betrachten, und wir können also als Mittel in der Strategie die Gefechtserfolge oder Siege in allen ihren verschiedenen Bedeutungen betrachten. Die Eroberung einer Stellung ist ein solcher auf das Terrain angewendete Gefechtserfolg. Aber nicht bloſs die einzelnen Gefechte mit besonderen Zwecken sind als Mittel zu betrachten, sondern auch jede höhere Einsicht, welche sich in der Kombination der Gefechte durch die Richtung auf einen gemeinschaftlichen Zweck bilden möchte, ist als ein Mittel zu betrachten. Ein Winterfeldzug ist eine solche auf die Jahreszeit angewendete Kombination.

Es bleiben also als Zwecke nur diejenigen Gegenstände übrig, die als unmittelbar zum Frieden führend gedacht sind; alle diese Zwecke und Mittel untersucht die Theorie nach der Natur ihrer Wirkungen und ihrer gegenseitigen Beziehungen.

37. Die Strategie entnimmt die zu untersuchenden Mittel und Zwecke nur aus der Erfahrung.

Die erste Frage ist, wie sie zu einer erschöpfenden Aufzählung dieser Gegenstände gelangt. Sollte eine philosophische Untersuchung zu einem

nothwendigen Resultate führen, so würde sie sich in alle Schwierigkeiten verwickeln, welche die logische Nothwendigkeit von der Kriegführung und ihrer Theorie ausschliefsen. Sie wendet sich also an die Erfahrung und richtet ihre Betrachtung auf diejenigen Kombinationen, welche die Kriegsgeschichte schon aufzuweisen hat. Auf diese Weise wird sie freilich eine beschränkte Theorie sein, die nur auf Verhältnisse paſst, wie die Kriegsgeschichte sie darbietet. Aber diese Beschränkung ist ja auch schon darum unvermeidlich, weil die Theorie in jedem Falle das, was sie von den Dingen aussagt, entweder aus der Kriegsgeschichte abstrahirt, oder wenigstens mit ihr verglichen haben muſs. Uebrigens ist eine solche Beschränkung in jedem Fall mehr eine dem Begriff als der Sache nach.

Ein groſser Vortheil dieses Weges wird darin bestehen, daſs die Theorie sich nicht in Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Hirngespinnste verlieren kann, sondern praktisch bleiben muſs.

38. Wie weit die Analyse der Mittel gehen muſs.

Eine andere Frage ist, wie weit die Theorie in ihrer Analyse der Mittel gehen soll. Offenbar nur so weit, als die abgesonderten Eigenschaften beim Gebrauch in Betracht kommen. Die Schuſsweite und Wirkung der verschiedenen Waffen ist der Taktik höchst wichtig, ihre Konstruktion, obgleich jene Wirkungen aus derselben hervorgehen, höchst gleichgültig, denn der Kriegführung sind nicht Kohlen, Schwefel und Salpeter, Kupfer und Zinn gegeben, um daraus Pulver und Kanonen zu machen, sondern die fertigen Waffen mit ihrer Wirkung sind das Gegebene. Die Strategie macht Gebrauch von Karten, ohne sich um trigonometrische Messungen zu bekümmern; sie untersucht nicht, wie ein Land eingerichtet, ein Volk erzogen und regiert werden muſs, um die besten kriegerischen Erfolge zu geben, sondern sie nimmt diese Dinge, wie sie in der europäischen Staatengesellschaft angetroffen werden, und macht darauf aufmerksam, wo sehr verschiedene Zustände einen merklichen Einfluſs auf den Krieg haben.

39. Groſse Vereinfachung des Wissens.

Daſs auf diese Weise für die Theorie die Zahl der Gegenstände sehr vereinfacht und das für die Kriegführung erforderliche Wissen sehr beschränkt wird, ist leicht einzusehen. Die sehr groſse Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten, die der kriegerischen Thätigkeit im Allgemeinen dienen, und die nöthig werden, ehe ein ausgerüstetes Heer ins Feld rücken kann, drängen sich in wenige groſse Resultate zusammen, ehe sie dazu kommen, im Kriege den endlichen Zweck ihrer Thätigkeit zu erreichen, sowie die Gewässer des Landes sich in Ströme vereinigen, ehe sie ins Meer kommen. Nur diese sich unmittelbar ins Meer des Krieges ergieſsenden Thätigkeiten hat Derjenige kennen zu lernen, welcher sie leiten will.

40. Sie erklärt das schnelle Ausbilden groſser Feldherren, und warum ein Feldherr kein Gelehrter ist.

In der That ist dieses Resultat unserer Betrachtung ein so nothwendiges, daſs jedes andere uns miſstrauisch gegen ihre Richtigkeit machen müsste.

Nur so erklärt es sich, wie so oft Männer im Kriege, und zwar in den höheren Stellen, selbst als Feldherren, mit grofsem Erfolg aufgetreten sind, die früher eine ganz andere Richtung ihrer Thätigkeit hatten; ja wie überhaupt die ausgezeichneten Feldherren niemals aus der Klasse der vielwissenden oder gar gelehrten Offiziere hervorgegangen sind, sondern meistens ihrer ganzen Lage nach auf keine grofse Summe des Wissens eingerichtet sein konnten. Darum sind auch Diejenigen immer als lächerliche Pedanten verspottet worden, die für die Erziehung eines künftigen Feldherrn nöthig, oder auch nur nützlich hielten, mit der Kenntnifs aller Details anzufangen. Es läfst sich ohne grofse Mühe beweisen, dafs sie ihm schaden wird, weil der menschliche Geist durch die ihm mitgetheilten Kenntnisse und Ideenrichtungen erzogen wird. Nur das Grofse kann ihn grofsartig, das Kleine nur kleinlich machen, wenn er es nicht wie etwas ganz Fremdes ganz von sich stöfst.

41. Früherer Widerspruch.

Weil man diese Einfachheit des im Kriege erforderlichen Wissens nicht beachtet, sondern dieses Wissen immer mit dem ganzen Trofs dienender Kenntnisse und Fertigkeiten zusammengeworfen hat: so hat man auch den offenbaren Widerspruch, in welchen man mit den Erscheinungen der wirklichen Welt gerieth, nicht anders lösen können, als dafs man alles dem Genie zuschrieb, welches keiner Theorie bedarf, und für welches die Theorie nicht geschrieben sein sollte.

42. Man läugnete deshalb den Nutzen alles Wissens und schrieb alles der natürlichen Anlage zu.

Die Leute, bei denen der Mutterwitz die Oberhand behielt, fühlten wohl, welcher ungeheure Abstand immer noch zwischen einem Genie des höchsten Fluges und einem gelehrten Pedanten auszufüllen bliebe, und Diese kamen zu einer Art von Freigeisterei, indem sie allen Glauben an die Theorie von sich wiesen und das Kriegführen für eine natürliche Funktion des Menschen hielten, die er mehr oder weniger gut verrichte, nur jenachdem er mehr oder weniger Anlagen dazu mit auf die Welt gebracht habe. Es ist nicht zu läugnen, dafs Diese der Wahrheit näher standen, als Diejenigen, welche Werth auf ein falsches Wissen legten; indessen sieht man einer solchen Ansicht bald an, dafs sie nichts als ein übertriebener Ausdruck ist. Keine Thätigkeit des menschlichen Verstandes ist ohne einen gewissen Reichthum von Vorstellungen möglich, diese aber werden ihm, wenigstens dem gröfsten Theil nach, nicht angeboren, sondern erworben und machen sein Wissen aus. Es frägt sich also nur, welcher Art diese Vorstellungen sein sollen, und das glauben wir bestimmt zu haben, wenn wir sagen, dafs sie für den Krieg auf diejenigen Dinge gerichtet sein sollen, mit denen er im Kriege unmittelbar zu thun hat.

43. Das Wissen mufs sich nach der Stelle richten.

Innerhalb dieses Feldes der kriegerischen Thätigkeit selbst werden sie verschieden sein müssen je nach dem Stande, den der Führer einnimmt: auf

geringere und beschränktere Gegenstände gerichtet, wenn er niedriger, auf gröfsere und umfassendere, wenn er höher steht. Es giebt Feldherren, die an der Spitze eines Reiterregiments nicht geglänzt haben würden, und umgekehrt.

44. Das Wissen im Kriege ist sehr einfach, aber nicht zugleich sehr leicht.

Dadurch aber, dafs das Wissen im Kriege sehr einfach ist, nämlich auf so wenige Gegenstände gerichtet, und diese immer nur in ihren Endresultaten auffassend, dadurch wird das Können nicht zugleich sehr leicht. Welchen Schwierigkeiten das Handeln im Kriege überhaupt unterworfen ist, davon haben wir schon im ersten Buche gesprochen; wir übergehen hier diejenigen, die nur durch den Muth überwunden werden können, und behaupten, dafs auch die eigentliche Thätigkeit des Verstandes nur in den niedrigen Stellen einfach und leicht ist, mit den Stellen aber an Schwierigkeit steigt und in der höchsten Stelle, in der des Feldherrn, zu den schwierigsten gehört, die es für den menschlichen Geist giebt.

45. Wie das Wissen beschaffen sein mufs.

Der Feldherr braucht weder ein gelehrter Geschichtsforscher, noch Publizist zu sein, aber er mufs mit dem höhern Staatsleben vertraut sein, die eingewohnten Richtungen, die aufgeregten Interessen, die vorliegenden Fragen, die handelnden Personen kennen und richtig ansehen; er braucht kein feiner Menschenbeobachter, kein haarscharfer Zergliederer des menschlichen Charakters zu sein, aber er mufs den Charakter, die Denkungsart und Sitte, die eigenthümlichen Fehler und Vorzüge Derer kennen, denen er befehlen soll. Er braucht nichts von der Einrichtung eines Fuhrwerks, der Anspannung der Pferde eines Geschützes zu verstehen, aber er mufs den Marsch einer Kolonne seiner Dauer nach unter den verschiedenen Umständen richtig zu schätzen wissen. Alle diese Kenntnisse lassen sich nicht durch den Apparat wissenschaftlicher Formeln und Maschinerieen erzwingen, sondern sie erwerben sich nur, wenn in der Betrachtung der Dinge und im Leben ein treffendes Urtheil, wenn ein nach dieser Auffassung hin gerichtetes Talent thätig ist.

Das einer hochgestellten kriegerischen Thätigkeit nöthige Wissen zeichnet sich also dadurch aus, dafs es in der Betrachtung, also im Studium und Nachdenken nur durch ein eigenthümliches Talent erworben werden kann, das, wie die Biene den Honig aus der Blume, als ein geistiger Instinkt aus den Erscheinungen des Lebens nur den Geist zu ziehen versteht, und dafs es neben Betrachtung und Studium auch durch das Leben zu erwerben ist. Das Leben mit seiner reichen Belehrung wird niemals einen Newton oder Euler hervorbringen, wohl aber den höhern Kalkül eines Condé oder Friedrich.

Es ist also nicht nöthig, dafs man, um die Geisteswürde der kriegerischen Thätigkeit zu retten, seine Zuflucht nehme zur Unwahrheit und zu einfältiger Pedanterie. Es hat nie einen grofsen, ausgezeichneten Feldherrn beschränkten Geistes gegeben, aber sehr zahlreich sind die Fälle, wo Männer, die in

geringeren Stellen mit der höchsten Auszeichnung gedient hatten, in der höchsten unter der Mittelmäfsigkeit blieben, weil die Fähigkeiten ihres Geistes nicht zureichten. Dafs auch selbst unter den Feldherrnstellen wieder ein Unterschied gemacht werden kann nach dem Grade ihrer Machtvollkommenheit, versteht sich von selbst.

46. Das Wissen mufs ein Können werden.

Wir haben jetzt noch einer Bedingung zu gedenken, welche für das Wissen der Kriegführung dringender ist, als für irgend ein anderes: dafs es nämlich ganz in den Geist übergehen und fast ganz aufhören mufs etwas Objektives zu sein. Fast in allen andern Künsten und Thätigkeiten des Lebens kann der Handelnde von Wahrheiten Gebrauch machen, die er nur einmal kennen gelernt hat, in deren Geist und Sinn er nicht mehr lebt, und die er aus bestaubten Büchern hervorzieht. Selbst Wahrheiten, die er täglich unter Händen hat und gebraucht, können etwas ganz aufser ihm Befindliches bleiben. Wenn der Baumeister die Feder zur Hand nimmt, um die Stärke eines Widerlagers durch einen verwickelten Kalkül zu bestimmen, so ist die als Resultat gefundene Wahrheit keine Aeufserung seines eigenen Geistes. Er hat sich die Daten erst mit Mühe heraussuchen müssen, und diese dann einer Verstandesoperation überlassen, deren Gesetz er nicht erfunden hat, und deren Nothwendigkeit er sich zum Theil in dem Augenblicke nicht bewufst ist, sondern die er grofsentheils wie durch mechanische Handgriffe anwendet. So ist es aber im Kriege nie. Die geistige Reaktion, die ewig wechselnde Gestalt der Dinge macht, dafs der Handelnde den ganzen Geistesapparat seines Wissens in sich tragen, dafs er fähig sein mufs, überall und mit jedem Pulsschlag die erforderliche Entscheidung aus sich selbst zu geben. Das Wissen mufs sich also durch diese vollkommene Assimilation mit dem eigenen Geist und Leben in ein wahres Können verwandeln. Das ist der Grund, warum es bei den im Kriege ausgezeichneten Männern so leicht vorkommt, und alles dem natürlichen Talent zugeschrieben wird; wir sagen: dem natürlichen Talent, um es dadurch von dem durch Betrachtung und Studium erzogenen und ausgebildeten zu unterscheiden.

Wir glauben durch diese Betrachtung die Aufgabe einer Theorie der Kriegführung deutlich gemacht und die Art ihrer Lösung angedeutet zu haben.

Von den beiden Feldern, in welche wir das Kriegführen getheilt haben, der Taktik und Strategie, hat, wie wir schon bemerkten, die Theorie der letzteren unstreitig die gröfsern Schwierigkeiten, weil die erstere fast nur ein geschlossenes Feld der Gegenstände hat, die letztere aber sich nach der Seite der unmittelbar zum Frieden führenden Zwecke in ein unbestimmtes Gebiet von Möglichkeiten öffnet. Weil es aber hauptsächlich nur der Feldherr ist, welcher diese Zwecke ins Auge zu fassen hat, so ist auch vorzugsweise derjenige Theil der Strategie, in welchem er sich bewegt, dieser Schwierigkeit unterworfen.

Es wird also die Theorie in der Strategie, und besonders da, wo sie die höchsten Leistungen umfafst, noch viel mehr als in der Taktik bei der blofsen

Betrachtung der Dinge stehen bleiben und sich begnügen, dem Handelnden zu jener Einsicht der Dinge zu verhelfen, die, mit seinem Denken verschmolzen, seinen Gang leichter und sicherer macht, ihn nie zwingt von sich selbst zu scheiden, um einer objektiven Wahrheit gehorsam zu sein[1]).

Drittes Kapitel.

Kriegskunst oder Kriegswissenschaft.

1. Der Sprachgebrauch ist noch uneinig.

[Können und Wissen. Wissenschaft, wo blofses Wissen, Kunst, wo Können der Zweck ist.]

Man scheint in der Wahl noch immer nicht entschieden zu sein und nicht recht zu wissen, aus welchen Gründen entschieden werden soll, so einfach die Sache auch ist. Wir haben schon anderswo gesagt, dafs Wissen etwas Anderes sei, als Können. Beides ist von einander so verschieden, dafs es nicht leicht verwechselt werden sollte. Das Können kann eigentlich in keinem Buche stehen, und so sollte Kunst auch nie der Titel eines Buches sein. Weil man sich aber einmal gewöhnt hat, die zur Uebung einer Kunst erforderlichen Kenntnisse (die einzeln völlige Wissenschaften sein können) unter dem Namen Kunsttheorie oder schlechtweg Kunst zusammenzufassen: so ist es konsequent diesen Eintheilungsgrund durchzuführen und alles Kunst zu nennen, wo ein hervorbringendes Können der Zweck ist, z. B. Baukunst; Wissenschaft, wo blofses Wissen der Zweck ist: Mathematik, Astronomie. Dass in jeder Kunsttheorie einzelne vollkommene Wissenschaften vorkommen können, versteht sich also von selbst und darf uns nicht irre machen. Bemerkenswerth aber ist noch, dass es auch kein Wissen ganz ohne Kunst giebt; in der Mathematik z. B. ist das Rechnen und der Gebrauch der Algebra eine Kunst, aber hier ist noch lange die Gränze nicht. Die Ursache ist: so grob und fühlbar der Unterschied zwischen Wissen und Können in den zusammengesetzten Produkten der menschlichen Kenntnisse auch ist: so schwer sind beide in dem Menschen selbst bis zu einer völligen Theilung zu verfolgen.

2. Schwierigkeit, das Erkennen vom Urtheil zu sondern.

[Kriegskunst.]

Alles Denken ist ja Kunst. Wo der Logiker den Strich zieht, wo die

---

[1]) Das Kapitel über die Theorie des Krieges entwickelt mit einer bis jetzt noch unübertroffenen Klarheit und Bestimmtheit die Schwierigkeiten aber auch die Möglichkeit einer solchen Aufgabe; es weist jeder Seite mit vollendeter Unparteilichkeit ihren Antheil zu und bildet in dieser Vollkommenheit die Grundlage für die in unserer „Einführung“ aufgestellte Behauptung, dafs alle Theorie bewufst oder unbewufst auf Clausewitzscher Basis stehen und im Clausewitzschen Geiste benutzt werden müsse!

Vordersätze aufhören, die ein Resultat der Erkenntnifs sind, wo das Urtheil anfängt: da fängt die Kunst an. Aber nicht genug: selbst das Erkennen des Geistes ist ja schon wieder Urtheil und folglich Kunst, und am Ende auch wohl das Erkennen durch die Sinne. Mit einem Wort: wenn sich ein menschliches Wesen mit bloſsem Erkenntnifsvermögen ohne Urtheil eben so wenig als umgekehrt denken läſst, so können auch Kunst und Wissen nie ganz rein von einander geschieden werden. Je mehr sich diese feinen Lichtelemente an den Aufsengestalten der Welt verkörpern, um so getrennter wird ihr Reich; und nun noch einmal: wo Schaffen und Hervorbringen der Zweck ist, da ist das Gebiet der Kunst; die Wissenschaft herrscht, wo Erforschen und Wissen das Ziel ist. — Nach alledem ergiebt sich von selbst, daſs es passender ist Kriegskunst, als Kriegswissenschaft zu sagen.

So viel hiervon, weil man diese Begriffe nicht entbehren kann. Nun aber treten wir mit der Behauptung auf, daſs der Krieg weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft sei in der eigentlichen Bedeutung, und daſs gerade dieser Anfangspunkt der Vorstellungen, von welchem man ausgegangen ist, in eine falsche Richtung geführt, eine unwillkürliche Gleichstellung des Krieges mit andern Künsten oder Wissenschaften und eine Menge unrichtiger Analogieen veranlaſst hat.

Man hat dies schon früher gefühlt und deswegen behauptet, der Krieg sei ein Handwerk; damit war aber mehr verloren als gewonnen, denn ein Handwerk ist nur eine niedrigere Kunst und unterliegt als solche auch bestimmteren und engeren Gesetzen. In der That hat die Kriegskunst eine Zeit lang sich im Geiste des Handwerks bewegt, nämlich zur Zeit der Condottieri. Aber diese Richtung hatte sie nicht nach innern, sondern nach äuſsern Gründen, und wie wenig sie in dieser Zeit naturgemäſs und befriedigend war, zeigt die Kriegsgeschichte.

3. Der Krieg ist ein Akt des menschlichen Verkehrs.

Wir sagen also: der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens[1]). Er ist ein Konflikt grosser Interessen, der sich blutig löst, und nur darin ist er von den andern verschieden. Besser als mit irgend einer Kunst lieſse er sich mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Thätigkeiten ist, und viel näher steht ihm die Politik, die ihrerseits wieder als eine Art von Handel in gröſserem Maſsstabe angesehen werden kann. Aufserdem ist sie der Schoſs, in welchem sich der Krieg entwickelt; in ihr liegen die Lineamente desselben schon verborgen angedeutet, wie die Eigenschaften der lebenden Geschöpfe in ihren Keimen.

4. Unterschied.

Das Wesentliche des Unterschiedes[2]) besteht darin, daſs der Krieg keine

---

[1]) D. h. m. a. W.: Krieg ist — Leben, Ringen ums Dasein, wie der Handel und die Politik es auch sind!

[2]) „dieser Erklärung gegenüber dem Begriff Kunst.“

Thätigkeit des Willens ist, die sich gegen einen todten Stoff äufsert wie die mechanischen Künste[3]), oder gegen einen lebendigen, aber doch leidenden, sich hingebenden Gegenstand, wie der menschliche Geist und das menschliche Gefühl bei den idealen Künsten: sondern gegen einen lebendigen, reagirenden. Wie wenig auf eine solche Thätigkeit der Gedanken-Schematismus der Künste und Wissenschaften pafst, springt in die Augen, und man begreift zugleich, wie das beständige Suchen und Streben nach Gesetzen, denen ähnlich, welche aus der todten Körperwelt entwickelt werden können, zu beständigen Irrthümern hat führen müssen. Und doch sind es gerade die mechanischen Künste, denen man die Kriegskunst hat nachbilden wollen. Bei den idealen verbot sich die Nachbildung von selbst, weil diese selbst der Gesetze und Regeln noch zu sehr entbehren, und die bisher versuchten immer wieder als unzulänglich und einseitig erkannt, von dem Strom der Meinungen, Gefühle und Sitten unaufhörlich untergraben und weggespült worden sind.

Ob ein solcher Konflikt des Lebendigen, wie er sich im Kriege bildet und löst, allgemeinen Gesetzen unterworfen bleibt, und ob diese eine nützliche Richtschnur des Handelns abgeben können, soll zum Theil in diesem Buche untersucht werden; aber so viel ist an sich klar, dafs dieser, wie jeder Gegenstand, der unser Begriffsvermögen nicht übersteigt, durch einen untersuchenden Geist aufgehellt und in seinem innern Zusammenhange mehr oder weniger deutlich gemacht werden kann, und das allein reicht schon hin, den Begriff der Theorie zu verwirklichen.

Viertes Kapitel.

Methodismus.

Um uns über den Begriff der Methode und des Methodismus, welche im Kriege eine so grofse Rolle spielen, deutlich zu erklären, müssen wir uns erlauben einen flüchtigen Blick auf die logische Hierarchie zu werfen, durch welche wie durch konstituirte Behörden die Welt des Handelns beherrscht wird.

Gesetz, der allgemeinste, für Erkennen und Handeln gleich richtige Begriff, hat in seiner Wortbedeutung offenbar etwas Subjektives und Willkürliches und drückt doch gerade Dasjenige aus, wovon wir und die Dinge aufser uns abhängig sind. Gesetz, als ein Gegenstand der Erkenntnifs, ist das Verhältnifs der Dinge und ihrer Wirkungen zu einander; als Gegenstand des Willens ist es eine Bestimmung des Handelns und dann gleichbedeutend mit Gebot und Verbot.

Grundsatz ist gleichfalls ein solches Gesetz für das Handeln, aber

---

[3]) Wieder hat aber der Krieg offenbar sehr viel mehr „Mechanisches“ an sich als Handel und Politik, die doch auch wieder nicht ohne Mechanik sind!

nicht in seiner formellen, definitiven Bedeutung, sondern es ist nur der Geist und der Sinn des Gesetzes, um da, wo die Mannichfaltigkeit der wirklichen Welt sich nicht unter die definitive Form eines Gesetzes fassen läfst, dem Urtheil mehr Freiheit in der Anwendung zu lassen. Da das Urtheil die Fälle, wo der Grundsatz nicht anzuwenden ist, bei sich selbst motiviren mufs, so wird er dadurch ein eigentlicher Anhalt oder Leitstern für den Handelnden.

Der Grundsatz ist objektiv, wenn er das Ergebnifs objektiver Wahrheit und folglich für alle Menschen gleich gültig ist; er ist subjektiv und wird dann gewöhnlich Maxime genannt, wenn sich subjektive Beziehungen in ihm finden, und er also nur für Den, welcher ihn sich macht, einen gewissen Werth hat.

Regel wird häufig in dem Sinn von Gesetz genommen, und ist dann mit Grundsatz gleichbedeutend, denn man sagt: keine Regel ohne Ausnahme; man sagt aber nicht: kein Gesetz ohne Ausnahme; ein Zeichen, dafs man sich bei der Regel eine freiere Anwendung vorbehält.

In einer andern Bedeutung wird Regel für Mittel gebraucht, eine tiefer liegende Wahrheit an einem einzelnen, näher liegenden Merkmal zu erkennen, um an dieses einzelne Merkmal das auf die ganze Wahrheit gehende Gesetz des Handelns zu knüpfen. Von der Art sind alle Spielregeln, alle abgekürzten Verfahrungsarten in der Mathematik u. s. w.

Vorschriften und Anweisungen sind eine solche Bestimmung des Handelns, durch welche eine Menge kleiner, den Weg näher bezeichnender Umstände mit berührt werden, die für allgemeine Gesetze zu zahlreich und unbedeutend sein würden.

Endlich ist Methode, Verfahrungsart, ein unter mehreren möglichen ausgewähltes, immer wiederkehrendes Verfahren, und Methodismus ist es, wenn statt durch allgemeine Grundsätze oder individuelle Vorschriften das Handeln durch Methoden bestimmt wird. Hierbei müssen nothwendigerweise die unter eine solche Methode gestellten Fälle in ihren wesentlichen Stücken als gleich vorausgesetzt werden; da sie dies nicht alle sein können, so kommt es darauf an, dafs es wenigstens so viele als möglich sind, mit andern Worten, dafs die Methode auf die wahrscheinlichsten Fälle berechnet ist. Der Methodismus ist also nicht auf bestimmte einzelne Prämissen, sondern auf die Durchschnittswahrscheinlichkeit der sich einander übertragenden Fälle gegründet und läuft darauf hinaus, eine Durchschnittswahrheit aufzustellen, deren beständige, gleichförmige Anwendung bald etwas von der Natur einer mechanischen Fertigkeit bekommt, die zuletzt das Rechte fast ohne Bewufstsein thut.

Der Begriff des Gesetzes in Beziehung auf das Erkennen kann für die Kriegführung füglich entbehrt werden, weil die zusammengesetzten Erscheinungen des Krieges nicht so regelmäfsig, und die regelmäfsigen nicht so zusammengesetzt sind, um mit diesem Begriff viel weiter zu reichen, als mit der einfachen Wahrheit. Wo aber die einfache Vorstellung und Rede hinreicht, wird die zusammengesetzte, potenzirte pretiös und pedantisch. Den Begriff des Gesetzes in Beziehung auf das Handeln aber kann die

Theorie der Kriegführung nicht gebrauchen, weil es in ihr bei dem Wechsel und der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen keine Bestimmung giebt, die allgemein genug wäre, um den Namen eines Gesetzes zu verdienen.

Grundsätze, Regeln, Vorschriften und Methoden aber sind für die Theorie der Kriegführung unentbehrliche Begriffe, insoweit sie zu positiven Lehren führt, weil in diesen die Wahrheit nur in solchen Krystallisationsformen anschiefsen kann.

Da die Taktik derjenige Theil der Kriegführung ist, in welchem die Theorie am meisten zur positiven Lehre gelangen kann, so werden jene Begriffe auch in ihr am häufigsten vorkommen.

Die Reiterei nicht ohne Noth gegen die Infanterie zu gebrauchen, die noch in Ordnung ist; die Schufswaffen nur zu brauchen, sobald sie anfangen eine sichere Wirksamkeit zu haben; im Gefecht die Kräfte so viel als möglich für das Ende aufzusparen: sind taktische Grundsätze. Alle diese Bestimmungen lassen sich nicht absolut auf jeden Fall anwenden, aber sie müssen dem Handelnden gegenwärtig sein, um den Nutzen der in ihnen enthaltenen Wahrheit nicht da zu verlieren, wo sie gelten kann.

Wenn man aus dem ungewöhnlichen Abkochen eines feindlichen Corps auf seinen Abmarsch schliefst, wenn das absichtliche Freistellen der Truppen im Gefecht auf einen Scheinangriff deutet: so wird diese Art, die Wahrheit zu erkennen, eine Regel genannt, weil man aus einem einzelnen sichtbaren Umstand auf die Absicht schliefst, welcher derselbe angehört.

Wenn es eine Regel ist, den Feind, sobald er anfängt im Gefecht seine Batterieen abzufahren, mit erneuerter Energie anzufallen: so wird an diese einzelne Erscheinung eine Bestimmung des Handelns geknüpft, welche auf den ganzen dadurch errathenen Zustand des Gegners gerichtet ist; nämlich, dafs er das Gefecht aufgeben will, seinen Abzug anfängt und während dieses Abzuges weder zum vollen Widerstand, noch wie auf dem Rückzug selbst zum hinlänglichen Ausweichen geeignet ist.

Vorschriften und Methoden bringen die den Krieg vorbereitenden Theorieen mit in die Kriegführung, insofern sie den ausgebildeten Streitkräften als thätige Prinzipe eingeimpft werden. Die sämmtlichen Formations-, Uebungs- und Felddienstreglements sind Vorschriften und Methoden; in den Uebungsreglements herrschen die ersteren, in den Felddienstreglements die letzteren vor. An diese Dinge knüpft sich die eigentliche Kriegführung an, sie übernimmt sie also als gegebene Verfahrungsarten, und als solche müssen sie in der Theorie der Kriegführung vorkommen.

Für die in dem Gebrauch dieser Kräfte frei gebliebenen Thätigkeiten aber können Vorschriften, d. h. bestimmte Anweisungen nicht vorkommen, eben weil sie den freien Gebrauch ausschliefsen. Methoden hingegen als eine allgemeine Ausführungsart vorkommender Aufgaben, die, wie wir gesagt haben, auf die Durchschnittswahrscheinlichkeit berechnet ist, als eine bis zur Anwendung durchgeführte Herrschaft der Grundsätze und Regeln, können allerdings in der Theorie der Kriegführung vorkommen, insofern sie nur nicht für etwas Anderes ausgegeben werden, als sie sind, nicht für absolute und nothwendige Konstruktionen des Handelns (Systeme), sondern für die

besten der allgemeinen Formen, welche an die Stelle der individuellen Entscheidung als kürzere Wege gesetzt und zur Wahl gestellt werden können.

Aber die häufige Anwendung der Methoden wird in der Kriegführung auch als höchst wesentlich und unvermeidlich erscheinen, wenn man bedenkt, wie vieles Handeln auf bloſse Voraussetzungen hin oder in völliger Ungewiſsheit geschieht, weil der Feind verhindert ist, alle Umstände kennen zu lernen, die auf unsre Anordnungen Einfluſs haben, oder weil nicht Zeit dazu ist, sodaſs, wenn man diese Umstände auch wirklich kennte, es schon wegen der Weitläufigkeit und der zu groſsen Zusammensetzungen unmöglich sein würde, alle Anordnungen danach abzumessen, daſs also unsere Einrichtungen immer auf eine gewisse Zahl von Möglichkeiten zugeschnitten sein müssen. Wenn man bedenkt, wie zahllos die kleinen Umstände sind, die einem individuellen Falle angehören, also mitberücksichtigt werden müſsten, und daſs es also kein anderes Mittel giebt, als sich die einen durch die andern übertragen zu denken und nur auf das Allgemeine und Wahrscheinliche seine Anordnungen zu bauen; wenn man endlich bedenkt, daſs bei der nach unten hin in beschleunigter Progression zunehmenden Zahl der Führer der wahren Einsicht und dem ausgebildeten Urtheil eines jeden um so weniger überlassen werden darf, je weiter das Handeln hinuntersteigt, und daſs man da, wo man keine anderen Einsichten voraussetzen darf, als die, welche die Dienstvorschrift und Erfahrung giebt, ihnen mit dem daran grenzenden Methodismus entgegenkommen muſs. Dieser wird ihrem Urtheil ein Anhalt und zugleich ein Hinderniſs für ausschweifende, ganz verkehrte Ansichten, die man in einem Gebiet vorzüglich zu fürchten hat, wo die Erfahrung so kostbar ist.

Auſser dieser Unentbehrlichkeit des Methodismus müssen wir auch einen positiven Vortheil desselben anerkennen. Es wird nämlich durch die Uebung seiner stets wiederkehrenden Formen Fertigkeit, Präzision und Sicherheit in der Führung der Truppen erreicht, welche die natürliche Friktion vermindert und die Maschine leichter gehen macht.

Die Methode wird also um so vielfältiger gebraucht, um so unentbehrlicher werden, je weiter die Thätigkeit hinuntersteigt, nach oben hin aber abnehmen, bis sie sich in den höchsten Stellen ganz verliert. Darum wird sie auch mehr in der Taktik, als in der Strategie zu Hause sein.

Der Krieg in seinen höchsten Bestimmungen besteht nicht aus einer unendlichen Menge kleiner Ereignisse, die in ihren Verschiedenheiten sich übertragen, und die also durch eine bessere oder schlechtere Methode besser oder schlechter beherrscht würden, sondern aus einzelnen groſsen, entscheidenden, die individuell behandelt sein wollen. Er ist nicht ein Feld voll Halme, die man ohne Rücksicht auf die Gestalt der einzelnen mit einer bessern oder schlechtern Sense besser oder schlechter mäht, sondern es sind groſse Bäume, an welche die Axt mit Ueberlegung, nach Beschaffenheit und Richtung eines jeden einzelnen Stammes angelegt sein will.

Wie weit die Zulässigkeit des Methodismus in der kriegerischen Thätigkeit hinaufreicht, bestimmt sich natürlich nicht eigentlich nach den Stellen, sondern nach den Sachen, und nur weil die höchsten Stellen die umfassendsten Gegenstände der Thätigkeit haben, werden sie davon weniger berührt.

Eine bleibende Schlachtordnung, eine bleibende Einrichtung der Avantgarden und Vorposten sind Methoden, durch welche der Feldherr nicht blos seinen Untergebenen, sondern auch sich selbst für gewisse Fälle die Hände bindet. Freilich können sie seine Erfindungen und von ihm nach Umständen eingerichtet sein; sie können aber auch, insofern sie auf die allgemeinen Eigenschaften der Truppen und Waffen gegründet sind, ein Gegenstand der Theorie sein. Dagegen würde jede Methode, durch welche Kriegs- oder Feldzugspläne beſtimmt und wie von einer Maschine fertig geliefert würden, unbedingt verwerflich sein.

So lange es keine erträgliche Theorie, d. h. keine verständige Betrachtung über die Kriegführung giebt, muſs der Methodismus auch in den höheren Thätigkeiten über die Gebühr um sich greifen, denn die Männer, welche diese Wirkungskreise ausfüllen, sind zum Theil nicht im Stande gewesen, sich durch Studien und höhere Lebensverhältnisse auszubilden; in die unpraktischen und widerspruchsvollen Räsonnements der Theorieen und Kritiken wissen sie sich nicht zu finden, ihr gesunder Menschenverstand stöſst sie von sich, und sie bringen also keine andere Einsicht mit, als die der Erfahrung; daher sie denn bei denjenigen Fällen, die einer freien, individuellen Behandlung fähig und bedürftig sind, auch gern die Mittel anwenden, die ihnen die Erfahrung giebt, d. h. eine Nachahmung der dem obersten Feldherrn eigenthümlichen Verfahrungsweise, wodurch denn von selbst ein Methodismus entsteht. Wenn wir Friedrichs des Groſsen Generale immer mit der sogenannten schiefen Schlachtordnung auftreten, die französischen Revolutionsgenerale immer das Umfassen in lang ausgedehnten Schlachtlinien anwenden, die Bonapartischen Unterfeldherren aber mit der blutigen Energie konzentrischer Massen hineinstürzen sehen, so erkennen wir in der Wiederkehr des Verfahrens offenbar eine angenommene Methode und sehen also, daſs der Methodismus bis zu den an das Höchste grenzenden Regionen hinaufreichen kann. Wird eine verbesserte Theorie das Studium der Kriegführung erleichtern, den Geist und das Urtheil der Männer erziehen, die sich zu den höheren Stellen hinaufschwingen, so wird auch der Methodismus nicht mehr so weit hinaufreichen, und derjenige, welcher als unentbehrlich zu betrachten ist, wird dann wenigstens aus der Theorie selbst geschöpft werden und nicht aus bloſser Nachahmung entstehen. Wie vortrefflich auch ein groſser Feldherr die Dinge macht, immer ist in der Art, wie er sie macht, etwas Subjektives, und hat er eine bestimmte Manier, so ist ein guter Theil seiner Individualität in derselben enthalten, die dann nicht immer mit der Individualität Dessen stimmt, der diese Manier nachahmt.

Indessen wird es weder möglich, noch recht sein, den subjektiven Methodismus oder die Manier ganz aus der Kriegführung zu verbannen, man muſs ihn vielmehr als eine Aeuſserung desjenigen Einflusses betrachten, den die Gesammtindividualität eines Krieges auf seine einzelnen Erscheinungen hat, und dem, wenn die Theorie ihn nicht hat vorhersehen und in ihre Betrachtungen mit aufnehmen können, nur so Genüge geschehen kann. Was ist natürlicher, als daſs der Revolutionskrieg seine eigenthümliche Weise hatte, die Dinge zu machen, und welche Theorie hätte die Eigenthümlichkeit mit-

aufzufassen vermocht? Das Uebel ist nur, daſs eine solche aus dem einzelnen Fall hervorgehende Manier sich selbst leicht überlebt, weil sie bleibt, während die Umstände sich unvermerkt ändern; das ist es, was die Theorie durch eine lichte und verständige Kritik verhindern soll. Als im Jahre 1806 die preuſsischen Generale: Prinz Louis bei Saalfeld, Tauentzien auf dem Dornberge bei Jena, Grawert vor, und Rüchel hinter Kappeldorf, sämmtlich mit der schiefen Schlachtordnung Friedrichs des Groſsen sich in den offnen Schlund des Verderbens warfen, war es nicht blos eine Manier, die sich überlebt hatte, sondern die entschiedenste Geistesarmuth, zu der je der Methodismus geführt hat, wit welcher sie es zu Stande brachten, die Hohenlohische Armee zu Grunde zu richten, wie nie eine Armee auf dem Schlachtfelde selbst zu Grunde gerichtet worden ist[1]).

Fünftes Kapitel.

Kritik.

Die Einwirkung theoretischer Wahrheiten auf das praktische Leben geschieht immer mehr durch Kritik, als durch Lehre; denn da die Kritik eine Anwendung der theoretischen Wahrheit auf wirkliche Ereignisse ist, so bringt sie jene dem Leben nicht nur näher, sondern sie gewöhnt auch den Verstand mehr an diese Wahrheiten durch die beständige Wiederkehr ihrer Anwendungen. Wir halten es daher für nöthig, neben dem Gesichtspunkt für die Theorie den für die Kritik festzustellen.

Von der einfachen Erzählung eines geschichtlichen Ereignisses, welche die Dinge blos neben einander hinstellt und höchstens ihre nächsten Kausalverbindungen berührt, unterscheiden wir die kritische.

In dieser kritischen können drei verschiedene Thätigkeiten des Verstandes vorkommen.

Erstens, die geschichtliche Ausmittelung und Feststellung zweifelhafter Thatsachen. Sie ist die eigentliche Geschichtsforschung und hat mit der Theorie nichts gemein.

Zweitens, die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen. Dies ist die eigentliche kritische Forschung; sie ist der Theorie unentbehrlich, denn alles, was in der Theorie durch die Erfahrung festgestellt oder unterstützt oder auch nur erläutert werden soll, kann nur auf diesem Wege erledigt werden.

Drittens, die Prüfung der angewandten Mittel. Dies ist die eigentliche Kritik, in welcher Lob und Tadel enthalten ist. Hier ist es die

---

[1]) So bezieht sich auf den absolut nothwendigen „Methodismus“, was Peucker von den Exercierreglements sagt: auch der Methodismus darf nur „der Niederschlag der jeweiligen taktischen Erfahrung“ sein, und ist deshalb veränderlich — wie die Reglements!

Theorie, welche der Geschichte, oder vielmehr der aus ihr zu ziehenden Belehrung dient.

In diesen beiden letzten, eigentlich kritischen Theilen der geschichtlichen Betrachtung kommt alles darauf an, die Dinge bis in ihre letzten Elemente, d. h. bis zu unzweifelhaften Wahrheiten zu verfolgen und nicht, wie so sehr häufig geschieht, auf dem halben Wege, d. h. bei irgend einer willkürlichen Setzung oder Voraussetzung stehen zu bleiben.

Was die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen betrifft, so hat diese oft eine unüberwindliche äufsere Schwierigkeit, dafs man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verkältnisse des Lebens kommt dieses so häufig vor, als im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden, und noch weniger die Motive, die von den Handelnden entweder absichtlich verhehlt werden oder, wenn sie sehr vorübergehend und zufällig waren, auch für die Geschichte verloren gehen können. Daher mufs die kritische Erzählung mit der geschichtlichen Forschung meistens Hand in Hand gehen, und doch bleibt oft ein solches Mifsverhältnifs zwischen Ursache und Wirkung, dafs sie nicht berechtigt ist, die Wirkungen als nothwendige Folgen aus den bekannten Ursachen zu betrachten. Hier müssen also nothwendig Lücken entstehen, d. h. geschichtliche Erfolge, die für die Belehrung nicht benutzt werden können. Alles, was die Theorie fordern kann, ist, dafs die Untersuchung entschieden bis zu dieser Lücke geführt werde und bei ihr alle Folgerungen einstelle. Ein wahres Uebel entsteht erst, wenn das Bekannte schlechterdings hinreichen soll, die Wirkungen zu erklären, ihm also eine falsche Wichtigkeit gegeben wird.

Aufser dieser Schwierigkeit hat die kritische Forschung darin noch eine sehr grofse innere, dafs die Wirkungen im Kriege selten aus einer einfachen Ursache hervorgehen, sondern aus mehreren gemeinschaftlichen, und dafs es also nicht genügt, mit unbefangenem, redlichem Willen die Reihe der Ereignisse bis zu ihrem Anfange hinauf zu steigen, sondern dafs es dann noch darauf ankommt, einer jeden der vorhandenen Ursachen ihren Antheil zuzuweisen. Dies führt also zu einer näheren Untersuchung ihrer Natur, und so kann eine kritische Untersuchung in das eigentliche Feld der Theorie führen.

Die kritische Betrachtung, nämlich die Prüfung der Mittel, führt zu der Frage, welches die eigenthümlichen Wirkungen der angewendeten Mittel sind, und ob diese Wirkungen in der Absicht des Handelnden lagen.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Mittel führen zur Untersuchung ihrer Natur, d. h. wieder ins Feld der Theorie.

Wir haben gesehen, dafs in der Kritik alles darauf ankommt, bis zu unzweifelhaften Wahrheiten zu gelangen, also nicht bei willkürlichen Satzungen stehen zu bleiben, die für Andere nicht gültig sind, denen dann andere, vielleicht eben so willkürliche Behauptungen entgegen gestellt werden, so dafs des Hin- und Herräsonnirens kein Ende, das Ganze ohne Resultat, also ohne Belehrung ist.

Wir haben gesehen, dafs sowohl die Untersuchung der Ursachen, als die Prüfung der Mittel in das Feld der Theorie führt, d. h. in das Feld der allgemeinen Wahrheit, die nicht blos aus dem vorliegenden individuellen Falle

hervorgeht. Giebt es nun eine brauchbare Theorie, so wird die Betrachtung sich auf das, was in derselben ausgemacht ist, berufen und ihre Untersuchung da einstellen können. Wo es aber eine solche theoretische Wahrheit nicht giebt, wird die Untersuchung bis in die letzten Elemente fortgesetzt werden müssen. Kommt diese Nothwendigkeit oft vor, so mufs sie natürlich den Schriftsteller, wie man sich auszudrücken pflegt, von dem Hundertsten ins Tausendste führen; er bekommt dann alle Hände voll zu thun, und es ist fast nicht möglich, dafs er überall mit der erforderlichen Mufse verweile. Die Folge ist jedoch, dafs er, um seiner Betrachtung Grenzen zu setzen, bei willkürlichen Behauptungen stehen bleibt, die, wenn sie es auch wirklich für ihn nicht wären, es doch für die Anderen bleiben, weil sie sich nicht von selbst verstehen und unerwiesen sind.

Eine brauchbare Theorie ist also eine wesentliche Grundlage der Kritik, und es ist unmöglich, dafs diese im Allgemeinen auf den Punkt gelange, auf welchem sie hauptsächlich erst belehrend wird, nämlich dafs sie eine überzeugende Demonstration und sans replique sei, ohne den Beistand einer vernünftigen Theorie.

Aber es wäre eine träumerische Hoffnung, an die Möglichkeit einer Theorie zu glauben, die für jede abstrakte Wahrheit sorgte und es der Kritik nur überliefse, den Fall unter das passende Gesetz zu stellen; es wäre eine lächerliche Pedanterie, der Kritik vorzuschreiben, dafs sie an den Grenzen der heiligen Theorie jedesmal umdrehe. Derselbe Geist analytischer Untersuchung, welcher die Theorie schafft, soll auch das Geschäft der Kritik leiten, und es kann und mag also geschehen, dafs er oft in das Gebiet der Theorie hinüberschweift und sich diejenigen Punkte noch aufklärt, auf die es ihm besonders ankommt. Es kann vielmehr umgekehrt der Zweck der Kritik ganz verfehlt werden, wenn sie zu einer geistlosen Anwendung der Theorie wird. Alle positiven Ergebnisse der theoretischen Untersuchung, alle Grundsätze, Regeln und Methoden ermangeln der Allgemeinheit und absoluten Wahrheit um so mehr, je mehr sie zur positiven Lehre werden. Sie sind da, um sich beim Gebrauch anzubieten, und dem Urtheil mufs es immer überlassen bleiben, ob sie angemessen sind oder nicht. Solche Resultate der Theorie darf die Kritik nie als Gesetze und Normen zum Mafsstabe gebrauchen, sondern nur als das, was sie auch dem Handelnden sein sollen, als Anhalt für das Urtheil. Wenn es in der Taktik eine ausgemachte Sache ist, dafs in der allgemeinen Schlachtordnung die Reiterei nicht neben, sondern hinter das Fufsvolk gehört, so wäre es doch thöricht, jede davon abweichende Anordnung deshalb zu verdammen; die Kritik soll die Gründe der Abweichung untersuchen, und nur wenn diese unzureichend sind, hat sie ein Recht, sich auf die theoretische Feststellung zu berufen. Wenn es ferner in der Theorie ausgemacht ist, dafs ein getheilter Angriff die Wahrscheinlichkeit des Erfolges vermindert, so würde es eben so unvernünftig sein, überall, wo ein getheilter Angriff und schlechter Erfolg zusammentrafen, ohne weitere Untersuchung, ob es sich wirklich so verhält, den letzteren als die Folge des ersten zu betrachten, oder da, wo der getheilte Angriff einen guten Erfolg hatte, etwa daraus rückwärts auf die Unrichtigkeit jener theoretischen Be-

hauptung zu schliefsen. Beides soll der untersuchende Geist der Kritik nicht erlauben. Es stützt sich also die Kritik hauptsächlich auf die Resultate der analytischen Untersuchung in der Theorie; was hier schon ausgemacht ist, hat sie selbst nicht erst von Neuem festzustellen, und es wird dort ausgemacht, damit sie es festgestellt vorfinde.

Diese Aufgabe der Kritik, zu untersuchen, welche Wirkung aus der Ursache hervorgegangen ist, und ob ein angewandtes Mittel seinem Zweck entsprochen habe, wird leicht sein, wenn Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel nahe bei einander liegen.

Wenn eine Armee überfallen wird und dadurch zu keinem ordnungsmäfsigen und verständigen Gebrauch ihrer Fakultäten kommt, so ist die Wirkung des Ueberfalles nicht zweifelhaft. — Wenn die Theorie ausgemacht hat, dafs ein umfassender Angriff in der Schlacht zu gröfserem, aber weniger gesichertem Erfolge führt, so frägt es sich, ob Der, welcher den umfassenden Angriff anwendet, sich vorzugsweise die Gröfse des Erfolges zum Ziel gesetzt hat; in diesem Fall ist das Mittel richtig gewählt. Hat er aber damit seinen Erfolg gewisser machen wollen, und war dieser nicht auf die individuellen Umstände, sondern auf die allgemeine Natur des umfassenden Angriffs gegründet, wie wohl hundertmal vorgekommen ist, so hat er die Natur jenes Mittels verkannt und einen Fehler begangen.

Hier ist das Geschäft der kriegerischen Untersuchung und Prüfung nicht schwer, und es wird jedesmal leicht sein, wo man sich auf die nächsten Wirkungen und Zwecke beschränkt. Man kann dies ganz nach Willkür thun, sobald man von dem Zusammenhange mit dem Ganzen abstrahiren und die Dinge nur in diesem Verhältnisse betrachten will.

Es steht aber im Kriege, wie überhaupt in der Welt, alles im Zusammenhange, was einem Ganzen angehört, und folglich mufs jede Ursache, wie klein sie auch sei, in ihren Wirkungen sich bis ans Ende des kriegerischen Aktes erstrecken und das Endresultat um ein wie geringes es auch sein möge modifiziren. Eben so mufs jedes Mittel bis zu dem letzten Zweck hinaufreichen.

Man kann also die Wirkungen einer Ursache so lange verfolgen, als die Erscheinungen noch des Beobachtens werth sind, und eben so kann man ein Mittel nicht blos für den nächsten Zweck prüfen, sondern auch diesen Zweck selbst als Mittel für den höhern, und so an der Kette der einander untergeordneten Zwecke hinaufsteigen, bis man auf einen trifft, der keiner Prüfung bedarf, weil seine Nothwendigkeit nicht zweifelhaft ist. In vielen Fällen, besonders wenn von grofsen, entscheidenden Mafsregeln die Rede ist, wird die Betrachtung bis zu dem letzten Zweck, bis zu dem, welcher unmittelbar den Frieden bereiten soll, hinaufreichen müssen.

Es ist klar, dafs man in diesem Hinaufsteigen mit jeder neuen Station, die man einnimmt, einen neuen Standpunkt für das Urtheil bekommt, so dafs dasselbe Mittel, welches auf dem einen Standpunkt als vortheilhaft erscheint, von dem nächst höheren aus betrachtet, verworfen werden mufs.

Das Forschen nach den Ursachen der Erscheinungen und das Prüfen der Mittel nach den Zwecken geben bei der kritischen Betrachtung eines

Aktes immer Hand in Hand; denn das Forschen nach der Ursache bringt erst auf die Dinge, welche es verdienen, ein Gegenstand der Prüfung zu sein.

Dieses Verfolgen des Fadens hinauf und herunter ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; denn je weiter von einer Begebenheit die Ursache, welche man aufsucht, entfernt liegt, um so mehr andere Ursachen sind zugleich mit ins Auge zu fassen und für den Antheil, welchen sie an den Begebenheiten gehabt haben mögen, abzufinden und auszuscheiden, weil jede Erscheinung, je höher sie steht, durch um so viel mehr einzelne Kräfte und Umstände bedingt wird. Wenn wir die Ursachen einer verlorenen Schlacht ausgemittelt haben, so haben wir freilich auch einen Theil der Ursachen der Folgen ausgemittelt, welche diese verlorene Schlacht für das Ganze hatte, aber nur einen Theil, denn es werden in das Endresultat nach den Umständen mehr oder weniger Wirkungen anderer Ursachen hineinströmen.

Eben diese Mannichfaltigkeit der Gegenstände entsteht bei der Prüfung der Mittel, je höher man den Standpunkt hinaufrückt; denn je höher die Zwecke liegen, um so gröfser ist die Zahl der Mittel, welche zu ihrer Erreichung angewendet werden. Der letzte Zweck des Krieges wird von allen Armeen gleichzeitig verfolgt, und es ist also nöthig, alles, was von diesem geschehen ist oder geschehen konnte, mit in die Betrachtung zu ziehen.

Man sieht wohl, dafs dies zuweilen in ein weites Feld der Betrachtung führen kann, in dem es leicht ist sich zu verwirren, und in welchem die Schwierigkeit obwaltet, dafs eine Menge von Voraussetzungen gemacht werden müssen über diejenigen Dinge, die sich nicht wirklich zugetragen haben, die aber wahrscheinlich waren und deshalb aus der Betrachtung schlechterdings nicht wegbleiben dürfen.

Als Bonaparte im März 1797 [2]) mit der italiänischen Armee gegen den Erzherzog Carl vom Tagliamento vordrang, geschah es in der Absicht, diesen Feldherrn zu einer Entscheidung zu zwingen, ehe noch Derselbe seine vom Rhein erwarteten Verstärkungen an sich gezogen hatte. Sieht man blos auf die nächste Entscheidung, so war das Mittel gut gewählt, und der Erfolg hat es bewiesen; denn der Erzherzog war noch so schwach, dafs er am Tagliamento nur den Versuch eines Widerstandes machte, und als er seinen Gegner zu stark und entschlossen sah, ihm den Kampfplatz und die Eingänge der norischen Alpen räumte. Was konnte nun Bonaparte mit diesem glücklichen Erfolg bezwecken? Selbst in das Herz der österreichischen Monarchie vorzudringen, den beiden Rheinarmeen unter Moreau und Hoche das Vordringen zu erleichtern und in nahe Verbindung mit ihnen zu treten. So sah Bonaparte die Sache an, und von diesem Gesichtspunkte aus hatte er Recht. Stellt sich nun aber die Kritik auf einen höheren Standpunkt, nämlich auf den des französischen Direktoriums, welches übersehen konnte und mufste, dafs der Feldzug am Rhein erst sechs Wochen später eröffnet werden würde: so kann man das Vordringen Bonapartes über die norischen Alpen nur als ein übertriebenes Wagstück betrachten; denn hatten die

[2]) Vergl. hiermit Hinterlassene Werke. Zweite Auflage. Bd. IV, S. 276 ff.

Oesterreicher in Steiermark vom Rhein her beträchtliche Reserven aufgestellt, mit welchen der Erzherzog über die italiänische Armee herfallen konnte, so war diese nicht allein zu Grunde gerichtet, sondern auch der ganze Feldzug verloren. Diese Betrachtung, die sich Bonapartes in der Gegend von Villach bemächtigte, hat ihn vermocht zu dem Waffenstillstand von Leoben so bereitwillig die Hand zu bieten.

Stellt sich die Kritik noch eine Stufe höher und weifs sie, dafs die Oesterreicher keine Reserve zwischen der Armee des Erzherzogs Carl und Wien hatten: so war durch das Vordringen der italiänischen Armee Wien bedroht.

Gesetzt, Bonaparte hätte diese Entblöfsung der Hauptstadt und diese entschiedene Ueberlegenheit, welche ihm auch in Steiermark über den Erzherzog blieb, gekannt, so würde sein Vorauseilen gegen das Herz des österreichischen Staates nicht mehr zwecklos gewesen sein, denn der Werth desselben hing nur von dem Werth ab, den die Oesterreicher auf die Erhaltung Wiens legten; wenn dieser so grofs war, dafs sie lieber die Friedensbedingungen eingingen, die Bonaparte ihnen anzubieten hatte, so war die Bedrohung Wiens als das letzte Ziel zu betrachten. Hätte dies Bonaparte aus irgend einem Grunde gewufst, so kann auch die Kritik dabei stehen bleiben; war es aber noch problematisch, so mufs die Kritik sich wieder zu einem höheren Standpunkt erheben und fragen, was entstanden sein würde, wenn die Oesterreicher Wien preisgegeben und sich weiter in die noch übrige grofse Masse ihrer Staaten zurückgezogen hätten. Diese Frage aber kann, wie leicht zu erachten ist, gar nicht mehr beantwortet werden, ohne die wahrscheinlichen Ereignisse zwischen den beiderseitigen Rheinarmeen in Betracht zu ziehen. Bei der entschiedenen Ueberlegenheit der Franzosen (130,000 Mann zu 80,000 Mann) würde der Erfolg an sich zwar wenig zweifelhaft gewesen sein, aber es entstand wieder die Frage, wozu das französische Direktorium diesen Erfolg benutzen würde, ob zu einer Verfolgung seiner Vortheile bis an die entgegengesetzten Grenzen der österreichischen Monarchie, also bis zur Zertrümmerung oder Niederwerfung dieser Macht, oder ob blos zur Eroberung eines bedeutenden Theils als Unterpfand des Friedens. Für beide Fälle ist das wahrscheinliche Resultat auszumitteln, um nach diesem erst die wahrscheinliche Wahl des französischen Direktoriums zu bestimmen. Gesetzt, das Resultat dieser Betrachtung fiele dahin aus, dafs für die gänzliche Niederwerfung des österreichischen Staates die französischen Streitkräfte viel zu schwach gewesen wären, so dafs der Versuch dazu ganz von selbst einen Umschwung der Dinge herbeigeführt hätte, und dafs selbst die Eroberung und Behauptung eines bedeutenden Theils die Franzosen in strategische Verhältnisse geführt hätte, denen ihre Kräfte wahrscheinlich nicht gewachsen waren: so mufste dieses Resultat Einfluſs auf die Beurtheilung der Lage haben, in welcher sich die italiänische Armee befand, und dieselbe zu geringen Hoffnungen berechtigen. Und dies ist es unstreitig, was Bonaparte auch da, als er die hülflose Lage des Erzherzogs ganz übersehen konnte, vermocht hat den Frieden von Campo-Formio auf Bedingungen abzuschliefsen, die den Oesterreichern keine gröfseren Opfer auferlegten, als den Verlust von Pro-

vinzen, die sie auch nach dem glücklichsten Feldzuge nicht wieder erobert haben würden. Aber selbst auf diesen mäfsigen Frieden von Campo-Formio hätten die Franzosen nicht rechnen, und sie hätten ihn also nicht zum Zweck ihres kühnen Vorschreitens machen können, wenn nicht zwei Betrachtungen anzustellen gewesen wären; die erste besteht in der Frage, welchen Werth die Oesterreicher auf jedes der beiden Resultate gelegt haben würden, ob sie dieselben trotz der Wahrscheinlichkeit eines endlichen glücklichen Erfolges, welcher in beiden für sie lag, der Opfer werth gefunden haben würden, die mit ihnen, d. i. mit der Fortsetzung des Krieges, verbunden waren, und die sie durch einen Frieden auf nicht zu nachtheilige Bedingungen vermeiden konnten. Die zweite Betrachtung besteht in der andern Frage, ob die österreichische Regierung die letzten möglichen Erfolge ihres fortgesetzten Widerstandes gehörig erwägen und sich nicht von dem Eindruck der augenblicklichen Mifsverhältnisse zur Muthlosigkeit fortreifsen lassen würde.

Die Betrachtung, welche den Gegenstand der ersten Frage bildet, ist nicht etwa eine müfsige Spitzfindigkeit, sondern von so entschiedenem praktischen Gewicht, dafs sie jedesmal vorkommt, wenn ein auf das Aeufserste gerichteter Plan vorliegt, und sie ist es, welche die Ausführung solcher Pläne am häufigsten verhindert.

Die zweite Betrachtung ist eben so nothwendig, denn man führt den Krieg nicht mit einem abstrakten Gegner, sondern mit einem wirklichen, den man immer im Auge haben mufs. Und gewifs hat dem kühnen Bonaparte dieser Gesichtspunkt nicht gefehlt, d. h. nicht das Vertrauen, welches er in den Schrecken setzte, der seinem Schwerte voranging. Dasselbe Vertrauen führte ihn im Jahre 1812 nach Moskau. Hier hat es ihn im Stich gelassen; der Schrecken hatte sich in den gigantischen Kämpfen schon etwas abgenutzt; im Jahre 1797 war er allerdings noch neu, und das Geheimnifs von der Stärke eines bis aufs Aeufserste gerichteten Widerstandes noch unerfunden, aber nichts desto weniger würde ihn auch im Jahre 1797 seine Kühnheit zu einem negativen Resultat geführt haben, wenn er nicht, wie gesagt, im Vorgefühl davon den mäfsigen Frieden von Campo-Formio als Ausweg gewählt hätte.

Wir müssen diese Betrachtung hier abbrechen; sie wird hinreichen, um als Beispiel den weiten Umfang, die Mannichfaltigkeit und die Schwierigkeit zu zeigen, welche eine kritische Betrachtung bekommen kann, wenn man bis zu den letzten Zwecken hinaufsteigt, d. h. wenn man von Mafsregeln grofser und entscheidender Art spricht, die nothwendig bis so weit hinaufreichen müssen. Es wird aus derselben hervorgehen, dafs aufser der theoretischen Einsicht in den Gegenstand das natürliche Talent auch einen grofsen Einflufs auf den Werth einer kritischen Betrachtung haben mufs, denn von diesem wird es hauptsächlich abhängen, das Licht in den Zusammenhang der Dinge zu tragen und von den zahllosen Verknüpfungen der Begebenheiten die wesentlichen zu unterscheiden.

Aber das Talent wird noch auf eine andere Art in Anspruch genommen. Die kritische Betrachtung ist nicht blos eine Prüfung der wirklich angewen-

deten Mittel, sondern aller möglichen, die also erst angegeben, d. h. erfunden werden müssen, und man kann ja überhaupt nie ein Mittel tadeln, wenn man nicht ein anderes als das bessere anzugeben weifs. Wie klein nun auch die Zahl der möglichen Kombinationen in den meisten Fällen sein mag, so ist doch nicht zu läugnen, dafs das Aufstellen der nicht gebrauchten keine blofse Analyse vorhandener Dinge, sondern eine selbstthätige Schöpfung ist, welche sich nicht vorschreiben läfst, sondern von der Fruchtbarkeit des Geistes abhängt.

Wir sind weit entfernt, das Feld grofser Genialität da zu sehen, wo sich alles auf sehr wenige praktisch mögliche und sehr einfache Kombinationen zurückführen läfst; wir finden es unbeschreiblich lächerlich, das Umgehen einer Stellung der Erfindung wegen als einen Zug grofser Genialität zu betrachten, wie so oft vorgekommen ist, aber nichts desto weniger ist dieser Akt schöpferischer Selbstthätigkeit nothwendig, und der Werth kritischer Betrachtung wird durch ihn wesentlich mitbestimmt.

Als Bonaparte am 30. Juli 1796 den Entschluſs faſste, die Belagerung Mantuas aufzuheben, um den zum Entsatz heranrückenden getrennten feindlichen Kolonnen mit vereinter Kraft entgegen zu gehen und sie einzeln zu schlagen, erschien dies als der sicherste Weg zu glänzenden Siegen. Diese Siege sind wirklich erfolgt und haben sich bei den späteren Entsatzversuchen mit demselben Mittel noch glänzender wiederholt. Man hört darüber nur eine Stimme, die der ungetheilten Bewunderung.

Gleichwohl konnte Bonaparte am 30. Juli diesen Weg nicht einschlagen, ohne den Gedanken an die Belagerung Mantuas ganz aufzugeben, weil es unmöglich war, den Belagerungstrain zu retten, und ein zweiter in diesem Feldzuge nicht zu beschaffen war. In der That verwandelte sich die Belagerung in eine blofse Einschliefsung, und der Platz, der bei fortgesetzter Belagerung sehr bald gefallen sein würde, widerstand trotz aller Siege Bonapartes im freien Felde noch sechs Monate.

Die Kritik hat dies als ein ganz unvermeidliches Uebel angesehen, weil sie keinen besseren Weg des Widerstandes anzugeben wufste. Der Widerstand gegen einen anrückenden Entsatz innerhalb einer Circumvallationslinie war so in Verruf und Verachtung gekommen, dafs dieses Mittel dem Auge ganz entrückt war. Gleichwohl hatte es zur Zeit Ludwigs XIV. so sehr oft seinen Zweck erfüllt, dafs es nur eine Modeansicht zu nennen ist, wenn es keinem Menschen einfiel, dafs es hundert Jahre später wenigstens mit in Betracht kommen könnte. Hätte man diese Möglichkeit gestattet, so würde die nähere Untersuchung der Verhältnisse ergeben haben, dafs 40,000 Mann der besten Infanterie von der Welt, welche Bonaparte in einer Circumvallationslinie vor Mantua aufstellen konnte, bei einer starken Verschanzung die 50,000 Oesterreicher, welche Wurmser zum Entsatz anführte, so wenig zu fürchten hatten, dafs diese schwerlich auch nur einen Versuch zum Angriff auf ihre Linien gemacht haben würden. Wir wollen uns hier auf keinen näheren Beweis dieser Behauptung einlassen, wir glauben aber genug gesagt zu haben, um diesem Mittel das Recht der Mitbewerbung zu verschaffen. Ob Bonaparte

im Handeln selbst an dieses Mittel gedacht hat, wollen wir nicht entscheiden; in seinen Memoiren und den übrigen gedruckten Quellen findet sich davon keine Spur; die ganze spätere Kritik hat nicht daran gedacht, weil der Blick sich von dieser Maſsregel ganz entwöhnt hatte. Das Verdienst, an dieses Mittel zu erinnern, ist nicht groſs, denn man braucht sich nur von der Anmaſsung einer Modeansicht loszumachen, um darauf zu kommen; aber es ist doch nothwendig, daſs man darauf komme, um es in Betracht zu ziehen und mit dem Mittel, welches Bonaparte anwendete, zu vergleichen. Wie das Resultat dieser Vergleichung auch ausfallen möge, die Kritik darf sie nicht versäumen.

Als Bonaparte im Februar 1814 von der Blücherschen Armee, nachdem er sie in den Gefechten von Etoges, Champ-Aubert, Montmirail u. s. w. besiegt hatte, abliefs, um sich wieder gegen Schwarzenberg zu wenden, und dessen Corps bei Monterau und Mormant schlug: war Jedermann voll Bewunderung, weil Bonaparte gerade in diesem Hin- und Herwerfen seiner Hauptmacht einen glänzenden Gebrauch von dem Fehler machte, welcher in dem getrennten Vorgehen der Verbündeten lag; wenn ihn diese glänzenden Schläge nach allen Seiten hin nicht gerettet haben, so, meint man, war es wenigstens nicht seine Schuld. Niemand hat bis jetzt die Frage gethan, was der Erfolg gewesen sein würde, wenn er sich nicht von Blücher wieder gegen Schwarzenberg gewendet, sondern seine Stöfse ferner gegen Blücher gerichtet und Diesen bis an den Rhein verfolgt hätte. Wir halten uns überzeugt, daſs ein gänzlicher Umschwung des Feldzugs eingetreten, und die groſse Armee statt nach Paris zu gehen, über den Rhein zurückgekehrt wäre. Wir verlangen nicht, daſs man diese Ueberzeugung mit uns theile, aber daſs die Kritik diese Alternative mit zur Sprache bringen muſste, wird kein Sachverständiger bezweifeln, sobald sie einmal genannt ist.

Hier lag das zur Vergleichung zu stellende Mittel auch viel näher als im vorigen Fall; gleichwohl ist es versäumt worden, weil man einer einseitigen Richtung blind folgte und keine Unbefangenheit hatte.

Aus der Nothwendigkeit, für ein gemiſsbilligtes Mittel das bessere anzugeben, ist diejenige Art von Kritik entstanden, die fast allein gebraucht wird, nämlich sich mit der bloſsen Angabe des vermeintlich besseren Verfahrens zu begnügen und den eigentlichen Beweis schuldig zu bleiben. Die Folge ist, daſs nicht Jedermann überzeugt wird, daſs Andere es eben so machen, und daſs dann Streit entsteht, der ohne allen Anhalt für das Räsonnement ist. Die ganze Kriegsliteratur strotzt von diesen Dingen.

Der Beweis, den wir fordern, ist überall nöthig, wo der Vorzug des vorgeschlagenen Mittels nicht so evident ist, daſs er keinen Zweifel zuläſst, und er besteht darin, daſs jedes der beiden Mittel seiner Eigenthümlichkeit nach untersucht und mit dem Zweck verglichen werde. Hat man die Sache so auf einfache Wahrheiten zurückgeführt, so muſs der Streit endlich aufhören, oder er führt wenigstens zu neuen Resultaten, während bei der andern Art das pro und contra sich immer rein verzehren.

Wollten wir z. B. uns nicht damit begnügen und in dem von uns zu-

letzt aufgestellten Fall beweisen, dafs das unablässige Verfolgen Blüchers besser gewesen wäre, als das Umkehren gegen Schwarzenberg, so würden wir uns auf folgende einfache Wahrheiten stützen.

1. Im Allgemeinen ist es vortheilhafter, die Stöfse in einer Richtung fortzusetzen, als die Kraft hin- und herzuwerfen, weil dieses Hin- und Herwerfen Zeitverlust mit sich bringt, und weil da, wo die moralische Kraft schon durch bedeutende Verluste geschwächt ist, neue Erfolge leichter zu erhalten sind, man also auf diese Weise nicht einen Theil des erhaltenen Uebergewichts unbenutzt läfst.
2. Weil Blücher, obgleich schwächer als Schwarzenberg, doch wegen seines Unternehmungsgeistes der Bedeutendere war, in ihm also mehr der Schwerpunkt lag, der das Uebrige in seine Richtung mit fortreifst.
3. Weil die Verluste, die Blücher erlitten hatte, einer Niederlage gleich zu achten und dadurch ein solches Uebergewicht Bonapartes über ihn entstanden war, dafs der Rückzug bis an den Rhein kaum zweifelhaft sein konnte, weil sich auf dieser Linie keine namhaften Verstärkungen befanden.
4. Weil kein anderer möglicher Erfolg sich so furchtbar ausgenommen, sich der Phantasie in einer solchen Riesengestalt gezeigt haben würde, dies aber bei einem unentschlossenen, zaghaften Armeekommando, wie das Schwarzenbergsche notorisch war, als eine grofse Hauptsache angesehen werden mufste. Was der Kronprinz von Würtemberg bei Monterau, der Graf Wittgenstein bei Mormant eingebüfst, das mufste der Fürst Schwarzenberg ziemlich genau kennen; was hingegen Blücher auf seiner ganz abgesonderten und getrennten Linie von der Marne bis an den Rhein für Unglücksfälle erlebt hätte, würde ihm nur durch die Schneelawine des Gerüchts zugekommen sein. Die verzweiflungsvolle Richtung, welche Bonaparte Ende März auf Vitry nahm, um zu versuchen, was eine angedrohte strategische Umgehung für eine Wirkung auf die Verbündeten hervorbringen würde, war offenbar auf das Princip des Schreckens gegründet, aber unter ganz anderen Umständen, nachdem er bei Laon und Arcis gescheitert war, und Blücher sich mit 100,000 Mann bei Schwarzenberg befand.

Es wird freilich Leute geben, die durch diese Gründe nicht überzeugt werden, aber sie werden uns wenigstens nicht erwiedern können: „Indem Bonaparte durch sein Nachdringen gegen den Rhein die Basis Schwarzenbergs bedrohte, bedrohte Schwarzenberg Paris, also die Basis Bonapartes"; weil wir durch unsere Gründe oben beweisen wollten, dafs Schwarzenberg nicht daran gedacht haben würde, auf Paris zu marschiren.

In dem von uns berührten Beispiel aus dem Feldzuge von 1796 würden wir sagen: Bonaparte sah den Weg, welchen er einschlug, als den sichersten an, die Oesterreicher zu schlagen; wäre er das auch gewesen, so war doch der Zweck, welcher dadurch erreicht wurde, ein leerer Waffenruhm, der auf den Fall von Mantua kaum einen merklichen Einfluſs haben konnte. Der Weg, welchen wir einschlagen wollten, war in unsren Augen viel sicherer,

um den Entsatz zu verhindern; aber wenn wir auch in dem Sinn des französischen Feldherrn ihn nicht dafür hielten, sondern die Sicherheit des Erfolges als geringer ansehen wollten, so würde die Frage darauf zurückgeführt sein, dafs in dem einen Falle ein mehr wahrscheinlicher, aber fast unbrauchbarer, also sehr geringer, in dem andern ein nicht ganz wahrscheinlicher, aber viel gröfserer Erfolg in die Wagschale zu legen war. Stellt man die Sache auf diese Weise, so hätte die Kühnheit sich für die zweite Lösung erklären müssen, was, die Sache oberflächlich betrachtet, gerade umgekehrt war. Bonaparte hatte gewifs nicht die weniger kühne Absicht, und es ist nicht zu bezweifeln, dafs er sich die Natur des Falles nicht bis zu dem Grade deutlich gemacht und die Folgen so, wie wir sie aus der Erfahrung kennen gelernt haben, übersehen hat.

Dafs die Kritik sich bei der Betrachtung der Mittel oft auf die Kriegsgeschichte berufen mufs, ist natürlich, denn in der Kriegskunst ist die Erfahrung mehr werth, als alle philosophische Wahrheit. Aber dieser geschichtliche Beweis hat freilich seine eigenen Bedingungen, die wir in einem besondern Kapitel erwähnen werden, und leider werden diese Bedingungen so selten erfüllt, dafs die historische Bezugnahme meistens nur dazu beiträgt, die Verwirrung der Begriffe noch gröfser zu machen.

Jetzt haben wir noch einen wichtigen Gegenstand zu betrachten, nämlich in wie weit es der Kritik gestattet oder selbst zur Pflicht gemacht ist, bei der Beurtheilung eines einzelnen Falles von ihrer bessern Uebersicht der Dinge und also auch von dem, was der Erfolg bewiesen hat, Gebrauch zu machen; oder wann und wo sie genöthigt ist, von diesen Dingen zu abstrahiren, um sich ganz genau in die Lage des Handelnden zu versetzen.

Wenn die Kritik Lob und Tadel über den Handelnden aussprechen will, so mufs sie allerdings suchen sich genau in seinen Standpunkt zu versetzen, d. h. alles zusammenstellen, was er gewufst, und was sein Handeln motivirt hat, dagegen von allem absehen, was der Handelnde nicht wissen konnte oder nicht wufste, also vor allen Dingen auch vom Erfolg. Allein das ist nur ein Ziel, nach dem man streben, das man aber nie ganz erreichen kann; denn niemals liegt der Stand der Dinge, von welchem eine Begebenheit ausgeht, genau so vor dem Auge der Kritik, wie er vor dem Auge des Handelnden lag. Eine Menge kleiner Umstände, die auf den Entschlufs Einflufs haben konnten, sind verloren gegangen, und manches subjektive Motiv ist nie zur Sprache gekommen. Die letzteren lernt man nur aus den Memoiren der Handelnden oder ihnen sehr vertrauter Personen kennen, und in solchen Memoiren werden die Dinge oft in einer sehr breiten Manier behandelt, auch wohl absichtlich nicht aufrichtig erzählt. Es mufs also der Kritik immer vieles abgehen, was dem Handelnden gegenwärtig war.

Von der andern Seite ist es noch schwerer, dafs sie von dem absehe, was sie zu viel weifs. Leicht ist dies nur in Beziehung auf alle zufälligen, d. h. in den Verhältnissen selbst nicht begründeten Umstände, die sich eingemischt haben, sehr schwer aber und nie vollkommen zu erreichen bei allen wesentlichen Dingen.

Sprechen wir zuerst von dem Erfolg. Ist er nicht aus zufälligen Dingen

hervorgegangen, so ist es fast unmöglich, dafs seine Kenntnifs nicht auf die Beurtheilung der Dinge Einfluſs habe, aus denen er hervorgegangen, denn wir sehen ja diese Dinge in seinem Licht und lernen sie zum Theil erst durch ihn ganz kennen und würdigen. Die Kriegsgeschichte ist mit allen ihren Erscheinungen für die Kritik selbst eine Quelle der Belehrung, und es ist ja natürlich, dafs sie die Dinge mit eben dem Lichte beleuchtet, das ihr aus der Betrachtung des Ganzen geworden ist. Müfste sie also in manchen Fällen die Absicht haben, durchaus davon abzusehen, so würde ihr das doch nie vollkommen gelingen.

Aber so verhält es sich nicht blos mit dem Erfolg, also mit dem, was erst später eintritt, sondern auch mit dem schon Vorhandenen, also den Daten, welche das Handeln bestimmen. Die Kritik wird deren in den meisten Fällen mehr haben, als der Handelnde; nun sollte man glauben, es sei leicht, davon ganz abzusehen, und doch ist es nicht so. Die Kenntnifs der vorhergegangenen und gleichzeitigen Umstände beruht nämlich nicht blos auf bestimmten Nachrichten, sondern auf einer grofsen Zahl von Vermuthungen oder Voraussetzungen, ja es ist von den Nachrichten über nicht ganz zufällige Dinge fast keine, der nicht schon eine Voraussetzung oder Vermuthung vorausgegangen wäre, durch welche die gewisse Nachricht, wenn sie ausbleibt, vertreten wird. Nun ist es begreiflich, dafs die spätere Kritik, welche alle vorhergegangenen und gleichzeitigen Umstände faktisch kennt, dadurch nicht bestochen werden sollte, wenn sie sich fragt, was sie in dem Augenblick des Handelns von den nicht bekannten Umständen für wahrscheinlich gehalten haben würde. Wir behaupten, dafs hier eine vollkommene Abstraktion eben so unmöglich ist, wie bei dem Erfolg, und zwar aus denselben Gründen.

Wenn also die Kritik über einen einzelnen Akt des Handelns Lob oder Tadel aussprechen will, so wird es ihr immer nur bis auf einen gewissen Punkt gelingen, sich in die Stellung des Handelnden zu versetzen. In sehr vielen Fällen wird sie es bis auf einen für das praktische Bedürfnifs genügenden Grad können, in manchen Fällen aber durchaus nicht, und das mufs man nicht aus den Augen verlieren.

Aber es ist weder nothwendig, noch wünschenswerth, dafs die Kritik sich ganz mit dem Handelnden identifizire. Im Kriege, wie überhaupt im kunstfertigen Handeln, wird eine ausgebildete natürliche Anlage gefordert, die man Virtuosität nennt. Diese kann grofs und klein sein. In dem ersten Falle kann sie leicht die des Kritikers übersteigen; denn welcher Kritiker wollte behaupten, die Virtuosität eines Friedrich oder Bonaparte zu besitzen! Soll also die Kritik sich nicht jedes Ausspruchs über ein grofses Talent enthalten, so mufs es ihr gestattet sein, von dem Vortheile ihres gröfsern Horizontes Gebrauch zu machen. Die Kritik kann also einem grofsen Feldherrn die Lösung seiner Aufgabe nicht mit denselben Daten wie ein Rechenexempel nachrechnen, sondern sie mufs, was in der höheren Thätigkeit seines Genies gegründet war, erst durch den Erfolg, durch das sichere Zutreffen der Erscheinungen bewundernd erkennen und den wesentlichen Zusammenhang, den der Blick des Genies ahnte, erst faktisch kennen lernen.

Aber für jede, auch die kleinste Virtuosität ist es nöthig, dafs die Kritik

sich auf einem höheren Standpunkt befinde, damit sie, reich an objektiven Entscheidungsgründen, so wenig subjektiv als möglich sei, und ein beschränkter Geist des Kritikers sich nicht selbst zum Mafsstabe mache.

Diese höhere Stellung der Kritik, ihr Lob und Tadel nach völliger Einsicht der Sache, hat auch an sich nichts, was unser Gefühl verletzt, sondern bekommt es erst dann, wenn der Kritiker sich persönlich hervordrängt und in einem Ton spricht, als wenn alle die Weisheit, die ihm durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, sein eigenthümliches Talent wäre. So grob dieser Betrug ist, so spielt ihn die Eitelkeit doch leicht, und es ist natürlich, dafs er bei Andern Unwillen erregt. Noch öfter aber liegt eine solche persönliche Ueberhebung gar nicht in der Absicht des Kritikers, wird aber, wenn er sich nicht ausdrücklich dagegen verwahrt, von dem Leser dafür genommen, und da entsteht denn auf der Stelle die Klage über Mangel an Beurtheilungskraft,

Wenn also die Kritik einem Friedrich oder Bonaparte Fehler nachweist, so ist damit nicht gesagt, dafs Der, welcher die Kritik übt, sie nicht gemacht haben würde; er könnte sogar einräumen, dafs er in der Stelle dieser Feldherren viel gröfsere hätte machen können, sondern er kennt diese Fehler aus dem Zusammenhange der Dinge und fordert von der Sagacität des Handelnden, dafs er sie hätte sehen sollen.

Dies ist also ein Urtheil durch den Zusammenhang der Dinge und also auch durch den Erfolg. Aber es giebt noch einen ganz andern Eindruck des Erfolges auf dasselbe, nämlich wenn er ganz einfacherweise als Beweis für oder gegen die Richtigkeit einer Mafsregel gebraucht wird. Dieses kann man das Urtheil nach dem Erfolg nennen. Ein solches Urtheil nun scheint auf den ersten Anblick ganz unbedingt verwerflich, und doch ist es wieder nicht.

Als Bonaparte 1812 nach Moskau zog, kam alles darauf an, ob er durch die Eroberung dieser Hauptstadt und das, was vorhergegangen war, den Kaiser Alexander zum Frieden bewegen würde, wie er ihn 1807 nach der Schlacht bei Friedland, und den Kaiser Franz 1805 und 1809 nach den Schlachten von Austerlitz und Wagram dazu bewogen hatte; denn wenn er den Frieden in Moskau nicht erhielt, so blieb ihm nichts als das Umkehren, d. h. nichts als eine strategische Niederlage übrig. Wir wollen davon absehen, was Bonaparte gethan hatte, um nach Moskau zu kommen, und ob dabei nicht schon vieles, wodurch dem Kaiser Alexander der Entschlufs zum Frieden gegeben werden konnte, verfehlt war; wir wollen auch von den zerstörenden Umständen absehen, von denen der Rückzug begleitet war, und die ihre Ursache vielleicht schon in der Führung des ganzen Feldzuges hatten. Immer wird die Frage dieselbe bleiben; denn wie viel glänzender auch das Resultat des Feldzuges bis Moskau hätte sein können, es blieb doch immer ungewifs, ob der Kaiser Alexander durch dasselbe in den Frieden hineingeschreckt werden würde; und wenn der Rückzug auch keine solche Vernichtungsprinzipien in sich getragen hätte, er konnte nie etwas Anderes als eine grofse strategische Niederlage sein. Ging der Kaiser Alexander einen nachtheiligen Frieden ein, so gehörte der Feldzug von 1812 in die Reihe der

Feldzüge von Austerlitz, Friedland und Wagram. Aber auch diese Feldzüge hätten ohne den Frieden wahrscheinlich zu ähnlichen Katastrophen geführt. Welche Kraft, Geschicklichkeit und Weisheit also der Welteroberer auch angewendet haben mochte, diese letzte Frage an das Schicksal blieb überall dieselbe. Soll man nun die Feldzüge von 1805, 1807 und 1809 verwerfen und um des Feldzuges von 1812 wegen behaupten, sie seien alle ein Werk der Unklugheit, der Erfolg sei gegen die Natur der Dinge, und im Jahre 1812 habe sich endlich die strategische Gerechtigkeit gegen das blinde Glück Luft gemacht? Das wäre eine sehr gezwungene Ansicht, ein tyrannisches Urtheil, für welches man den Beweis bis zur Hälfte schuldig bleiben müfste, weil kein menschlicher Blick im Stande ist, den Faden des nothwendigen Zusammenhanges der Dinge bis zu dem Entschlufs der besiegten Fürsten zu verfolgen.

Noch weniger kann man sagen, der Feldzug von 1812 verdiente eben den Erfolg wie die andern, und, dafs er ihn nicht hatte, liege in etwas Ungehörigem, denn man wird die Standhaftigkeit Alexanders nicht als etwas Ungehöriges betrachten können.

Was ist natürlicher, als zu sagen: in den Jahren 1805, 1807 und 1809 hat Bonaparte seine Gegner richtig beurtheilt, im Jahre 1812 hat er sich geirrt; damals also hat er Recht gehabt, diesmal Unrecht, und zwar Beides, weil es der Erfolg so lehrt.

Alles Handeln im Kriege ist, wie wir schon gesagt haben, nur auf wahrscheinliche, nicht auf gewisse Erfolge gerichtet; was an der Gewifsheit fehlt, mufs überall dem Schicksal oder Glück, wie man es nennen will, überlassen bleiben. Freilich kann man fordern, dafs dies so wenig als möglich sei, aber nur in Beziehung auf den einzelnen Fall: nämlich, so wenig als in diesem einzelnen Fall möglich, nicht aber, dafs man den Fall, bei welchem die Ungewifsheit am geringsten ist, immer vorziehen müfste; das wäre ein ungeheurer Verstofs, wie das aus allen unsren theoretischen Ansichten hervorgehen wird. Es giebt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist.

In allem nun, was der Handelnde dem Schicksal überlassen mufs, scheint sein persönliches Verdienst ganz aufzuhören und also auch seine Verantwortlichkeit; nichts destoweniger können wir uns eines innern Beifalls nicht enthalten, so oft die Erwartung zutrifft, und wir fühlen, wenn sie fehlschlug, ein Mifsbehagen des Verstandes, und mehr soll das Urtheil von Recht und Unrecht auch nicht bedeuten, das wir aus dem blofsen Erfolg entnehmen, oder vielmehr das wir in ihm finden.

Aber es ist nicht zu verkennen, dafs das Wohlgefallen, welches unser Verstand am Zutreffen, das Mifsfallen, das er am Verfehlen hat, doch auf dem dunklen Gefühle beruht, dafs zwischen diesem dem Glück zugeschriebenen Erfolg und dem Genius des Handelnden ein feiner, dem Auge des Geistes unsichtbarer Zusammenhang bestehe, der uns in der Voraussetzung Vergnügen macht. Was diese Ansicht beweist, ist, dafs unser Antheil steigt, zu einem bestimmteren Gefühle wird, wenn das Treffen und Verfehlen sich bei demselben Handelnden oft wiederholt. So wird es begreiflich, wie das Glück im

Kriege eine viel edlere Natur annimmt, als das Glück im Spiel. Ueberall, wo ein glücklicher Krieger unsere Interessen nicht anderweitig verletzt, werden wir ihn mit Vergnügen auf seiner Bahn begleiten.

Die Kritik wird also, nachdem sie alles, was in das Gebiet menschlicher Berechnung und Ueberzeugung gehört, abgewogen hat, für den Theil, wo der tiefe, geheime Zusammenhang der Dinge sich nicht an sichtbaren Erscheinungen verkörpert, den Ausgang sprechen lassen, und diesen leisen Spruch einer höheren Gesetzgebung auf der einen Seite vor dem Tumult roher Meinungen schützen, indem sie zugleich von der andern Seite die plumpen Mifsbräuche zurückweist, die von dieser höchsten Instanz gemacht werden können.

Dieser Ausspruch des Erfolges mufs also überall erzeugen, was die menschliche Klugheit nicht ermitteln kann, und so werden es denn die geistigen Kräfte und Wirkungen hauptsächlich sein, für die er in Anspruch genommen wird, theils weil sie sich am wenigstens mit Zuverlässigkeit beurtheilen lassen, theils weil sie dem Willen selbst so nahe liegen, dafs sie ihn um so leichter bestimmen. Wo Furcht oder Muth den Entschlufs fortreifsen, da giebt es zwischen ihnen nichts Objektives mehr abzumachen und folglich nichts, wo Klugheit und Berechnung dem wahrscheinlichen Erfolge noch einmal begegnen könnten.

Jetzt müssen wir uns noch einige Betrachtungen über das Instrument der Kritik erlauben, nämlich über die Sprache, deren sie sich bedient, weil diese dem Handeln im Kriege gewissermafsen zur Seite bleibt; denn die prüfende Kritik ist ja nichts als die Ueberlegung, welche dem Handeln vorhergehen soll. Wir halten es darum für etwas höchst Wesentliches, dafs die Sprache der Kritik denselben Charakter habe, den das Ueberlegen im Kriege haben mufs; sonst würde sie aufhören praktisch zu sein und der Kritik keinen Eingang in das Leben verschaffen.

Wir haben in unserer Betrachtung über die Theorie der Kriegführung gesagt, dafs sie den Geist der Führer im Kriege erziehen, oder vielmehr bei seiner Erziehung leiten soll, dafs sie nicht bestimmt ist, ihn mit positiven Lehren und Systemen auszurüsten, die er wie Instrumente des Geistes gebrauchen könnte. Ist aber im Kriege zur Beurtheilung eines vorliegenden Falles niemals die Konstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien nothwendig, oder auch nur zulässig, tritt die Wahrheit da nicht in systematischer Gestalt auf, wird sie nicht mittelbar, sondern unmittelbar durch den natürlichen Blick des Geistes gefunden: so mufs es auch in der kritischen Betrachtung also sein.

Zwar haben wir gesehen, dafs sie überall, wo es zu weitläufig sein würde die Natur der Dinge festzustellen, sich auf die in der Theorie darüber ausgemachten Wahrheiten stützen mufs. Allein so wie im Kriege der Handelnde diesen theoretischen Wahrheiten mehr gehorcht, indem er ihren Geist in den seinigen aufgenommen hat, als indem er sie wie ein äufseres, steifes Gesetz betrachtet: so soll auch die Kritik sich ihrer nicht wie eines fremden Gesetzes oder einer algebraischen Formel bedienen, deren neue Wahrheit für die Anwendung gar nicht aufgeschlossen zu werden braucht, sondern sie soll

diese Wahrheit selbst immer durchleuchten lassen, indem sie nur die genauern und umständlichern Beweise der Theorie überläfst. So vermeidet sie eine geheimnifsvolle, dunkle Sprache und bewegt sich in einfacher Rede, in einer lichten, d. i. immer sichtbaren Vorstellungsreihe fort.

Freilich wird dies nicht immer vollkommen zu erreichen, aber es mufs das Streben der kritischen Darstellung sein. Sie mufs zusammengesetzte Formen der Erkenntnifs so wenig als möglich brauchen und nie sich der Konstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien wie eines eigenen Wahrheitsapparates bedienen, sondern alles durch den natürlichen freien Blick des Geistes ausrichten.

Aber dieses fromme Bestreben, wenn wir uns den Ausdruck erlauben dürfen, ist leider bisher in den wenigsten kritischen Betrachtungen herrschend gewesen, die meisten sind vielmehr von einer gewissen Eitelkeit zum Ideenprunk fortgezogen worden.

Das erste Uebel, auf das wir häufig stofsen, ist eine unbehülfliche, ganz unzulässige Anwendung gewisser einseitiger Systeme als einer förmlichen Gesetzgebung. Aber es ist nie schwer, die Einseitigkeit eines solchen Systems zu zeigen, und das braucht man nur zu thun, um ein- für allemal seinen richterlichen Spruch verworfen zu haben. Man hat es hier mit einem bestimmten Gegenstande zu thun, und da die Zahl möglicher Systeme am Ende doch nur klein sein kann, so sind sie an sich auch nur das kleinere Uebel.

Viel gröfser ist der Nachtheil, der in dem Hofstaat von Terminologieen, Kunstausdrücken und Metaphern liegt, den die Systeme mit sich schleppen, und der wie loses Gesindel, wie der Trofs eines Heeres, von seinem Prinzipal loslassend, sich überall umhertreibt. Wer unter den Kritikern sich nicht zu einem ganzen System erhebt, entweder weil ihm keins gefällt, oder weil er nicht so weit gekommen ist, eins ganz kennen zu lernen, Der will wenigstens ein Stückchen davon gelegentlich wie ein Lineal anlegen, um zu zeigen, wie fehlerhaft der Gang des Feldherrn war. Die Meisten können gar nicht räsonniren, ohne ein solches Fragment wissenschaftlicher Kriegslehre hier und da als Stützpunkt zu brauchen. Die kleinsten dieser Fragmente, die in bloſsen Kunstwörtern und Metaphern bestehen, sind oft nichts als Verschönerungsschnörkel der kritischen Erzählung. Nun liegt es in der Natur der Sache, dafs alle Terminologieen und Kunstausdrücke, welche einem Systeme angehören, ihre Richtigkeit, wenn sie dieselbe wirklich hatten, verlieren, sobald sie, herausgerissen aus demselben, wie allgemeine Axiome gebraucht werden sollen, oder wie kleine Wahrheitskrystalle, die mehr Beweiskraft haben, als die schlichte Rede.

So ist es denn gekommen, dafs unsere theoretischen und kritischen Bücher statt einer schlichten, einfachen Ueberlegung, bei welcher der Autor wenigstens immer weifs, was er sagt, und der Leser, was er liest, wimmelnd voll sind von diesen Terminologieen, die dunkle Kreuzpunkte bilden, an denen Leser und Autor von einander abkommen. Aber sie sind oft noch etwas viel Schlimmeres; sie sind oft hohle Schalen ohne Kern. Der Autor selbst weifs nicht mehr deutlich, was er dabei denkt, und beruhigt sich mit den dunk-

len Vorstellungen, die ihm bei der einfachen Rede selbst nicht genügen würden.

Ein drittes Uebel der Kritik ist der Mifsbrauch historischer Beispiele und das Prunken mit Belesenheit. Was die Geschichte der Kriegskunst ist, darüber haben wir uns schon ausgesprochen, und wir werden unsre Ansicht über Beispiele und über die Kriegsgeschichte überhaupt noch in besondern Kapiteln entwickeln. Ein Faktum, welches blos im Fluge berührt wird, kann zur Vertretung der entgegengesetztesten Ansichten gebraucht werden, und drei oder vier, die aus den entferntesten Zeiten oder Ländern, aus den ungleichartigsten Verhältnissen herbeigeschleppt und zusammen gehäuft werden, zerstreuen und verwirren das Urtheil meistens, ohne die mindeste Beweiskraft zu haben; denn wenn sie bei Lichte betrachtet werden, so ist es meistens nur Plunder, und die Absicht des Autors, mit Belesenheit zu prunken.

Was kann aber mit diesen dunklen, halbwahren, verworrenen, willkürlichen Vorstellungen für das praktische Leben gewonnen werden? So wenig, dafs die Theorie vielmehr dadurch, so lange sie besteht, ein wahrer Gegensatz der Praxis und nicht selten der Spott Derer geworden ist, denen im Felde eine grofse Tüchtigkeit nicht abzusprechen war.

So hätte es aber unmöglich sein können, wenn sie in einfacher Rede und natürlicher Betrachtung der Gegenstände, welche die Kriegführung ausmachen, dasjenige festzustellen gesucht hätte, was sich feststellen läfst, wenn sie ohne falsche Ansprüche und ungehörigen Pomp wissenschaftlicher Formen und historischer Zusammenstellungen dicht bei der Sache geblieben und mit Leuten, die im Felde durch den natürlichen Blick ihres Geistes die Dinge leiten sollen, Hand in Hand gegangen wäre.

Sechstes Kapitel.

Ueber Beispiele.

Historische Beispiele machen alles klar und haben nebenher in Erfahrungswissenschaften die beste Beweiskraft. Mehr als irgendwo ist dies in der Kriegskunst der Fall. Der General Scharnhorst, welcher in seinem Taschenbuche über den eigentlichen Krieg am besten geschrieben hat, erklärt die historischen Beispiele für das Wichtigste in dieser Materie und er macht einen bewunderungswürdigen Gebrauch davon. Hätte er den Krieg, in welchem er fiel, überlebt, so würde der vierte Theil seiner umgearbeiteten Artillerie uns einen noch schönern Beweis gegeben haben, mit welchem Geist der Beobachtung und Belehrung er die Erfahrung durchdrang.

Aber ein solcher Gebrauch von historischen Beispielen wird nur selten von den theoretischen Schriftstellern gemacht; vielmehr ist die Art, wie sie

sich derselben bedienen, meistens nur geeignet, den Verstand nicht allein unbefriedigt zu lassen, sondern sogar zu verletzen. Wir halten es daher für wichtig, den rechten Gebrauch und den Mifsbrauch der Beispiele besonders ins Auge zu fassen.

Unstreitig gehören die der Kriegskunst zu Grunde liegenden Kenntnisse zu den Erfahrungswissenschaften; denn wenn sie auch gröfstentheils aus der Natur der Dinge hervorgehen, so mufs man doch diese Natur selbst meistens erst durch die Erfahrung kennen lernen; aufserdem aber wird die Anwendung durch so viele Umstände modifizirt, dafs die Wirkungen nie aus der blofsen Natur des Mittels vollständig erkannt werden können.

Die Wirkung des Pulvers, dieses grofsen Agens für unsre kriegerische Thätigkeit, ist blos durch die Erfahrung erkannt worden, und noch zu dieser Stunde ist man unaufhörlich beschäftigt, sie durch Versuche genauer zu erforschen. Dafs eine eiserne Kugel, der man durch das Pulver eine Geschwindigkeit von 1000 Fufs in der Sekunde gegeben hat, alles zerschmettert, was sie von lebenden Wesen in ihrem Lauf berührt, versteht sich freilich von selbst, es bedarf dazu keiner Erfahrung, aber wie viele hundert Nebenumstände bestimmen diese Wirkung genauer, die zum Theil nur durch die Erfahrung erkannt werden können! Und die physische Wirkung ist ja nicht die einzige, die wir zu beachten haben; die moralische ist es, welche wir suchen, und es giebt kein anderes Mittel, diese kennen und schätzen zu lernen, als die Erfahrung. Im Mittelalter, als die Feuerwaffen eben erst erfunden waren, war ihre physische Wirkung der unvollkommenen Einrichtung wegen natürlich viel geringer als jetzt, ihre moralische war aber viel gröfser. Man mufs die Standhaftigkeit eines jener Haufen, die Bonaparte in seinem Eroberungsdienste erzogen und angeführt hat, im stärksten und anhaltendsten Geschützfeuer gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, was eine in langer Uebung der Gefahr gestählte Truppe leisten kann, die durch eine reiche Siegesfülle zu dem edlen Satze gelangt ist, an sich selbst die höchsten Forderungen zu machen. In der blofsen Vorstellung würde man es nie glauben. Von der andern Seite ist es eine bekannte Erfahrung, dafs es noch heute in den europäischen Heeren Truppen giebt, deren Haufen durch ein Paar Kanonenschüsse leicht zerstreut werden.

Aber keine Erfahrungswissenschaft, und folglich auch nicht die Theorie der Kriegskunst, ist im Stande, ihre Wahrheiten immer von den historischen Beweisen begleiten zu lassen; zum Theil würde es auch schwer sein, die Erfahrung in den einzelnen Erscheinungen nachzuweisen. Findet man im Kriege, dafs irgend ein Mittel sich sehr wirksam gezeigt hat, so wird es wiederholt; Einer macht es dem Andern nach, es wird förmlich Mode, und auf diese Weise kommt es, auf die Erfahrung gestützt, in Gebrauch und nimmt seinen Platz in der Theorie ein, die dabei stehen bleibt, sich im Allgemeinen auf die Erfahrung zu berufen, um seinen Ursprung anzudeuten, nicht aber, um es zu beweisen.

Ganz anders ist es aber, wenn die Erfahrung gebraucht werden soll, um ein gebräuchliches Mittel zu verdrängen, ein zweifelhaftes festzustellen oder

ein neues einzuführen; dann müssen einzelne Beispiele aus der Geschichte zum Beweise aufgestellt werden.

Wenn man nun den Gebrauch eines historischen Beispiels näher betrachtet, so ergeben sich dafür vier leicht zu treffende Gesichtspunkte.

Zuerst kann man dasselbe als eine bloſse Erläuterung des Gedankens gebrauchen. Es ist nämlich bei jeder abstrakten Betrachtung sehr leicht, falsch oder auch gar nicht verstanden zu werden; wo der Autor dies fürchtet, dient ein historisches Beispiel dazu, dem Gedanken das fehlende Licht zu geben, und zu sichern, daſs Autor und Leser bei einander bleiben.

Zweitens kann es als eine Anwendung des Gedankens dienen, weil man bei einem Beispiel Gelegenheit hat, die Behandlung derjenigen kleineren Umstände zu zeigen, die bei dem allgemeinen Ausdruck des Gedankens nicht alle mit aufgefaſst werden konnten; denn darin besteht ja der Unterschied zwischen Theorie und Erfahrung. Diese beiden Fälle sind die des eigentlichen Beispiels; die beiden folgenden gehören zum historischen Beweis.

Drittens kann man sich nämlich auf ein historisches Faktum beziehen, um damit dasjenige, was man gesagt hat, zu belegen. Dies ist in allen Fällen hinreichend, wo man blos die Möglichkeit einer Erscheinung oder Wirkung darthun will.

Endlich kann man viertens aus der umständlichen Darstellung eines historischen Ereignisses und aus der Zusammenstellung mehrerer irgend eine Lehre ziehen, die also in diesem Zeugniſs selbst ihren wahren Beweis findet.

Bei dem ersten Gebrauch kommt es meistens nur auf eine flüchtige Erwähnung des Falles an, weil man ihn nur einseitig benutzt. Es ist dabei selbst die historische Wahrheit eine Nebensache, ein erfundenes Beispiel könnte auch dienen; nur haben historische immer den Vorzug, den Gedanken, welchen sie erläutern, dem praktischen Leben selbst näher zu führen.

Der zweite Gebrauch setzt eine umständlichere Darstellung des Falles voraus; nur ist die Richtigkeit dabei wieder Nebensache, und in dieser Beziehung dasselbe zu sagen, was wir vom ersten Fall gesagt haben.

Beim dritten Gebrauch reicht meistens die bloſse Angabe eines unzweifelhaften Faktums hin. Wenn man die Behauptung aufstellt, daſs verschanzte Stellungen unter gewissen Bedingungen ihren Zweck erfüllen können, so braucht man blos die Stellung von Bunzelwitz zu nennen, um diese Behauptung zu belegen.

Soll aber durch die Darstellung eines historischen Falles irgend eine allgemeine Wahrheit erwiesen werden, so muſs dieser Fall in allem, was Bezug auf die Behauptung hat, genau und umständlich entwickelt, er muſs gewissermaſsen vor dem Auge des Lesers sorgfältig aufgebaut werden. Je weniger dies zu erreichen ist, um so schwächer wird der Beweis, und um so mehr wird es nöthig, was dem einzelnen Falle an Beweiskraft abgeht, durch die Menge der Fälle zu ersetzen, weil man nämlich mit Recht voraussetzt, daſs

die näheren Umstände, die anzugeben man nicht im Stande gewesen ist, in einer gewissen Anzahl von Fällen ihren Wirkungen nach sich ausgeglichen haben werden.

Wenn man aus der Erfahrung beweisen will, dafs die Reiterei besser hinter, als neben dem Fufsvolk steht, dafs es bei nicht entscheidender Uebermacht höchst gefährlich ist, den Gegner sowohl in einer Schlacht als auf dem Kriegstheater, also sowohl taktisch als strategisch, mit getrennten Kolonnen weit zu umfassen: so reicht es in dem ersten Falle nicht hin, einige verlorene Schlachten zu nennen, wo die Reiterei auf den Flügeln, und einige gewonnene, wo sie hinter dem Fufsvolk stand, und in letzterem reicht es nicht hin, an die Schlachten von Rivoli oder Wagram, an die Angriffe der Oesterreicher auf das italienische Kriegstheater 1796, oder der Franzosen auf das deutsche in eben diesem Jahre zu erinnern, sondern es mufs durch eine genaue Verfolgung aller Umstände und der einzelnen Vorgänge dargethan werden, auf welche Weise jene Formen der Stellung und des Angriffs wesentlich zum schlechten Ausgang beigetragen haben. Dann wird sich auch ergeben, in wie weit jene Formen verwerflich sind, was nothwendig mit bestimmt werden mufs, weil eine ganz allgemeine Verwerfung jedenfalls die Wahrheit verletzen würde.

Dafs man, wenn die umständliche Darlegung des Faktums nicht thunlich ist, die fehlende Beweiskraft durch die Anzahl der Beispiele ergänzen kann, haben wir schon eingeräumt, aber es ist nicht zu leugnen, dafs dies ein gefährlicher Ausweg ist, der häufig gemifsbraucht wird. Statt eines sehr umständlich dargelegten Falles begnügt man sich, drei oder vier blos zu berühren und gewinnt dadurch den Schein eines starken Beweises. Aber es giebt Gegenstände, wo ein ganzes Dutzend angeführter Fälle nichts beweist, wenn sie sich nämlich häufig wiederholen und es also eben so leicht ist, ein Dutzend Fälle mit entgegengesetztem Ausgange dawider anzuführen. Wer uns ein Dutzend verlorene Schlachten nennt, in welchen der Geschlagene in getrennten Kolonnen angriff, Dem können wir ein Dutzend gewonnene nennen, wo eben diese Ordnung gebraucht wurde. Man sieht, dafs auf diese Weise kein Resultat zu erreichen wäre.

Wenn man sich diese verschiedenen Verhältnisse überlegt, so wird man einsehen, wie leicht mit Beispielen Mifsbrauch getrieben werden kann.

Ein Ereignifs, das nicht in allen seinen Theilen sorgfältig aufgebaut, sondern im Fluge berührt wird, ist wie ein aus zu grofser Entfernung gesehener Gegenstand, an dem man die Lage seiner Theile nicht mehr unterscheiden kann, und der von allen Seiten ein gleiches Ansehen hat. Wirklich haben solche Beispiele den widersprechendsten Meinungen zur Stütze dienen müssen. Dem einen sind Dauns Feldzüge das Muster weiser Behutsamkeit, dem Andern der Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit. Bonapartes Vordringen über die norischen Alpen im Jahre 1797 kann als die herrlichste Entschlossenheit, aber auch als eine wahre Unbesonnenheit erscheinen; seine strategische Niederlage 1812 kann als Folge eines Uebermafses an Energie, aber auch eines Mangels daran vorgestellt werden. Alle diese Meinungen sind vorgekommen, und man begreift wohl, wie sie haben entstehen können, weil

jede sich den Zusammenhang der Dinge anders gedacht hat. Gleichwohl können diese widersprechenden Meinungen nicht miteinander bestehen, und eine von beiden mufs also nothwendig unwahr sein.

So sehr viel Dank wir dem vortrefflichen Feuquières für die zahlreichen Beispiele schuldig sind, mit welchen er seine Memoiren ausgerüstet hat, theils weil dadurch eine Menge historischer Nachrichten auf uns gekommen sind, die wir sonst entbehren würden, theils weil er dadurch zuerst eine sehr nützliche Annäherung theoretischer, d. h. abstrakter Vorstellungen an das praktische Leben bewirkt hat, insofern die angeführten Fälle als Erläuterung und nähere Bestimmung der theoretischen Behauptung zu betrachten sind: so hat er doch den Zweck, welchen er sich meistens dabei vorsetzt: die theoretischen Wahrheiten historisch zu erweisen, schwerlich bei einem unbefangenen Leser unserer Zeit erreichen können. Denn wenn er auch die Ereignisse zuweilen mit Umständlichkeit erzählt, so fehlt doch viel daran, dafs aus ihrem innern Zusammenhange die gezogenen Folgerungen nothwendig hervorgingen.

Aber das blofse Berühren von historischen Ereignissen hat noch den andern Nachtheil, dafs ein Theil der Leser diese Ereignisse nicht hinreichend kennt oder im Gedächtnifs hat, um sich auch nur das dabei denken zu können, was sich der Autor dabei gedacht hat, so dafs für sie nichts übrig bleibt, als sich imponiren zu lassen oder ohne alle Ueberzeugung zu bleiben.

Es ist allerdings sehr schwer, geschichtliche Ereignisse so vor den Augen des Lesers aufzubauen oder sich zutragen zu lassen, wie es nöthig ist, um sie als Beweise gebrauchen zu können; denn es fehlt den Schriftstellern meistens eben so sehr an den Mitteln als an Zeit und Raum dazu; wir behaupten aber, dafs, wo es auf die Feststellung einer neuen oder einer zweifelhaften Meinung ankommt, ein einziges gründlich dargestelltes Ereignifs belehrender ist, als zehn blos berührte. Das Hauptübel dieser oberflächlichen Berührung liegt nicht darin, dafs der Schriftsteller sie mit dem falschen Anspruch giebt, durch sie etwas beweisen zu wollen, sondern dafs er diese Ereignisse nie ordentlich kennen gelernt hat, und dafs aus dieser oberflächlichen, leichtsinnigen Behandlung der Geschichte dann hundert falsche Ansichten und theoretische Projektmachereien entstehen, die nie zum Vorschein gekommen wären, wenn der Schriftsteller die Verpflichtung hätte, alles, was er Neues zu Markt bringt und aus der Geschichte beweisen will, aus dem genauen Zusammenhang der Dinge unzweifelhaft hervorgehen zu lassen.

Hat man sich von diesen Schwierigkeiten bei dem Gebrauch historischer Beispiele und von der Nothwendigkeit dieser Forderung überzeugt, so wird man auch der Meinung sein, dafs die neueste Kriegsgeschichte immer das natürlichste Feld für die Wahl der Beispiele sein mufs, insoweit sie nur hinreichend bekannt und bearbeitet ist.

Nicht nur dafs entferntere Perioden andern Verhältnissen angehören, also auch einer andern Kriegführung, und dafs also ihre Ereignisse weniger lehrreich und praktisch für uns sind, sondern es ist auch natürlich, dafs die Kriegs-Geschichte wie jede andere nach und nach eine Menge von kleinen Zügen und Umständen einbüfst, die sie Anfangs noch aufzuweisen hatte, dafs sie immer mehr an Farben und Leben verliert, wie ein ausgeblafstes

oder nachgedunkeltes Bild, so dafs zuletzt nur noch die grofsen Massen und einzelne Züge zufällig stehen bleiben, die dadurch ein übertriebenes Gewicht bekommen.

Betrachten wir den Zustand der jetzigen Kriegführung, so müssen wir uns sagen, dafs es hauptsächlich die Kriege bis zu dem österreichischen Erbfolgekriege sind, welche, wenigstens in der Bewaffnung, noch eine grofse Aehnlichkeit mit den heutigen haben, und die, wenn sich auch sonst in den grofsen und kleinen Verhältnissen viel geändert hat, den heutigen Kriegen doch noch nahe genug stehen, um viel Belehrung aus ihnen zu ziehen. Ganz anders ist es schon mit dem spanischen Erbfolgekriege, wo das Feuergewehr noch nicht so ausgebildet, und die Reiterei noch die Hauptwaffe war. Je weiter man zurückgeht, um so unbrauchbarer wird die Kriegsgeschichte, wie sie zugleich um so ärmer und dürftiger wird. Am unbrauchbarsten und dürftigsten mufs die Geschichte der alten Völker sein.

Aber diese Unbrauchbarkeit ist freilich keine absolute, sondern sie bezieht sich nur auf Gegenstände, die von der Kenntnifs der genauen Umstände oder von denjenigen Dingen abhängen, in welchen sich die Kriegführung geändert hat. Wie wenig wir auch von dem Hergange der Schlachten der Schweizer gegen die Oesterreicher, Burgunder und Franzosen unterrichtet sind, so finden wir doch in diesen zuerst die Ueberlegenheit eines guten Fufsvolks gegen die beste Reiterei mit den stärksten Zügen ausgesprochen. Ein allgemeiner Blick auf die Zeit der Condottieri lehrt uns, wie die ganze Kriegführung von dem Instrument abhängig ist, dessen man sich bedient, denn zu keiner andern Zeit hatten die im Kriege gebrauchten Streitkräfte so den Charakter eines eigenthümlichen Instruments und waren so von dem übrigen Staats- und Volksleben getrennt. Die merkwürdige Art, wie Rom im zweiten punischen Kriege Carthago durch einen Angriff in Spanien und Afrika bekämpfte, während Hannibal in Italien noch unbesiegt war, kann ein Gegenstand sehr lehrreicher Betrachtung sein, weil die allgemeinen Verhältnisse der Staaten und Heere, auf denen die Wirksamkeit dieses indirekten Widerstandes beruhte, noch hinreichend bekannt sind.

Aber je weiter die Dinge in das Einzelne hinuntersteigen und sich von den allgemeinsten Verhältnissen entfernen, um so weniger können wir die Muster und Erfahrungen in sehr entfernten Zeiten aufsuchen, denn wir sind weder im Stande, die entsprechenden Ereignisse gehörig zu würdigen, noch auf unsere ganz veränderten Mittel anzuwenden.

Es ist aber leider zu allen Zeiten die Neigung der Schriftsteller sehr grofs gewesen, die Begebenheiten des Alterthums im Munde zu führen. Wir wollen unentschieden lassen, wie viel Antheil Eitelkeit und Charlatanerie daran haben können, aber wir vermissen dabei meistens die redliche Absicht und das eifrige Bestreben, zu belehren und zu überzeugen, und können solche Allusionen dann nur für Zierrathen halten, mit denen Lücken und Fehler bedeckt werden sollen.

Unendlich grofs wäre das Verdienst, den Krieg in lauter historischen Beispielen zu lehren, wie Feuquières sich vorgesetzt hatte; aber es wäre reichlich das Werk eines ganzen Menschenlebens, wenn man bedenkt, dafs

Der, welcher es unternimmt, doch erst durch eine eigene, lange Kriegserfahrung dazu ausgerüstet sein mufs.

Wer von innern Kräften angeregt, sich ein solches Werk vorsetzen will, Der rüste sich zu dem frommen Unternehmen wie zu einer weiten Pilgerfahrt aus. Er opfere Zeit und scheue keine Anstrengung, er fürchte keine zeitliche Gewalt und Gröfse, er erhebe sich über eigene Eitelkeit und falsche Scham, um nach dem Ausdruck des französischen Codex die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit[1]).

Schlufsbemerkungen zu den beiden ersten Büchern.

Die beiden ersten Bücher können in ihrer Gesammtheit als jener im ersten Satze des Buches für nothwendig erklärte, jetzt wesentlich erweiterte „Ausblick auf das Ganze vom Kriege" betrachtet werden. Was nunmehr zunächst in den fünf folgenden Büchern von der „Strategie", dem „Gefecht", den „Streitkräften", der „Vertheidigung" und dem „Angriff" gesagt wird, ist ein Eingehen auf die „Elemente, Theile und Glieder", deren „innerer Zusammenhang" dann endlich im achten Buch vom Kriegsplan abschliefsend betrachtet wird.

Von den beiden ersten Büchern bietet das erste eine Uebersicht über die Gesammtheit des Stoffes, das zweite eine Uebersicht über die Behandlungsweise desselben auf allgemein wissenschaftlicher Grundlage.

Das erste Buch über die Natur des Krieges betrachtet im ersten Kapitel wiederum in Form einer Uebersicht zunächst den historisch-gewordenen Krieg in seiner Gesammterscheinung, indefs das zweite Kapitel die materiellere, die übrigen Kapitel die geistigere Seite beleuchten; wie sehr dabei diese letztere in den Vordergrund tritt, geht schon aus dem Uebergewichte des ihrer Behandlung zugewiesenen Raumes hervor.

Das zweite Buch „über die Theorie des Krieges" giebt gleichfalls zunächst eine Gesammtübersicht über die Eintheilung des Stoffes und sondert dabei von vornenherein dasjenige aus, was nicht in die eigentliche Kriegskunst — in die Anwendung der fertig gestellten Mittel — gehört. Eine kurze historisch-polemische Betrachtung leitet den Blick hinüber auf die Schwierigkeiten der Theorie; weiter wird dann aber auch die Möglichkeit ihrer Ueberwindung gezeigt, um endlich mit der Anweisung des richtigen Platzes an das kritische Geschichtsstudium des Krieges zu schliefsen.

Der Gesammtinhalt beider Bücher läfst keinen Zweifel darüber aufkommen, welcher Natur die Theorie sein wird, die uns in den folgenden Büchern geboten werden soll.

---

[1]) Wieder ist, wie in dem vierten Kapitel das Fundament aller Theorie, so in dem fünften und sechsten Kapitel mit vollendeter Meisterschaft die Grundlage für alle kriegsgeschichtlichen Studien gelegt und dem Geiste, der diese Wege wandeln will, die Richtung vorgezeichnet, in welcher allein er Nutzen daraus zu ziehen hoffen kann.

Es ist der Krieg in seiner höchsten Gestalt, der Krieg des Feldherrn möchte man sagen, der uns vorgeführt werden soll und in welchem auf den Krieg der Unterführer nur grade soweit eingegangen wird, als es unerläfslich nothwendig erscheint, weil eben der Feldherr — der Unterführer bedarf!

Offenbar ist das der weitere, ja der weiteste, Gesichtskreis, unter welchem man eine Kriegstheorie versuchen kann, der also auch als solcher alle engeren Kreise umfassen mufs; die Ziehung dieser engeren Kreise aber defshalb für eine Unmöglichkeit zu erklären, ist auch Clausewitz nicht eingefallen.

Dafs er selbst sie nicht gezogen, mufs man mit Recht bedauern, dafs es aber nicht geschehen, weil er selbst einen solchen Versuch für nicht angängig oder gar für falsch gehalten hätte, ist offenbar ein vollständiges Mifsverständnifs. Der „Entwurf zu dem dem Kronprinzen ertheilten militairischen Unterricht", der — historisch ein Vorläufer der Bücher vom Kriege — demselben angehängt ist, beweist für das Eine, wie das Andere, beweist, dafs es freier Entschlufs, nicht aber Anerkenntnifs der Unzuträglichkeit eines solchen Bemühens gewesen ist, wenn Clausewitz es nicht gethan hat!

Es schien nothwendig, in einer Schlufsbetrachtung zu den beiden ersten Büchern auf diesen Umstand besonders aufmerksam zu machen.

Vorbemerkungen zum dritten Buche.

War es dem ersten und zweiten Buche gegenüber noch allenfalls angängig in resumirenden Rückblicken über einzelne Kapitel oder zusammenfassenden Betrachtungen über das Ganze ein Gesammtbild von der in zusammenhängender Folge sich abspielenden Behandlung des Stoffes zu geben, so hört nunmehr vom dritten Buche an diese Möglichkeit nahezu ganz auf.

Wir betreten das Gebiet der „Werkstücke“ (s. „zur Nachricht“), die bald mehr, bald minder „verarbeitet“, fast wie zufällig in dem Rahmen eines Buches zusammengelegt, nicht aber noch zu einer höheren Einheit in demselben zusammengefugt sind.

Ein Theil dieser Werkstücke scheint besser in einen anderen Rahmen zu passen, wieder andrerseits fehlen Theilstücke, welche zur Ausfüllung des durch die Ueberschrift charakterisirten Inhaltes nothwendigerweise gehört haben würden u. s. f. Die einzelnen Kapitel bilden nicht mehr selbstständige coordinirte Unterabtheilungen der höheren Bucheinheit, sondern stehen (— eine Erscheinung, die übrigens auch schon in den beiden ersten Büchern theilweise Platz gegriffen hat —) oft, die folgenden in einem subordinirten Verhältnisse zu den früheren, und ihre Nummerbezeichnung scheint nur den allgemeinen Zweck einer Foliirung der einzelnen Abhandlungen zu verfolgen.

Der Faden inneren Zusammenhanges reifst häufig ab; wir befinden uns in Mitten der „kurzen, sentenzreichen Kapitel“ (s. Vorrede der Herausgeberin), aus denen nach des Verfassers ursprünglicher Absicht das „ohne vorher gemachten Plan“ entstandene Buch überhaupt nur bestehen sollte. Doppelt nothwendig wird ihnen gegenüber die „Weiterentwickelung“, zu welcher der Autor dadurch den „geistreichen Leser“ anregen wollte.

In diesem Sinne mufs das Studium fortgesetzt werden fast durch den ganzen übrigen Rest des Werkes mit vereinzelten Ausnahmen. Auch das macht ein Stück der „Eigenart“ aus, mit welcher das Clausewitz-Studium betrieben sein will (s. Zur Einführung).

So können die Anmerkungen nur allenfalls die Richtung andeuten, in welcher diese Weiterentwickelung zu verfolgen wäre; resumirende Rückblicke aber werden fast gänzlich unterbleiben müssen, da sie fortan höchstens blos einen verdünnten Abklatsch des Textes bieten würden, ohne die Uebersichtlichkeit zu erleichtern; oder aber jene „Weiterentwickelung“ selbst übernehmen müfsten, die fruchtbringender dem Leser überlassen bleibt!

DRITTES BUCH.

Von der Strategie überhaupt.

Erstes Kapitel.

Strategie.

Der Begriff der Strategie ist festgestellt im zweiten Kapitel[1]) des zweiten Buchs. Sie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges. Sie hat es eigentlich nur mit dem Gefecht zu thun, aber ihre Theorie mufs den Träger dieser eigentlichen Thätigkeit, die Streitkraft an sich und in ihren Hauptbeziehungen, mit betrachten, denn das Gefecht wird durch sie gegeben und äufsert seine Wirkungen wieder zunächst auf sie. Das Gefecht selbst mufs sie in Beziehung auf seine möglichen Erfolge kennen lehren und auf die Kräfte des Geistes und Gemüths, welche bei dem Gebrauch desselben die wichtigsten sind.[2])

Die Strategie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges; sie mufs also dem ganzen kriegerischen Akt ein Ziel setzen, welches dem Zweck desselben entspricht, d. h. sie entwirft den Kriegsplan, und an dieses Ziel knüpft sie die Reihe der Handlungen an, welche zu demselben führen sollen, d. h. sie macht die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und ordnet

---

[1]) Im „ersten Kapitel des zweiten Buches".

[2]) Das Tableau dieser „Betrachtung" würde also sein:

(Die) Strategie (betrachtet)

	(die) Streitkraft	(das) Gefecht	
an sich	in ihren Hauptbeziehungen zum Gefecht,	nach seinen möglichen Erfolgen,	nach den für seinen Gebrauch wichtigsten Kräften des Geistes und Gemüthes,
	im fünften Buche,	im vierten Buche,	im dritten Buche,

mindestens der Hauptsache nach; wobei dann immer nur soviel „Taktisches" einfliefst, als zum Verständnifs unumgänglich nothwendig ist!

in diesen die einzelnen Gefechte an. Da sich alle diese Dinge meistens nur nach Voraussetzungen bestimmen lassen, die nicht alle zutreffen, eine Menge anderer, mehr ins Einzelne gehender Bestimmungen sich aber gar nicht vorher geben lassen, so folgt von selbst, daſs die Strategie mit ins Feld ziehen muſs, um das Einzelne an Ort und Stelle anzuordnen und für das Ganze die Modifikationen zu treffen, die unaufhörlich erforderlich werden. Sie kann also ihre Hand in keinem Augenblick von dem Werke abziehen.

Daſs man dies, wenigstens was das Ganze betrifft, nicht immer so angesehen hat, beweist die frühere Gewohnheit, die Strategie im Kabinet zu haben und nicht bei der Armee, was nur dann zulässig ist, wenn das Kabinet dem Heere so nahe bleibt, daſs es für das groſse Hauptquartier desselben genommen werden kann.

Die Theorie wird also der Strategie in diesem Entwurfe folgen, oder richtiger gesagt, sie wird die Dinge an sich und in ihren Verhältnissen zu einander beleuchten und das Wenige herausheben, was sich als Grundsatz oder Regel ergiebt.

Wenn wir uns aus dem ersten Kapitel erinnern, wie viel Gegenstände der gröſsten Art der Krieg berührt, so werden wir begreifen, daſs die Berücksichtigung aller einen seltenen Blick des Geistes voraussetzt.

Ein Fürst oder Feldherr, welcher seinen Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiſs, nicht zu viel und nicht zu wenig thut, giebt dadurch den gröſsten Beweis seines Genies. Aber die Wirkungen dieser Genialität zeigen sich nicht sowohl in neuerfundenen Formen des Handelns, welche sogleich in die Augen fallen würden, als in dem glücklichen Endresultat des Ganzen. Es ist das richtige Zutreffen der stillen Voraussetzungen, es ist die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, welche wir bewundern sollten, und die sich erst in dem Gesammterfolge verkündet.

Derjenige Forscher, welcher von diesem Gesammterfolg aus jener Harmonie nicht auf die Spur kommt, sucht die Genialität leicht da, wo sie nicht ist und nicht sein kann.

Es sind nämlich die Mittel und Formen, deren sich die Strategie bedient, so höchst einfach, durch ihre beständige Wiederkehr so bekannt, daſs es dem gesunden Menschenverstande nur lächerlich vorkommen kann, wenn er so häufig die Kritik mit einer geschraubten Emphase von ihnen sprechen hört. Eine tausendmal vorgekommene Umgehung wird hier wie der Zug der glänzendsten Genialität, dort der tiefsten Einsicht, ja selbst des umfassendsten Wissens gepriesen. Kann es abgeschmacktere Auswüchse in der Bücherwelt geben?

Immer lächerlicher wird es, wenn man sich noch hinzudenkt, daſs eben diese Kritik nach der gemeinsten Meinung alle moralischen Gröſsen von der Theorie ausschlieſst und es nur mit dem Materiellen zu thun haben will, so daſs alles auf ein Paar mathematische Verhältnisse von Gleichgewicht und Ueberlegenheit, von Zeit und Raum und auf ein Paar Winkel und Linien beschränkt wird. Wäre es nichts als das, so würde sich ja aus solcher Misère kaum eine wissenschaftliche Aufgabe für einen Schulknaben bilden lassen.

Aber gestehen wir nur: es ist hier von wissenschaftlichen Formen und Aufgaben gar nicht die Rede; die Verhältnisse der materiellen Dinge sind alle sehr einfach; schwieriger ist das Auffassen der geistigen Kräfte, die im Spiel sind. Aber auch bei diesen sind die Geistesverwickelungen und die grofse Mannichfaltigkeit der Gröfsen und Verhältnisse nur in den höchsten Regionen der Strategie zu suchen, da wo sie an die Politik und Staatskunst grenzt oder vielmehr beides selbst wird, und da haben sie, wie wir schon gesagt haben, mehr Einfluſs auf das Wieviel und Wiewenig, als auf die Form der Ausführung. Wo diese vorherrscht, wie bei den einzelnen grofsen und kleinen Begebenheiten des Krieges, da sind die geistigen Gröfsen schon auf eine geringe Anzahl zurückgebracht.

So ist denn in der Strategie alles sehr einfach, aber darum nicht auch alles sehr leicht. Ist aus den Verhältnissen des Staates einmal bestimmt, was der Krieg soll und was er kann, so ist der Weg dazu leicht gefunden; aber diesen Weg unverrückt zu verfolgen, den Plan durchzuführen, nicht durch tausend Veranlassungen tausendmal davon abgebracht zu werden, das erfordert aufser einer grofsen Stärke des Charakters eine grofse Klarheit und Sicherheit des Geistes; und von tausend Menschen, die ausgezeichnet sein können, der Eine durch Geist, der Andere durch Scharfsinn, wieder Andere durch Kühnheit oder durch Willensstärke, wird vielleicht nicht Einer die Eigenschaften in sich vereinigen, die ihn in der Bahn des Feldherrn über die Linie des Mittelmäfsigen erheben.

Es klingt sonderbar, ist aber gewifs für Alle, die den Krieg in dieser Beziehung kennen, ausgemacht, dafs zu einem wichtigen Entschluſs in der Strategie viel mehr Stärke des Willens gehört als in der Taktik. In dieser reifst der Augenblick mit fort, der Handelnde fühlt sich in einem Strudel fortgezogen, gegen den er ohne die verderblichsten Folgen nicht ankämpfen darf, er unterdrückt die aufsteigenden Bedenklichkeiten und wagt muthig weiter. In der Strategie, wo alles viel langsamer abläuft, ist den eigenen und fremden Bedenklichkeiten, Einwendungen und Vorstellungen und also auch der unzeitigen Reue viel mehr Raum gegönnt, und da man die Dinge in der Strategie nicht wie in der Taktik wenigstens zur Hälfte mit eigenen leiblichen Augen sieht, sondern alles errathen und vermuthen muſs, so ist auch die Ueberzeugung minder kräftig. Die Folge ist, dafs die meisten Generale, wo sie handeln sollten, in falschen Bedenklichkeiten stecken bleiben.

Jetzt werfen wir einen Blick in die Geschichte; er fällt auf Friedrichs des Grofsen Feldzug von 1760, berühmt durch die schönen Märsche und Manöver, ein rechtes Kunstwerk strategischer Meisterschaft, wie ihn die Kritik uns rühmt. Sollen wir nun da aufser uns gerathen vor Bewunderung, dafs der König nun Dauns rechte Flanke umgehen wollte, nun seine linke, dann wieder die rechte u. s. w.? Sollen wir darin eine tiefe Weisheit sehen? Nein, das können wir nicht, wenn wir natürlich und ohne Ziererei urtheilen wollen. Wir müssen vielmehr zuvörderst des Königs Weisheit bewundern, der, bei seinen beschränkten Kräften ein grofses Ziel verfolgend, nichts unternahm, was diesen Kräften nicht entsprochen hätte, und gerade genug, um

seinen Zweck zu erreichen. Diese Weisheit des Feldherrn ist nicht blos in diesem Feldzuge sichtbar, sondern über alle drei Kriege des grofsen Königs verbreitet.

Schlesien in den sichern Hafen eines wohl garantirten Friedens zu bringen, war sein Zweck.

An der Spitze eines kleinen Staates, der den übrigen Staaten in den meisten Dingen ähnlich und nur durch einige Zweige der Verwaltung vor ihnen ausgezeichnet war, konnte er kein Alexander werden, und als Karl XII. würde er sich wie Jener das Haupt zerschellt haben. Wir finden daher in seiner ganzen Kriegführung jene verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewicht schwebt, die es nie an Nachdruck fehlen läfst, sich im Augenblick grofser Bedrängnifs zum Erstaunenswürdigen erhebt und im nächsten Augenblick wieder ruhig fort oszillirt, um dem Spiel der leisesten politischen Regungen sich unterzuordnen. Weder Eitelkeit, noch Ehrgeiz, noch Rachsucht können ihn von dieser Bahn entfernen, und diese Bahn allein ist es, die ihn an den glücklichen Ausgang des Streites geführt hat.

Wie wenig vermögen diese Paar Worte jene Seite des grofsen Feldherrn zu würdigen; nur wenn man den wunderbaren Ausgang dieses Kampfes sorgfältig ins Auge faſst und den Ursachen nachspürt, die ihn herbeigeführt, wird man von der Ueberzeugung durchdrungen, dafs nur des Königs scharfer Blick ihn glücklich durch alle Klippen geführt hat.

Dies ist die eine Seite, welche wir an diesem grofsen Feldherrn in dem Feldzuge von 1760 und in allen andern bewundern, aber in diesem vorzugsweise, weil er in keinem einer so überlegenen feindlichen Macht mit so geringen Opfern das Gleichgewicht gehalten hat.

Die andere Seite trifft die Schwierigkeit der Ausführung. Die Märsche zu einer Umgehung rechts und links sind leicht entworfen; der Gedanke, sein Häuflein immer dicht beisammen zu halten, um dem zerstreuten Feinde überall gewachsen zu sein, sich mit schnellen Bewegungen zu vervielfältigen, ist eben so leicht gefunden als ausgesprochen; die Erfindung also kann unsre Bewunderung nicht erwecken, und bei so einfachen Dingen bleibt nichts übrig, als zu gestehen, dafs sie einfach sind.

Aber ein Feldherr versuche es einmal, diese Dinge Friedrich dem Grofsen nachzuthun. Lange hinterher haben Schriftsteller, die Augenzeugen waren, von der Gefahr, ja von der Unvorsichtigkeit gesprochen, welche mit des Königs Lägern verbunden gewesen, und wir dürfen nicht zweifeln, dafs im Augenblick, wo er sie nahm, diese Gefahr dreimal so grofs erschien als hinterher.

Eben so war es mit den Märschen unter den Augen, oft unter den Kanonen des feindlichen Heeres. Friedrich der Grofse nahm jene Läger und machte diese Märsche, weil er in Dauns Verfahrungsweise, in seiner Aufstellungsart, seiner Verantwortlichkeit und seinem Charakter diejenige Sicherheit fand, die seine Läger und Märsche gewagt, aber nicht unbesonnen machte. Aber es gehörte des Königs Kühnheit, Entschlossenheit und die Stärke seines Willens dazu, um die Dinge so zu sehen, und nicht von der Gefahr, von welcher man 30 Jahre hinterher noch schreiben und sprechen

konnte, irre gemacht und abgeschreckt zu werden. Wenige Feldherren würden an Ort und Stelle diese einfachen Mittel der Strategie ausführbar geglaubt haben.

Nun wieder eine andere Schwierigkeit der Ausführung: des Königs Armee ist in diesem Feldzuge unaufhörlich in Bewegung. Zweimal zieht sie hinter Daun her und, gefolgt von Lascy, auf schlechten Nebenwegen von der Elbe nach Schlesien (Anfangs Juli und Anfangs August). Sie muss in jedem Augenblick schlagfertig sein und ihre Märsche mit einer Kunst einrichten, die nothwendig eine eben so grofse Anstrengung zur Folge hat. Obgleich von Tausenden von Wagen begleitet und aufgehalten, ist ihre Verpflegung doch nur höchst kümmerlich. In Schlesien ist sie bis zur Schlacht von Liegnitz, 8 Tage lang, in beständige Nachtmärsche verwickelt, immer im Auf- und Niederziehen an der feindlichen Fronte begriffen; — das kostet gewaltige Anstrengungen, das fordert grofse Entbehrungen.

Kann man glauben, dafs sich das alles ohne eine starke Friktion in der Maschine zugetragen habe? Kann der Geist des Feldherrn solche Bewegungen mit der Leichtigkeit hervorbringen, wie die Hand des Feldmessers die Bewegungen des Astrolabiums? Durchschneidet nicht der Anblick dieser Mühseligkeiten der armen hungernden und durstenden Kampfgenossen tausendmal das Herz der Führer und des obersten Führers? Kommen nicht die Klagen und Bedenklichkeiten darüber an sein Ohr? Hat ein gewöhnlicher Mensch Muth, dergleichen zu begehren, und werden solche Anstrengungen nicht unvermeidlich den Geist des Heeres herunterbringen, seine Ordnung lösen, kurz seine militärische Tugend untergraben, wenn nicht ein mächtiges Vertrauen zu der Gröfse und Unfehlbarkeit des Feldherrn alles gut macht? — Hier also ist es, wo man Respekt haben soll; diese Wunder der Ausführung sind es, welche wir bewundern müssen. Alles dies aber fühlt sich mit seinem ganzen Gewicht nur, wenn man durch die Erfahrung einen Vorschmack davon bekommen; wer den Krieg nur aus Büchern und von Exerzierplätzen kennt, für Den ist im Grunde dieses ganze Gegengewicht des Handelns nicht vorhanden; er möge daher, was ihm aus eigener Erfahrung nicht werden kann, von uns auf Treu und Glauben annehmen.

Wir haben durch dieses Beispiel dem Gange unserer Vorstellungen mehr Klarheit geben wollen und eilen nun zum Schlufs dieses Kapitels zu sagen, dafs wir in unserer Darstellung der Strategie diejenigen einzelnen Gegenstände derselben, welche uns die wichtigsten scheinen, sie mögen nun materieller oder geistiger Natur sein, auf unsere Weise charakterisiren, von dem Einzelnen zum Zusammengesetzten fortschreiten und mit dem Zusammenhang des ganzen kriegerischen Aktes, d. h. mit dem Kriegs- und Feldzugsplan, schliefsen werden[3]).

---

[3]) So dafs also die Ueberschrift des dritten Buches, eigentlich die Ueberschrift für die ganze Fortsetzung des Werkes abgiebt, zu welcher die beiden ersten Bücher gewifsermafsen im Verhältnifs einer Einleitung stehen!

Was aber bis jetzt von der „Strategie überhaupt“ gesagt ist, resumirt sich in dem kurzen Satze, dafs „in derselben formal Alles aufserordentlich einfach, das Geheimnifs des Genies aber in der zweckentsprechenden Oekonomie der Kräfte und in der Konsequenz der Durchführung zu suchen ist“.

Anmerk. In dem Manuscript einer früheren Bearbeitung des zweiten Buches befinden sich folgende Stellen von der Hand des Verfassers mit der Bezeichnung: „Für das erste Kapitel des dritten Buches zu benutzen.“ Die beabsichtigte Umarbeitung dieses Kapitels unterblieb, man giebt daher die erwähnten Stellen ihrem vollen Inhalte nach.

Durch die bloſse Aufstellung von Streitkräften auf einem Punkt wird ein Gefecht daselbst blos möglich, und nicht immer findet es wirklich statt. Ist nun jene Möglichkeit schon als Realität zu betrachten, also ein wirkliches Ding? Allerdings. Sie wird es durch ihre Folgen, und diese Wirkungen, welche sie auch sein mögen, können niemals fehlen.

1. Mögliche Gefechte sind der Folgen wegen als wirkliche zu betrachten.

Wenn man einen Haufen absendet, um dem fliehenden Feinde den Rückweg zu versperren, und er sich darauf ergiebt, ohne weiter zu fechten, so ist es doch nur das Gefecht, welches ihm dieser abgesandte Haufe anbietet, wodurch sein Entschluſs hervorgebracht ist.

Wenn ein Theil unseres Heeres eine feindliche Provinz besetzt, die ohne Vertheidigung war, und dem Feinde dadurch beträchtliche Kräfte zur Ergänzung seines Heeres entzieht, so ist es nur das Gefecht, welches dieser abgesandte Theil den Feind vorhersehen läſst, im Fall er die Provinz wieder nehmen wollte, wodurch wir im Besitz derselben bleiben.

In beiden Fällen hat also die bloſse Möglichkeit des Gefechts Folgen gehabt und ist dadurch in die Reihe der wirklichen Dinge getreten. Gesetzt, der Feind hätte in beiden Fällen unseren Corps andere entgegengestellt, denen sie nicht gewachsen wären, und sie dadurch bewogen, ohne Gefecht ihren Zweck aufzugeben, so ist zwar unser Zweck verfehlt, aber das Gefecht, welches wir dem Feinde auf diesem Punkte anboten, darum doch nicht ohne Wirkung geblieben, denn es hat die feindlichen Kräfte herbeigezogen. Selbst dann, wenn uns das ganze Unternehmen zum Schaden gereicht, kann man nicht sagen, daſs jene Aufstellungen, jene möglichen Gefechte ohne Wirkung geblieben seien; diese Wirkungen sind dann denen eines verlorenen Gefechtes ähnlich.

Auf diese Weise zeigt sich, daſs die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und die Niederwerfung der feindlichen Macht nur durch die Wirkungen des Gefechts geschehen, sei es, daſs es wirklich stattfinde, oder daſs es blos angeboten und nicht angenommen werde.

2. Doppelter Zweck des Gefechts.

Aber diese Wirkungen sind auch doppelter Art: unmittelbare und mittelbare[4]). Das Letztere sind sie, wenn andere Gegenstände sich einschieben und

---

[4]) „unmittelbare“ — Kampf! „mittelbare“ Gefecht und — Schlacht!

Zweck des Gefechts werden, die nicht schon an sich als Vernichtung feindlicher Streitkräfte angesehen werden können, sondern erst dazu führen sollen, zwar mit einem Umweg, aber mit um so gröfserer Gewalt. Der Besitz von Provinzen, Städten, Festungen, Strafsen, Brücken, Magazinen u. s. w. kann der nächste Zweck eines Gefechts sein, aber niemals der letzte. Immer müssen diese Gegenstände nur als Mittel zu gröfserer Ueberlegenheit angesehen werden, um dem Gegner zuletzt in solcher Lage das Gefecht anzubieten, dafs es ihm unmöglich ist, dasselbe anzunehmen[5]). Es sind also alle diese Dinge nur als Zwischenglieder, gleichsam als Leiter des wirksamen Prinzips anzusehen, niemals als das wirksame Prinzip selbst.

3. Beispiel.

Als man im Jahre 1814 Bonapartes Hauptstadt eingenommen hatte, war der Zweck des Krieges erreicht. Die politischen Spaltungen, welche ihre Wurzel in Paris hatten, traten in Wirksamkeit, und ein ungeheurer Rifs liefs die Macht des Imperators in sich zusammensinken. Nichts desto weniger ist man genöthigt, alles dies unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, dafs dadurch die Streitkraft und die Widerstandsfähigkeit Bonapartes plötzlich sehr vermindert, die Ueberlegenheit der Verbündeten also in eben dem Mafse erhöht, und nun jeder fernere Widerstand unmöglich wurde. Diese Unmöglichkeit war es, die den Frieden mit Frankreich gab. Denkt man sich die Streitkräfte in diesem Augenblick durch äufsere Umstände in eben dem Mafse verringert, — verschwindet die Ueberlegenheit, so verschwindet auch die ganze Wirkung und Wichtigkeit der Einnahme von Paris.

Wir haben diese Vorstellungsreihe durchlaufen, um zu zeigen, dafs dies die natürliche und einzig wahre Ansicht von der Sache ist, woraus sich ihre Wichtigkeit ergiebt. Sie führt unaufhörlich zu der Frage zurück: welches wird in jedem Augenblick des Krieges und des Feldzuges der wahrscheinliche Erfolg der grofsen und kleinen Gefechte sein, die beide Theile einander anzubieten haben? Nur diese Frage entscheidet bei dem Durchdenken eines Feldzugs- oder Kriegsplans über die Mafsregeln, die man von vornherein zu nehmen hat.

4. Sieht man es nicht so an, so giebt man andern Dingen einen falschen Werth.

Gewöhnt man sich nicht, den Krieg und im Kriege den einzelnen Feldzug als eine Kette zu betrachten, die aus lauter Gefechten zusammengesetzt ist, von denen eins immer das andere herbeiführt, giebt man sich der Vorstellung hin, dafs die Einnahme gewisser geographischer Punkte, die Besitznahme unvertheidigter Provinzen an sich etwas sei, so ist man auch nahe daran, es als einen Vortheil zu betrachten, den man beiher einstecken könne, und indem man es so, und nicht als ein Glied in der ganzen Reihe der Begebenheiten betrachtet, frägt man sich nicht, ob dieser Besitz nicht später zu gröfseren Nachtheilen führen wird. Wie oft finden wir diesen Fehler

[5]) Müfste es nicht richtiger heifsen „demselben auszuweichen“?

in der Kriegsgeschichte wieder. Man möchte sagen: so wie der Negociant den Gewinn einer einzelnen Unternehmung nicht bei Seite und in Sicherheit bringen kann, so kann auch im Kriege ein einzelner Vortheil nicht von dem Erfolg des Ganzen gesondert werden. So wie Jener immer mit der ganzen Masse seines Vermögens wirken mufs, eben so wird im Kriege nur die endliche Summe über den Vortheil und Nachtheil des Einzelnen entscheiden [6]).

Ist aber der Blick des Geistes immer auf die Reihe der Gefechte gerichtet, so weit sie sich vorher übersehen läfst, so ist er auch immer auf dem geraden Wege zum Ziele, und dabei bekommt die Bewegung der Kraft diejenige Geschwindigkeit, d. h. Wollen und Handeln diejenige Energie, die der Sache gemäfs und nicht von fremdartigen Einflüssen gestört ist.

Zweites Kapitel.

Elemente der Strategie.

Man kann die in der Strategie den Gebrauch des Gefechtes bedingenden Ursachen füglich in Elemente verschiedener Art abtheilen, nämlich in die moralischen, die physischen, die mathematischen, die geographischen und die statistischen Elemente [1]).

In die Klasse der ersteren würde alles gehören, was durch geistige Eigenschaften und Wirkungen hervorgerufen wird; in die zweite Klasse die Gröfse der Streitkräfte, ihre Zusammensetzung, das Verhältnifs der Waffen u. s. w.; in die dritte Klasse die Winkel der Operationslinien, die konzentrischen und excentrischen Bewegungen, insofern ihre geometrische Natur einen Werth in der Rechnung bekommt; in die vierte der Einfluſs der Gegend, als: dominirende Punkte, Gebirge, Flüsse, Wälder, Straſsen; in die fünfte endlich die Mittel des Unterhalts u. s. w. Daſs man sich diese Elemente einmal getrennt denke, hat sein Gutes, um Klarheit in die Vorstellungen zu bringen

---

[6]) Diese „endlose Summe“ ist dargestellt durch die zusammenhängende Kette von: Kampf, Gefecht, Schlacht!

[1]) Diese verschiedenen „Elemente“, welche die „Ursachen“ eines Gefechtes bedingen, werden durch das „intellectuelle Element“ zusammengefafst.

Die „moralischen“ Elemente werden in den Kapiteln 3—7 behandelt, die wieder als „Ergänzungen“ zum dritten Kapitel ersten Buches betrachtet werden können.

Von den „physischen“ Elementen handeln die Kapitel 8—14; von den „mathematischen“, in welchen bis zu einem gewissen Grade wieder die „geographischen und statistischen“ (als Basisbeziehungen) mit einbegriffen sind, die Kapitel 15—18.

Der Vortheil „diese Elemente einmal getrennt zu durchdenken“ wird anerkannt; die „Analyse“ soll aber trotzdem nicht weiter getrieben werden, als es „jedesmal zur Verständlichkeit des Gedankens nothwendig ist.“

In dieser Behandlungsweise steht Clausewitz als unübertroffenes Muster da; sein bleibendes Verdienst gipfelt in der überzeugenden Art und Weise, wie er diesen „moralischen Potenzen“ ihren so einflufsreichen Platz angewiesen und gewahrt hat, welchen sie unter den „Dingen im Kriege“ einnehmen!

und um den gröfseren oder geringeren Werth dieser verschiedenen Klassen gleich im Vorbeigehen zu schätzen. Denn indem man sie sich getrennt denkt, verlieren manche von selbst die erborgte Wichtigkeit; man fühlt z. B. gleich deutlich, dafs der Werth einer Operationsbasis, wenn man von derselben auch nichts als die Lage der Operationslinien betrachten wollte, doch in dieser einfachen Gestalt immer noch viel weniger von dem geometrischen Element der Winkel abhängt, die sie miteinander bilden, als von der Beschaffenheit der Wege und der Gegend, durch welche sie führen.

Wenn man aber die Strategie nach diesen Elementen abhandeln wollte, so wäre das der unglücklichste Gedanke, den man haben könnte, denn diese Elemente sind meistens in den einzelnen kriegerischen Akten vielfach und innig mit einander verbunden; man würde sich in die lebloseste Analyse verlieren und wie in einem bösen Traum würde man ewig umsonst versuchen von diesen abstrakten Grundlagen den Bogen zu den Erscheinungen der wirklichen Welt hinüber zu wölben. Der Himmel behüte einen jeden Theoretiker vor einem solchen Beginnen! Wir wollen uns an die Welt der Totalerscheinungen halten und unsere Analyse nicht weiter treiben, als jedesmal zur Verständlichkeit des Gedankens nothwendig ist, den wir mittheilen wollen, und der uns nicht etwa bei einer spekulativen Untersuchung, sondern durch den Eindruck der Totalerscheinungen des Krieges geworden ist.

Drittes Kapitel.

Moralische Grössen.

Noch einmal müssen wir auf diesen Gegenstand, den wir im dritten Kapitel des zweiten Buches (S. 77)[1]) berührt haben, zurückkommen, weil die moralischen Gröfsen zu den wichtigsten Gegenständen des Krieges gehören. Es sind die Geister, welche das ganze Element des Krieges durchdringen, und die sich an den Willen, der die ganze Masse der Kräfte in Bewegung setzt und leitet, früher und später mit stärkerer Affinität anschliefsen, gleichsam mit ihm in eins zusammenrinnen, weil er selbst eine moralische Gröfse ist. Leider suchen sie sich aller Bücherweisheit zu entziehen, weil sie sich weder in Zahlen, noch in Klassen bringen lassen und gesehen und empfunden sein wollen.

Der Geist und die übrigen moralischen Eigenschaften des Heeres, des Feldherrn, der Regierungen, die Stimmung der Provinzen, in denen der Krieg geführt wird, die moralische Wirkung eines Sieges oder einer Niederlage sind Dinge, die an sich sehr verschiedenartig sind und in ihrer Stellung zu unsrem

---

[1]) Hier waltet ein doppelter Irrthum in Bezug auf Buch- und Seiten-Bezeichnung ob! Es mufs offenbar heifsen: „im dritten Kapitel des ersten Buches (S. 35 ff.)“.

Zweck und unsren Verhältnissen wieder sehr verschiedenartigen Einfluſs haben können.

Wenn sich auch in Büchern darüber wenig oder nichts sagen läſst, so gehören diese Dinge darum doch zur Theorie der Kriegskunst, so gut wie alles Andere, was den Krieg ausmacht. Denn ich muſs es noch einmal sagen: es ist doch eine armselige Philosophie, wenn man nach alter Art seine Regeln und Grundsätze diesseits aller moralischen Gröſsen abschlieſst, und sowie diese erscheinen, die Ausnahmen zu zählen anfängt, die man dadurch gewissermaſsen wissenschaftlich konstituirt, d. h. zur Regel macht; oder wenn man sich dadurch hilft, an das Genie zu appelliren, welches über alle Regeln erhaben sei, wodurch man im Grunde zu verstehen giebt, daſs die Regeln nicht allein für Dummköpfe geschrieben werden, sondern auch wirklich selbst dumm sein müssen[2]).

Wenn die Theorie der Kriegskunst wirklich auch weiter nichts thun könnte, als daſs sie an diese Gegenstände erinnert, daſs sie die Nothwendigkeit darthut, die moralischen Gröſsen in ihrem ganzen Werth zu würdigen und in die Rechnung mit aufzunehmen, so hätte sie ihre Grenzen schon über dieses Reich der Geister ausgedehnt und durch die Feststellung dieser Gesichtspunkte Jeden imvoraus verurtheilt, der sich blos mit dem physischen Verhältniſs der Kräfte vor ihrem Richterstuhl rechtfertigen wollte.

Aber auch um aller übrigen sogenannten Regeln willen darf die Theorie die moralischen Gröſsen nicht aus ihren Grenzen verweisen, weil die Wirkungen der physischen Kräfte mit den Wirkungen der moralischen ganz verschmolzen und nicht wie eine metallische Legirung durch einen chemischen Prozeſs davon zu scheiden sind. Bei jeder auf die physischen Kräfte sich beziehenden Regel muſs der Theorie im Geiste der Antheil vorschweben, den die moralischen Gröſsen dabei haben können, wenn sie sich nicht zu kategorischen Sätzen verleiten lassen soll, die bald zu furchtsam und beschränkt, bald zu anmaſsend und ausgedehnt sind. Selbst die geistlosesten Theorieen haben, sich selbst unbewuſst, in dieses Geisterreich hinüberschweifen müssen; denn es läſst sich z. B. kein Sieg in seinen Wirkungen einigermaſsen erklären, ohne auf die moralischen Eindrücke Rücksicht zu nehmen. Und so sind denn auch die meisten Gegenstände, welche wir in diesem Buche durchlaufen, halb aus physischen, halb aus moralischen Ursachen und Wirkungen zusammengesetzt, und man möchte sagen: die physischen erscheinen fast nur wie das hölzerne Heft, während die moralischen das edle Metall, die eigentliche blank geschliffene Waffe sind.

Am besten wird der Werth der moralischen Gröſsen überhaupt bewiesen und ihr oft unglaublicher Einfluſs gezeigt durch die Geschichte; und dies ist

---

[2]) Es läſst sich aber wohl eine Theorie denken und Clausewitz selbst verfolgt sie, welche weder in den einen noch den anderen „Fehler“ zu verfallen braucht! und weiter wohl noch behaupten, daſs moderne Theorieen im Sinne des nachfolgenden Passus wirklich verfahren und unschuldig daran sind, wenn der „Leser“ aus ihnen nur das „physische Verhältniſs der Kräfte“ herauszufinden vermocht hat und vermag.

der edelste und gediegendste Nahrungsstoff, den der Geist des Feldherrn aus ihr zieht. — Dabei ist zu bemerken, dafs Demonstrationen und kritische Untersuchungen und gelehrte Abhandlungen es weniger sind, als Empfindungen, Totaleindrücke und einzelne sprühende Geistesfunken, die die Weisheitskörner absetzen, welche die Seele befruchten sollen.

Wir könnten die hauptsächlichsten der moralischen Erscheinungen im Kriege durchgehen und mit der Sorgfalt eines fleifsigen Dozenten versuchen, was sich über eine jede Gutes oder Schlechtes beibringen liefse. Aber da man bei dieser Methode nur zu sehr in Gemeinsprüche und Alltäglichkeiten verfällt, während der eigentliche Geist in der Analyse schnell entweicht, so kommt man unvermerkt dazu, Dinge zu erzählen, die jeder Mensch weifs. Wir ziehen es daher vor, hier noch mehr als sonst unvollständig und rhapsodisch zu bleiben[3]), zufrieden, im Allgemeinen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht und den Geist angedeutet zu haben, in welchem die Ansichten in diesem Buche aufgefafst sind.

Viertes Kapitel.

Die moralischen Hauptpotenzen.

Sie sind: die Talente des Feldherrn, kriegerische Tugend des Heeres, Volksgeist desselben. Welcher dieser Gegenstände mehr Werth hat, kann Niemand im Allgemeinen bestimmen, denn es ist schon an sich schwer, von ihrer Gröfse überhaupt etwas auszusagen, und noch schwerer, die Gröfse des einen an der Gröfse des andern abzuwägen. Das Beste ist, keinen gering zu achten, wozu das menschliche Urtheil in seinem etwas grillenhaften Hin- und Herlaufen bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt ist. Es ist besser sich für die unverkennbare Wirksamkeit dieser drei Gegenstände hinlängliche historische Zeugnisse aufzustellen.

Indessen ist es wahr, dafs in der neueren Zeit die Heere der europäischen Staaten ziemlich alle auf denselben Punkt von innerer Fertigkeit und Ausbildung gekommen sind, und dafs das Kriegführen sich, nach einem Ausdruck der Philosophen, so naturgemäfs ausgebildet hat, dabei zu einer

---

[3]) Die nachfolgenden Kapitel „durchgehen“ — mindestens rhapsodisch — diese „moralischen“ Erscheinungen und bringen gar viel Nützliches über „das Gute und Schlechte“ in ihnen bei!

Die erste „Hauptpotenz“: Das „Talent des Feldherrn“ wird nicht näher berührt, da es in früheren Kapiteln zur Genüge abgehandelt erscheinen kann. Die „kriegerische Tugend“ und „der Volksgeist“ des Heeres giebt Veranlassung zu einem interessanten Vergleiche zwischen „stehenden Heeren“ und „Volksbewaffnungen“ und zwischen dem „Geiste der Kühnheit und der Beharrlichkeit“ in ihrem relativen Werthe.

Art Methode geworden ist, die ziemlich alle Heere innehaben, dafs auch von Seiten des Feldherrn auf die Anwendung besonderer Kunstmittel im engeren Sinn (etwa wie Friedrichs des Zweiten schiefe Schlachtordnung) nicht mehr zu rechnen ist. Es ist also nicht zu leugnen, dafs, wie die Sachen jetzt stehen, dem Volksgeist und der Kriegsgewohnheit des Heeres ein um so gröfserer Spielraum bleibt. Ein langer Friede könnte dies wieder ändern.

Der Volksgeist des Heeres (Enthusiasmus, fanatischer Eifer, Glaube, Meinung) spricht sich im Gebirgskriege am stärksten aus, wo Jeder sich selbst überlassen ist bis zum einzelnen Soldaten hinab. Schon darum sind Gebirge für Volksbewaffnungen die besten Kampfplätze.

Kunstvolle Fertigkeit des Heeres und der gestählte Muth, der die Haufen zusammenhält, als wären sie aus einem Gufs, zeigen sich am überlegensten in der freien Ebene.

Das Talent des Feldherrn hat den meisten Spielraum in einer durchschnittenen, hügelreichen Gegend. Im Gebirge ist er zu wenig Herr der einzelnen Theile, und die Leitung aller geht über seine Kräfte; in der freien Ebene ist sie einfach und erschöpft diese Kräfte nicht.

Nach diesen unverkennbaren Wahlverwandtschaften sollten sich die Entwürfe richten.

Fünftes Kapitel.

Kriegerische Tugend des Heeres.

Sie unterscheidet sich von der bloſsen Tapferkeit und noch mehr von dem Enthusiasmus für die Sache des Krieges. Die erstere ist freilich ein nothwendiger Bestandtheil derselben, aber so wie sie, die eine natürliche Anlage des Menschen ist, bei einem Krieger als einem Theil eines Heeres auch aus Gewohnheit und Uebung entstehen kann, so mufs sie bei Diesem auch eine andere Richtung haben als bei andern Menschen. Sie mufs den Trieb nach ungezügelter Thätigkeit und Kraftäufserung verlieren, der ihr im Individuum eigen ist, sich selbst den Forderungen höherer Art: dem Gehorsam, der Ordnung, der Regel und der Methode unterordnen. Der Enthusiasmus für die Sache giebt der kriegerischen Tugend eines Heeres Leben und stärkeres Feuer, aber er ist kein nothwendiger Bestandtheil derselben.

Krieg ist ein bestimmtes Geschäft (und wie allgemein auch seine Beziehung sei, und wenn auch alle waffenfähigen Männer eines Volkes dasselbe trieben, so würde es doch immer ein solches bleiben), verschieden und getrennt von den übrigen Thätigkeiten, die das Menschenleben in Anspruch nehmen. — Von dem Geiste und Wesen dieses Geschäftes durchdrungen sein, die Kräfte, die in ihm thätig sein sollen, in sich üben, erwecken und aufnehmen, das Geschäft mit dem Verstande ganz durchdringen, durch Uebung Sicherheit

und Leichtigkeit in demselben gewinnen, ganz darin aufgehen, aus dem Menschen übergehen in die Rolle, die uns darin angewiesen wird: das ist die kriegerische Tugend des Heeres in dem Einzelnen.

Wie sorgfältig man sich also auch den Bürger neben dem Krieger in einem und demselben Individuum ausgebildet denken, wie sehr man sich die Kriege nationalisiren, und wie weit man sie sich in eine Richtung hinaus denken möge, entgegengesetzt derjenigen der ehemaligen Condottieri: niemals wird man die Individualität des Geschäftsganges aufheben können, und wenn man das nicht kann, so werden auch immer Diejenigen, welche es treiben, und so lange sie es treiben, sich als eine Art von Innung ansehen, in deren Ordnungen, Gesetzen und Gewohnheiten sich die Geister des Krieges vorzugsweise fixiren. Und so wird es auch in der That sein. Man würde also bei der entschiedensten Neigung, den Krieg vom höchsten Standpunkt aus zu betrachten, sehr Unrecht haben, den Innungsgeist (esprit de corps) mit Geringschätzung anzusehen, der mehr oder weniger in einem Heer vorhanden sein kann und mufs. Dieser Innungsgeist giebt in dem, was wir kriegerische Tugend des Heeres nennen, gewissermafsen das Bindemittel ab zwischen den natürlichen Kräften, die in derselben wirksam sind. Es schiefsen an den Geist der Innung die Krystalle kriegerischer Tugend leichter an.

Ein Heer, welches in dem zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht geschreckt wird und der gegründeten den Raum Fufs für Fufs streitig macht, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Uebung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle diese Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen, — ein solches Heer ist vom kriegerischen Geiste durchdrungen.

Man kann sich vorzüglich schlagen wie die Vendéer, und Grofses bewirken wie die Schweizer, die Amerikaner, die Spanier, ohne diese kriegerische Tugend zu entwickeln; man kann sogar glücklich sein an der Spitze stehender Heere, wie Eugen und Marlborough, ohne sich ihres Beistandes vorzüglich zu erfreuen; man soll also nicht sagen, dafs ein glücklicher Krieg ohne sie nicht denkbar sei, und wir machen hierauf besonders aufmerksam, um den Begriff, welchen wir hier aufstellen, mehr zu individualisiren, damit die Vorstellungen nicht im Allgemeinen verschwimmen und man nicht glaube, die kriegerische Tugend sei am Ende eins und alles. So ist es nicht. Die kriegerische Tugend eines Heeres erscheint als eine bestimmte moralische Potenz, die man sich hinwegdenken, deren Einfluſs man also schätzen, — als ein Werkzeug, dessen Kraft man berechnen kann.

Nachdem wir sie so charakterisirt haben, wollen wir versuchen, was sich über ihren Einfluſs sagen läfst und über die Mittel, ihn zu gewinnen.

Die kriegerische Tugend ist für die Theile überall, was der Genius des

Feldherrn für das Ganze ist. Nur das Ganze kann der Feldherr leiten, nicht jeden einzelnen Theil, und wo er den Theil nicht leiten kann, da mufs der kriegerische Geist sein Führer werden. Der Feldherr wird gewählt nach dem Ruf seiner ausgezeichneten Eigenschaften, die vornehmeren Führer grofser Haufen nach sorgfältiger Prüfung; aber diese Prüfung nimmt ab, je tiefer man hinunter steigt, und in eben dem Mafse dürfen wir also weniger auf individuelle Anlagen rechnen; was aber an diesen abgeht, mufs die kriegerische Tugend ersetzen. Eben diese Rolle spielen die natürlichen Eigenschaften eines zum Kriege gerüsteten Volkes: Tapferkeit, Gewandtheit, Abhärtung und Enthusiasmus. Diese Eigenschaften also können den kriegerischen Geist ersetzen und umgekehrt, woraus sich denn Folgendes ergiebt:

1. Die kriegerische Tugend ist nur den stehenden Heeren eigen; sie bedürfen ihrer auch am meisten. Bei Volksbewaffnungen und in Kriegen werden sie durch die natürlichen Eigenschaften ersetzt, die sich da schneller entwickeln.
2. Stehende Heere gegen stehende Heere können ihrer eher entbehren, als stehende Heere gegen Volksbewaffnungen; denn in diesem Falle sind die Kräfte getheilter, und die Theile sich mehr selbst überlassen. Wo das Heer aber zusammengehalten werden kann, nimmt der Genius des Feldherrn eine gröfsere Stelle ein und ersetzt, was dem Geist des Heeres fehlt. Ueberhaupt wird also kriegerische Tugend um so nöthiger, je mehr der Kriegsschauplatz und andere Umstände den Krieg verwickelt machen und die Kräfte zerstreuen.

Die einzige Lehre, welche sich aus diesen Wahrheiten ziehen läfst, ist die, dafs man, wenn einem Heere diese Potenz abgeht, den Krieg so einfach als möglich einzurichten suche oder seine Fürsorge für andere Punkte der Kriegseinrichtung verdoppele und nicht etwa von dem blofsen Namen des stehenden Heeres erwarte, was nur die Sache leisten kann.

Es ist also die kriegerische Tugend des Heeres eine der bedeutendsten moralischen Potenzen im Kriege, und wo sie gefehlt hat, sehen wir entweder eine der andern sie ersetzen, wie die überlegene Gröfse des Feldherrn den Enthusiasmus des Volkes, oder wir finden Wirkungen, die den gemachten Anstrengungen nicht entsprechen. — Wie viel Grofses dieser Geist, diese Gediegenheit des Heeres, diese Veredlung des Erzes bis zum strahlenden Metall schon geleistet, sehen wir an den Macedoniern unter Alexander, den römischen Legionen unter Cäsar, an der spanischen Infanterie unter Alexander Farnese, den Schweden unter Gustav Adolph und Karl XII., den Preufsen unter Friedrich dem Grofsen und den Franzosen unter Bonaparte. Man müfste absichtlich die Augen verschliefsen gegen alle historischen Beweise, wenn man nicht zugeben wollte, dafs die wunderbaren Erfolge dieser Feldherren und ihre Gröfse in den schwierigsten Lagen nur bei einem so potenzirten Heere möglich waren.

Entstehen kann dieser Geist nur aus zwei Quellen, und diese können ihn nur gemeinschaftlich erzeugen. Die erste ist eine Reihe von Kriegen und glücklichen Erfolgen, die andere eine oft bis zur höchsten Anstrengung ge-

triebene Thätigkeit des Heeres. Nur in dieser lernt der Krieger seine Kräfte kennen. Je mehr ein Feldherr gewohnt ist von seinen Soldaten zu fordern, um so sicherer ist er, dafs die Forderung geleistet wird. Der Soldat ist eben so stolz auf überwundene Mühseligkeiten, als auf überstandene Gefahren. Also nur in dem Boden einer beständigen Thätigkeit und Anstrengung gedeiht dieser Keim, aber auch nur im Sonnenlicht des Sieges. Ist er einmal zum starken Baum ausgebildet, so widersteht er den gröfsten Stürmen von Unglück und Niederlage und sogar der trägen Ruhe des Friedens, wenigstens eine Zeit lang. Entstehen kann er also nur im Kriege und unter grofsen Feldherren, aber dauern kann er freilich, wenigstens mehrere Generationen hindurch, auch unter mittelmäfsigen und in beträchtlichen Friedensepochen.

Mit diesem erweiterten und veredelten Bandengeist einer narbenvollen, abgehärteten Kriegerrotte soll man nicht das Selbstgefühl und die Eitelkeit stehender Heere vergleichen, die blos durch den Leim eines Dienst- und Exerzier-Reglements zusammengehalten werden. — Ein gewisser schwerer Ernst und strenge Dienstordnung können die kriegerische Tugend einer Truppe länger erhalten, aber sie erzeugen sie nicht; sie behalten darum immer ihren Werth, aber man soll sie nicht überschätzen. Ordnung, Fertigkeit, guter Wille, auch ein gewisser Stolz und eine vorzügliche Stimmung sind Eigenschaften eines im Frieden erzogenen Heeres, die man schätzen mufs, die aber keine Selbständigkeit haben. Das Ganze hält das Ganze, und wie bei dem zu schnell erkalteten Glase zerbröckelt ein einziger Rifs die ganze Masse. Besonders verwandelt sich die beste Stimmung von der Welt beim ersten Unfall nur zu leicht in Kleinmuth und, man möchte sagen, in eine Art von Grofssprecherei der Angst: das französische sauve qui peut. — Ein solches Heer vermag nur durch seinen Feldherrn etwas, nichts durch sich selbst. Es mufs mit doppelter Vorsicht geführt werden, bis nach und nach in Sieg und Anstrengung die Kraft in die schwere Rüstung hineinwächst. Man hüte sich also, Geist des Heeres mit Stimmung desselben zu verwechseln!

Sechstes Kapitel.

Die Kühnheit.

Welche Stelle und Rolle die Kühnheit einnimmt in dem dynamischen System der Kräfte, wo sie der Vorsicht und Behutsamkeit gegenüber steht, haben wir in dem Kapitel von der Sicherheit des Erfolges gesagt, um damit zu zeigen, dafs die Theorie kein Recht hat, sie unter dem Vorwande ihrer Gesetzgebung einzuschränken.

Aber diese edle Schwungkraft, mit der die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, ist im Kriege auch als ein eigenes, wirksames Prinzip zu betrachten. In der That, in welchem Gebiet menschlicher

Thätigkeit sollte die Kühnheit ihr Bürgerrecht haben, wenn es nicht im Kriege wäre?

Sie ist vom Troſsknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz giebt.

Gestehen wir uns nur: sie hat im Kriege sogar eigene Vorrechte. Ueber den Erfolg des Kalküls mit Raum, Zeit und Gröſse hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der andern zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft. Dies ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie nothwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil Zaghaftigkeit schon ein verlornes Gleichgewicht ist. Nur wo sie auf besonnene Vorsicht trifft, die, man möchte sagen: eben so kühn, in jedem Fall eben so stark und kräftig ist, als sie selbst, muſs sie im Nachtheil sein; das sind aber schon die seltenen Fälle. In der ganzen Schaar der Vorsichtigen befindet sich eine ansehnliche Majorität, die es aus Furchtsamkeit ist.

In dem groſsen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachtheil anderer Kräfte gereichen kann, weil der groſse Haufen durch die Rahmen und Gefüge der Schlachtordnung und des Dienstes an einen höheren Willen gebunden und also von fremder Einsicht geleitet wird. Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer gespannte Federkraft.

Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto nothwendiger wird es, daſs der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daſs sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoſs der Leidenschaft sei; denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung Anderer und die Wohlfahrt eines groſsen Ganzen daran. Was also bei dem groſsen Haufen die zur zweiten Natur gewordene Dienstordnung regelt, das muſs in dem Führer die Ueberlegung regeln, und hier kann die Kühnheit einer einzelnen Handlung schon leicht zum Fehler werden. Aber dennoch bleibt es ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden darf wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich eine unzeitige Kühnheit häufig zeigt; es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens. Selbst die Tollkühnheit, d. h. die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht mit Geringschätzung anzusehen; im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüths, nur ohne alles Zuthun des Geistes, in einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochenen höheren Willen geringschätzend verläſst: da muſs sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Uebel behandelt werden, denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Daſs bei einem gleichen Grade von Einsicht im Kriege tausendmal mehr verdorben wird durch Aengstlichkeit, als durch Kühnheit, das brauchen wir wohl nur auszusprechen, um des Beifalls unserer Leser gewiſs zu sein.

Im Grunde sollte das Hinzutreten eines vernünftigen Zwecks die Kühn-

heit erleichtern, sie also an und für sich heruntersetzen; und doch ist es gerade umgekehrt.

Allen Kräften des Gemüths benimmt das Hinzutreten des lichten Gedankens, oder gar das Vorherrschen des Geistes, einen grofsen Theil ihrer Gewalt. Darum wird die Kühnheit immer seltener, je höher wir hinaufsteigen in den Graden; denn, wenn auch die Einsicht und der Verstand nicht mit diesen Graden wachsen sollten, so werden doch den Führern in ihren verschiedenen Stationen die objektiven Gröfsen, Verhältnisse und Rücksichten von aufsen her so viel und stark aufgedrungen, dafs sie gerade nur um so mehr davon belastet sind, je weniger es die eigene Einsicht ist. Dies ist im Kriege der hauptsächlichste Grund der in dem französischen Sprüchwort bewahrten Lebenserfahrung: Tel brille au second qui s'éclipse au premier. Fast alle Generale, die uns die Geschichte als mittelmäfsige oder gar unentschlossene Feldherren kennen lehrt, hatten sich in geringeren Graden durch Kühnheit und Entschlossenheit ausgezeichnet.

Bei denjenigen Motiven zu einer kühnen Handlung, welche aus dem Drange der Nothwendigkeit entspringen, mufs man einen Unterschied machen. Diese Nothwendigkeit hat ihre Grade. Liegt sie nahe, wird der Handelnde zur Verfolgung seines Ziels zwischen grofsen Gefahren hin getrieben, um anderen, eben so grofsen Gefahren zu entgehen, so kann man nur noch die Entschlossenheit bewundern, die aber auch noch ihren Werth hat. Wenn ein junger Mensch, um seine Geschicklichkeit als Reiter zu zeigen, über einen tiefen Abgrund sprengt, so ist er kühn; wenn er denselben Sprung thut, verfolgt von einer Rotte kopfabschneidender Janitscharen, so ist er blos entschlossen. Je weiter aber die Nothwendigkeit von der Handlung entfernt ist, je gröfser die Zahl der Verhältnisse ist, die der Verstand durchlaufen mufs, um sich ihrer bewufst zu werden, um so weniger thut sie der Kühnheit Eintrag. Wenn Friedrich der Grofse im Jahre 1756 den Krieg als unvermeidlich ansah und seinem Untergang nur entgehen konnte, wenn er seinen Feinden zuvorkam, so war es nothwendig, den Krieg selbst anzufangen, aber gewifs zu gleicher Zeit sehr kühn; denn nur wenige Männer in seiner Lage würden sich dazu entschlossen haben.

Obgleich die Strategie nur das Gebiet der Feldherren oder der Führer in den höchsten Stellen ist, so ist ihr doch die Kühnheit aller übrigen Glieder des Heeres eben so wenig ein gleichgültiger Gegenstand, wie die andern kriegerischen Tugenden desselben. Mit einem Heere, das von einem kühnen Volke ausgegangen, und in welchem der Geist der Kühnheit immer genährt worden ist, lassen sich andere Dinge unternehmen, als mit einem, das dieser kriegerischen Tugend entfremdet ist; darum haben wir derselben auch in Betreff des Heeres gedacht. Aber ganz eigentlich ist die Kühnheit des Feldherrn unser Gegenstand, und doch haben wir nicht viel davon zu sagen, nachdem wir diese kriegerische Tugend im Allgemeinen nach unsrem besten Wissen charakterisirt haben.

Je höher wir in den Führerstellen hinaufsteigen, um so mehr wird Geist, Verstand und Einsicht in der Thätigkeit vorherrschend, um so mehr wird also

die Kühnheit, welche eine Eigenschaft des Gemüths ist, zurückgedrängt, und darum finden wir sie in den höchsten Stellen so selten, aber um so bewundernswürdiger ist sie auch dann. Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden; diese Kühnheit besteht nicht im Wagen gegen die Natur der Dinge, in einer plumpen Verletzung des Wahrscheinlichkeitsgesetzes, sondern in der kräftigen Unterstützung jenes höheren Kalküls, den das Genie, der Takt des Urtheils in Blitzesschnelle und nur halb bewufst durchlaufen hat, wenn er seine Wahl trifft. Je mehr die Kühnheit den Geist und die Einsicht beflügelt, um so weiter reichen diese mit ihrem Flug, um so umfassender wird der Blick, um so richtiger das Resultat; aber freilich immer nur in dem Sinn, dafs mit den gröfseren Zwecken auch die grösseren Gefahren verbunden bleiben. Der gewöhnliche Mensch, um nicht von den schwachen und unentschlossenen zu reden, kommt höchstens bei einer eingebildeten Wirksamkeit auf seinem Zimmer, entfernt von Gefahr und Verantwortlichkeit, zu einem richtigen Resultat, so weit nämlich ein solches ohne lebendige Anschauung möglich ist. Treten ihm aber Gefahr und Verantwortlichkeit überall nahe, so verliert er den Ueberblick, und bliebe ihm dieser etwa durch den Einflufs Anderer, so würde er den Entschlufs verlieren, weil da kein Anderer aushelfen kann.

So glauben wir denn, dafs ohne Kühnheit kein ausgezeichneter Feldherr zu denken ist, d. h., dafs ein solcher nie aus einem Menschen werden kann, dem diese Kraft des Gemüths nicht angeboren ist, die wir also als die erste Bedingung einer solchen Laufbahn ansehen. Wie viel von dieser angeborenen durch die Erziehung und das übrige Leben weiter ausgebildeten und modifizirten Kraft übrig bleibt, wenn der Mann die hohe Stelle erreicht hat, ist die zweite Frage. Je gröfser diese Kraft noch ist, um so stärker ist der Flügelschlag des Genies, um so höher der Flug. Das Wagnifs wird immer gröfser, aber das Ziel wächst mit ihm. Ob die Linien von einer entfernten Nothwendigkeit auslaufen und ihre Richtung bekommen oder nach dem Schlufsstein eines Gebäudes hinziehn, welches der Ehrgeiz entworfen hat, ob Friedrich oder Alexander handeln, ist für die kritische Betrachtung ziemlich dasselbe. Reizt das Letztere mehr die Phantasie, weil es noch kühner ist, so befriedigt das Erstere mehr den Verstand, weil es mehr innere Nothwendigkeit hat.

Jetzt müssen wir aber noch eines wichtigen Verhältnisses gedenken.

Der Geist der Kühnheit kann in einem Heere zu Hause sein, entweder weil er es im Volke ist oder weil er sich in einem glücklichen Kriege unter kühnen Führern erzeugt hat; in diesem Fall aber wird man ihn im Anfange entbehren.

Nun giebt es in unsren Zeiten kaum ein anderes Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemüths, jenem Hang nach behaglicher Empfindung entgegengewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Thätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehn.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen einen festen Stand in der politischen Welt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Beharrlichkeit.

Von Winkeln und Linien erwartet der Leser zu hören und findet statt dieser Bürger der wissenschaftlichen Welt nur Leute aus dem gemeinen Leben, denen er alle Tage auf der Straſse begegnet. Und doch kann der Verfasser sich nicht entschlieſsen, ein Haar breit mathematischer zu werden, als ihm sein Gegenstand zu sein scheint, und er scheut nicht die Befremdung, welche ihm sein Leser zeigen könnte.

Im Kriege mehr als irgend sonst wo in der Welt kommen die Dinge anders, als man sich es gedacht hat, und sehen in der Nähe anders aus, als in der Entfernung. Mit welcher Ruhe kann der Baumeister sein Werk aufsteigen und in seine Zeichnung hineinwachsen sehn! Der Arzt, obgleich viel mehr unerforschlichen Wirkungen und Zufällen preisgegeben, als der Baumeister, kennt doch die Wirkungen und Formen seiner Mittel genau. Im Kriege hingegen befindet sich der Führer eines groſsen Ganzen in beständigem Wellenschlag von falschen und wahren Nachrichten, von Fehlern, die begangen werden aus Furcht, aus Nachlässigkeit, aus Uebereilung, von Widerspenstigkeiten, die ihm gezeigt werden aus wahrer oder falscher Ansicht, aus üblem Willen, wahrem oder falschen Pflichtgefühl, Trägheit oder Erschöpfung, von Zufällen, an die kein Mensch gedacht hat. Kurz, er ist hunderttausend Eindrücken preisgegeben, von denen die meisten eine besorgliche, die wenigsten eine ermuthigende Tendenz haben. Lange Kriegserfahrung bringt zu dem Takt, den Werth dieser einzelnen Erscheinungen schnell zu würdigen; hoher Muth und innere Stärke widerstehen ihnen, wie der Fels dem Geplätscher der Wellen. Wer diesen Eindrücken nachgeben wollte, würde keine seiner Unternehmungen durchführen, und darum ist die Beharrlichkeit in dem gefaſsten Vorsatz, so lange nicht die entschiedensten Gründe dagegen eintreten, ein sehr nothwendiges Gegengewicht. — Ferner giebt es im Kriege fast kein ruhmvolles Unternehmen, das nicht mit unendlicher Anstrengung, Mühe und Noth zu Stande gebracht würde, und wenn hier die Schwäche des physischen und geistigen Menschen immer zum Nachgeben bereit ist, so kann wieder nur eine groſse Willenskraft an das Ziel führen, die sich in einer von Welt und Nachwelt bewunderten Ausdauer kundthut.

Achtes Kapitel.

Ueberlegenheit der Zahl.

Sie ist in der Taktik wie in der Strategie das allgemeinste Princip des Sieges und soll von uns zuerst in dieser Allgemeinheit betrachtet werden, wozu wir uns folgende Entwickelung erlauben.

Die Strategie bestimmt den Punkt, auf welchem, die Zeit, in welcher, und die Streitkräfte, mit welchen gefochten werden soll; sie hat also durch diese dreifache Bestimmung einen sehr wesentlichen Einfluſs auf den Ausgang des Gefechts. Hat die Taktik das Gefecht geliefert, ist der Erfolg da, er mag nun Sieg oder Niederlage sein, so macht die Strategie denjenigen Gebrauch von demselben, welcher sich nach dem Zweck des Krieges davon machen läſst. Dieser Zweck des Krieges ist natürlich oft ein sehr entfernter, und in den seltensten Fällen ein ganz nahe liegender. Eine Reihe von anderen Zwecken ordnen sich ihm als Mittel unter. Diese Zwecke, die zugleich Mittel für höhere Zwecke sind, können in der Anwendung von mancherlei Art sein; selbst der letzte Zweck, das Ziel des ganzen Krieges, ist fast in jedem Kriege ein anderes. Wir werden mit diesen Dingen uns bekannt machen in dem Maſse, als wir die einzelnen Gegenstände kennen lernen, die durch dieselben berührt werden, und es kann nicht unsere Absicht sein, hier durch eine vollständige Aufzählung derselben, wenn sie auch möglich wäre, den ganzen Gegenstand zu umfassen. Wir lassen also die Verwendung des Gefechts vor der Hand liegen.

Auch diejenigen Dinge, durch welche die Strategie Einfluſs auf den Ausgang des Gefechts hat, indem sie dasselbe festsetzt (gewissermaſsen dekretirt), sind nicht so einfach, daſs man sie mit einer einzigen Betrachtung umfassen könnte. Indem die Strategie Zeit, Ort und Stärke bestimmt, kann sie dies in der Anwendung auf mancherlei Weisen thun, deren jede das Gefecht sowohl seinem Ausgang, als seinem Erfolg nach anders bedingt. Also werden wir auch dies erst nach und nach kennen lernen, nämlich bei den Gegenständen, welche die Anwendung näher bestimmen.

Entkleiden wir so das Gefecht von allen Modifikationen, die es nach seiner Bestimmung und den Umständen, aus welchen es hervorgeht, bekommen kann, abstrahiren wir endlich von dem Werth der Truppen, weil dieser ein Gegebenes ist, so bleibt nur der nackte Begriff des Gefechts, d. h. ein formloser Kampf übrig, an dem wir nichts als die Zahl der Kämpfenden unterscheiden.

Diese Zahl wird also den Sieg bestimmen. Schon aus der Menge von Abstraktionen, welche wir haben machen müssen, um auf diesen Punkt zu kommen, ergiebt sich, daſs die Ueberlegenheit der Zahl in einem Gefecht nur einer der Faktoren ist, aus welchen der Sieg gebildet wird, daſs also, weit entfernt, mit der Ueberlegenheit der Zahl alles oder auch nur die Hauptsache gewonnen zu haben, vielleicht noch sehr wenig damit erreicht ist, jenachdem die mitwirkenden Umstände so oder anders sind.

Aber die Ueberlegenheit hat Grade, sie kann doppelt, drei-, viermal so grofs gedacht werden u. s. w., und Jedermann begreift, dafs sie bei dieser Steigerung alles Uebrige überwältigen mufs.

In dieser Beziehung mufs man einräumen, dafs die Ueberlegenheit der Zahl der wichtigste Faktor in dem Resultat eines Gefechts ist, nur mufs sie grofs genug sein, um den übrigen mitwirkenden Umständen das Gleichgewicht zu halten. Die unmittelbare Folge davon ist, dafs man die möglichst gröfste Zahl von Truppen auf dem entscheidenden Punkt ins Gefecht bringen mufs.

Mögen diese Truppen dann hinreichen oder nicht, so hat man von dieser Seite alles gethan, was die Mittel zuliefsen. Dies ist der erste Grundsatz in der Strategie. So allgemein, wie er hier ausgesprochen ist, würde er eben so gut für Griechen und Perser, oder für Engländer und Maratten, als für Franzosen und Deutsche passen. Aber wir wollen den Blick auf unsre europäischen Kriegsverhältnisse richten, um uns etwas Bestimmteres dabei denken zu können.

Hier sind die Heere in Bewaffnung, Einrichtung und Kunstfertigkeit jeder Art einander viel ähnlicher; es besteht nur abwechselnd noch ein Unterschied in kriegerischer Tugend des Heeres und Talent des Feldherrn. Gehen wir die Kriegsgeschichte des neuern Europa durch, so finden wir kein Beispiel von einem Marathon.

Friedrich der Grofse schlug bei Leuthen mit etwa 30,000 Mann 80,000 Oesterreicher, bei Rofsbach mit 25,000 Mann einige 50,000 Mann Verbündete; das sind aber auch die einzigen Beispiele eines gegen den doppelt und mehr als doppelt so starken Feind errungenen Sieges. Karl XII. in der Schlacht bei Narva können wir füglich nicht anführen. Die Russen waren damals kaum als Europäer zu betrachten, auch sind selbst die Hauptumstände dieser Schlacht zu wenig bekannt. Bonaparte hatte bei Dresden 120,000 gegen 220,000, es war also noch nicht das Doppelte. Bei Collin wollte es Friedrich dem Grofsen mit 30,000 Mann gegen 50,000 Oesterreicher nicht gelingen, und ebenso Bonaparte in der verzweiflungsvollen Leipziger Schlacht, wo er 160,000 Mann gegen 280,000 stark war, die Ueberlegenheit also lange nicht das Doppelte betrug.

Es geht hieraus wohl hervor, dafs es im heutigen Europa dem talentvollsten Feldherrn sehr schwer ist, einer feindlichen Macht von doppelter Stärke den Sieg abzugewinnen; sehen wir die doppelte Streitkraft gegen die gröfsten Feldherren ein solches Gewicht in die Wagschale legen, so dürfen wir nicht zweifeln, dafs in gewöhnlichen Fällen bei grofsen und kleinen Gefechten eine bedeutende Ueberlegenheit, die aber doch das Doppelte nicht zu übersteigen braucht, hinreichen wird, den Sieg zu verleihen, wie nachtheilig auch die anderen Umstände sein mögen. Freilich kann man sich einen Pafs denken, wo auch das Zehnfache zur Ueberwältigung nicht hinreichen würde; aber in solchem Falle kann von Gefecht überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Wir glauben also, dafs gerade in unsren Verhältnissen sowie in allen ähnlichen die Stärke auf dem entscheidenden Punkt eine grofse Hauptsache,

und dafs dieser Gegenstand in der Allgemeinheit der Fälle geradezu unter allen der wichtigste sei. Die Stärke auf dem entscheidenden Punkte hängt von der absoluten Stärke des Heeres und von der Geschicklichkeit der Verwendung ab.

Die erste Regel würde also sein: mit einem Heere, so stark als möglich, ins Feld zu ziehen. Das klingt sehr nach einem Gemeinspruch und ist doch wirklich keiner.

Um zu beweisen, wie man lange Zeit hindurch die Stärke der Streitkräfte keineswegs für eine Hauptsache angesehen hat, dürfen wir nur bemerken, dafs in den meisten, selbst in den ausführlicheren Kriegsgeschichten des achtzehnten Jahrhunderts die Stärke der Heere entweder gar nicht oder nur nebenher angegeben, und niemals ein besonderer Werth darauf gelegt wird. Tempelhoff in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ist der früheste von den Schriftstellern, der sie regelmäfsig, aber dennoch nur sehr oberflächlich angiebt.

Selbst Massenbach in seinen mancherlei kritischen Betrachtungen über die preufsischen Feldzüge von 1793 und 1794 in den Vogesen spricht viel von Bergen, Thälern, Wegen und Fufsstegen, sagt aber nie eine Sylbe von der gegenseitigen Stärke.

Ein anderer Beweis liegt in einer wunderbaren Idee, welche in den Köpfen mancher kritischen Schriftsteller spukte, nach der es eine gewisse Gröfse eines Heeres gab, welche die beste war, eine Normalgröfse, über die hinaus die überschiefsenden Streitkräfte mehr lästig als nützlich wären[1]).

Endlich giebt es eine Menge von Beispielen, wo nicht alle verwendbaren Streitkräfte in der Schlacht oder im Kriege wirklich verwendet wurden, weil man die Ueberlegenheit der Zahl nicht von der Wichtigkeit glaubte, die ihr nach der Natur der Sache gebührt.

Ist man von der Ueberzeugung, dafs mit einer beträchtlichen Uebermacht alles Mögliche zu erzwingen ist, recht durchdrungen, so kann es nicht fehlen, dafs diese klare Ueberzeugung auf die Anstalten zum Kriege zurückwirkt, um mit so viel Kräften, als nur immer möglich, aufzutreten und entweder selbst das Uebergewicht zu bekommen, oder sich wenigstens vor einem feindlichen zu wahren. So viel, was die absolute Macht betrifft, mit welcher der Krieg geführt werden soll.

Das Mafs dieser absoluten Macht wird von der Regierung bestimmt, und obgleich mit dieser Bestimmung schon die eigentliche kriegerische Thätigkeit beginnt, und dieselbe ein ganz wesentlicher strategischer Theil derselben ist: so mufs doch in den meisten Fällen der Feldherr, welcher diese Streitkraft im Kriege führen soll, ihre absolute Stärke als ein Gegebenes betrachten, sei es, dafs er keinen Theil an ihrer Bestimmung hatte, oder dafs die Umstände verhinderten, ihr eine genügende Ausdehnung zu geben.

Es bleibt also nur übrig, durch eine geschickte Verwendung auch da, wo

---

[1]) Tempelhoff und Montalembert fallen uns zunächst dabei ein; Jener in einer Stelle seines ersten Theils, Seite 148, Dieser in seiner Korrespondenz bei Gelegenheit des russischen Operationsplans für 1759.

das absolute Uebergewicht nicht zu erreichen war, sich ein relatives auf dem entscheidenden Punkt zu verschaffen.

Als das Wesentlichste erscheint hierbei die Berechnung von Raum und Zeit, und dies hat veranlafst, dafs man in der Strategie diesen Gegenstand als einen den ganzen Gebrauch der Streitkräfte ziemlich umfassenden betrachtet hat. Ja man ist so weit gegangen, in der Strategie und Taktik grofsen Feldherren ein eigens dafür geschaffenes inneres Organ beizulegen.

Aber diese Vergleichung von Raum und Zeit, wenn sie auch überall zu Grunde liegt und gewissermafsen das tägliche Brod der Strategie ist, ist doch weder das Schwierigste, noch das Entscheidende.

Wenn wir die Kriegsgeschichte mit unbefangenem Blick durchlaufen, so werden wir finden, dafs die Fälle, wo wirklich die Fehler in solcher Rechnung die Ursache bedeutender Verluste geworden, wenigstens in der Strategie höchst selten sind. Soll aber der Begriff einer geschickten Kombination von Raum und Zeit alle die Fälle repräsentiren, wo ein entschlossener und thätiger Feldherr durch schnelle Märsche mit einunddemselben Heer mehrere seiner Gegner schlug (Friedrich der Grofse, Bonaparte), so verwirren wir uns unnützer Weise mit einer konventionellen Sprache. Für die Klarheit und Fruchtbarkeit der Vorstellungen ist es nöthig, die Dinge immer bei ihrem rechten Namen zu nennen.

Die richtige Beurtheilung ihrer Gegner (Daun, Schwarzenberg), das Wagnifs, ihnen eine Zeit lang nur geringe Streitkräfte gegenüber stehen zu lassen, die Energie verstärkter Märsche, die Dreistigkeit schneller Anfälle, die erhöhte Thätigkeit, welche grofse Seelen im Augenblick der Gefahr gewinnen: das sind die Gründe solcher Siege, — und was haben diese mit der Fähigkeit zu thun, zwei so einfache Dinge, wie Raum und Zeit sind, richtig zu vergleichen!

Aber selbst jenes ricochettirende Spiel der Kräfte, wo die Siege von Rofsbach und Montmirail den Schwung geben zu den Siegen von Leuthen und Montereau, welchem die grofsen Feldherren in der Vertheidigung sich öfter vertraut haben, ist doch, wenn wir klar und genau sein wollen, nur ein seltenes Vorkommen in der Geschichte.

Viel häufiger hat die relative Ueberlegenheit, d. h. die geschickte Führung überlegener Streitkräfte auf den entscheidenden Punkt, ihren Grund in der richtigen Würdigung dieser Punkte und in der treffenden Richtung, welche die Kräfte von Hause aus dadurch erhalten, in der Entschlossenheit, welche erforderlich ist, um das Unwichtige zum Besten des Wichtigen fallen zu lassen, d. h. seine Kräfte in einem überwiegenden Mafse vereinigt zu halten. Darin sind namentlich Friedrich der Grofse und Bonaparte charakteristisch.

Hiermit glauben wir der Ueberlegenheit in der Zahl die Wichtigkeit wiedergegeben zu haben, die ihr zukommt; sie soll als die Grundidee betrachtet, überall zuerst und nach Möglichkeit gesucht werden.

Sie darum für eine nothwendige Bedingung des Sieges zu halten, würde ein völliges Mifsverstehn unserer Entwickelung sein; vielmehr liegt in dem Resultat derselben nichts als der Werth, welchen man auf die Stärke der Streitkraft im Gefecht legen soll. Wird diese Stärke so grofs als möglich ge-

macht, so ist dem Grundsatz genug geschehen, und nur der Blick auf die Gesammtheit der Verhältnisse entscheidet, ob das Gefecht wegen fehlender Streitkräfte vermieden werden darf oder nicht.

Neuntes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Schon aus dem Gegenstande des vorigen Kapitels, dem allgemeinen Streben nach relativer Ueberlegenheit, ergiebt sich ein anderes Streben, welches folglich eben so allgemein sein muſs: es ist die Ueberraschung des Feindes. Sie liegt mehr oder weniger allen Unternehmungen zu Grunde, denn ohne sie ist die Ueberlegenheit auf dem entscheidenden Punkte eigentlich nicht denkbar.

Die Ueberraschung wird also das Mittel zur Ueberlegenheit, aber sie ist auſserdem auch als ein selbständiges Prinzip anzusehen, nämlich durch ihre geistige Wirkung. Wo sie in einem hohen Grade gelingt, sind Verwirrung, gebrochener Muth bei dem Gegner die Folgen, und wie diese den Erfolg vervielfachen, davon giebt es groſse und kleine Beispiele genug. Es ist also hier nicht vom eigentlichen Ueberfall die Rede, welcher bei dem Angriff hingehört, sondern von dem Bestreben, mit seinen Maſsregeln überhaupt, besonders aber mit der Vertheilung der Kräfte den Gegner zu überraschen, was eben so gut bei der Vertheidigung gedacht werden kann und in der taktischen Vertheidigung namentlich eine groſse Hauptsache ist.

Wir sagen: die Ueberraschung liegt ohne Ausnahme allen Unternehmungen zu Grunde, nur in sehr verschiedenen Graden nach der Natur der Unternehmung und der übrigen Umstände.

Schon bei den Eigenschaften des Heeres, des Feldherrn, ja der Landesregierung fängt dieser Unterschied an.

Geheimniſs und Schnelligkeit sind die beiden Faktoren dieses Produktes, und beide setzen bei der Regierung und beim Feldherrn eine groſse Energie, bei dem Heere aber einen groſsen Ernst des Dienstes voraus. Mit Weichlichkeit und laxen Grundsätzen ist es vergeblich auf Ueberraschung zu rechnen. Aber so allgemein, ja so unerläſslich dieses Bestreben ist, und so wahr es ist, daſs dasselbe nie ganz ohne Wirkung bleiben wird, so ist es doch eben so wahr, daſs es selten in einem ausgezeichneten Grade gelingt, und daſs dies in der Natur der Sache liegt. Man würde sich also eine falsche Vorstellung machen, wenn man glaubte, durch dieses Mittel sei hauptsächlich viel im Kriege zu erreichen. In der Idee spricht es uns so sehr an, in der Ausführung bleibt es meistens in der Friktion der ganzen Maschine stecken.

In der Taktik ist die Ueberraschung viel mehr zu Hause, aus der ganz natürlichen Ursache, daſs alle Zeiten und Räume kleiner sind. Sie wird also in der Strategie um so thunlicher, als die Maſsregeln dem Gebiet der Tak-

tik näher liegen, und um so schwieriger, je höher hinauf sie gegen das Gebiet der Politik liegen.

Die Vorbereitungen zum Kriege nehmen gewöhnlich mehrere Monate ein, die Versammlung der Heere in ihren grofsen Aufstellungspunkten erfordert meistens die Anlage von Magazinen und Depots und beträchtliche Märsche, deren Richtung sich früh genug errathen läfst.

Es ist daher äufserst selten, dafs ein Staat den andern mit einem Kriege überrascht oder mit der Richtung seiner Kräfte im Grofsen. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wo der Krieg sich viel um Belagerungen drehte, war ein vielfältiges Bestreben und ein ganz eigenes, wichtiges Kapitel in der Kriegskunst, einen festen Platz unvermuthet einzuschliefsen; und auch dies gelang nur selten.

Dagegen ist bei Dingen, die von einem Tage zum andern geschehen können, die Ueberraschung viel denkbarer, und so ist es denn auch oft nicht schwer, dem Feinde einen Marsch und dadurch eine Stellung, einen Punkt in der Gegend, einen Weg abzugewinnen u. s. w. Allein es ist klar, dafs, was die Ueberraschung nach dieser Seite hin an Leichtigkeit gewinnt, an ihrer Wirksamkeit verloren geht, sowie diese nach der andern Richtung hin immer zunimmt. Wer da glaubt, dafs sich an solche Ueberraschung in kleinen Mafsregeln oft Grofses anknüpfen liefse, z. B. der Gewinn einer Schlacht, die Wegnahme eines bedeutenden Magazins, Der glaubt etwas, was allerdings sehr denkbar ist, was aber die Geschichte nicht bewährt, denn es sind im Ganzen sehr wenig Beispiele, wo aus solchen Ueberraschungen Grofses hervorgegangen wäre, woraus man wohl ein Recht hat auf die Schwierigkeiten zu schliefsen, die in der Sache liegen.

Freilich mufs, wer die Geschichte in solchen Dingen befragt, sich nicht an gewisse Paradepferde der historischen Kritik, an ihre Sentenzen und selbstgefälligen Terminologieen halten, sondern dem Faktum selbst in die Augen sehen. Es giebt z. B. einen gewissen Tag in dem Feldzuge von 1761 in Schlesien, der in dieser Beziehung eine Art von Berühmtheit hat. Es ist der 22. Juli, an welchem Friedrich der Grofse dem General Laudon den Marsch nach Nossen bei Neisse abgewann, wodurch, wie es heifst, die Vereinigung der österreichischen und der russischen Armee in Oberschlesien unmöglich, und also für den König ein Zeitraum von vier Wochen gewonnen wurde. Wer dieses Ereignifs in den Hauptgeschichtschreibern[1]) umständlich nachliest und unbefangen überlegt, wird in dem Marsch vom 22. Juli diese Bedeutung niemals finden und überhaupt in dem ganzen Räsonnement, welches über diesen Punkt zur Mode geworden ist, nichts als Widersprüche, in den Bewegungen Laudons in dieser berühmten Manöverzeit aber viel Unmotivirtes sehen. Wie könnte man nun bei dem Durst nach Wahrheit und klarer Ueberzeugung solch einen historischen Beweis gelten lassen.

Indem man sich von dem Prinzip der Ueberraschung im Laufe eines Feldzuges grofse Wirkungen verspricht, denkt man an eine sehr grofse Thä-

---

[1]) Tempelhoff, der Veteran, Friedrich der Grofse.

tigkeit, schnelle Entschlüsse, starke Märsche, welche dazu die Mittel geben sollen; dafs aber diese Dinge auch da, wo sie in einem hohen Grade vorhanden sind, nicht immer die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, sehen wir an Beispielen zweier Feldherren, die wohl dafür gelten können, die gröfste Virtuosität darin gehabt zu haben, Friedrich des Grofsen und Bonapartes. Der Erstere erreichte, als er im Juli 1760 so urplötzlich von Bauzen aus auf Lascy fiel und sich gegen Dresden wandte, mit diesem ganzen Intermezzo nichts, vielmehr wurden seine Angelegenheiten dadurch merklich verschlimmert, indem Glatz unterdessen fiel.

Bonaparte wandte sich im Jahre 1813 von Dresden aus zweimal urplötzlich gegen Blücher, von seinem Einfall aus der Oberlausitz nach Böhmen hinein gar nicht einmal zu sprechen, und beide Male ganz ohne die beabsichtigte Wirkung. Es wurden Lufthiebe, welche ihn nur Zeit und Kräfte kosteten und bei Dresden höchst gefährlich hätten werden können.

Eine Ueberraschung mit grofsem Erfolge geht also auch in diesem Gebiet nicht aus der bloßen Thätigkeit, Kraft und Entschlossenheit der Führung hervor, sie mufs durch andere Umstände begünstigt werden. Wir wollen aber diesen Erfolg keineswegs leugnen, sondern ihn nur an die Nothwendigkeit günstiger Bedingungen anknüpfen, die sich denn freilich nicht so häufig finden, und die der Handelnde selten hervorbringen kann.

Eben jene Feldherren geben jeder ein auffallendes Beispiel davon; Bonaparte in seiner berühmten Unternehmung auf Blüchers Heer 1814, als dasselbe, vom grofsen Heere getrennt, die Marne herunter zog. Nicht leicht konnte ein überraschender Marsch von zwei Tagen gröfsere Resultate geben, Blüchers Heer, auf drei Tagemärsche ausgedehnt, wurde einzeln geschlagen und erlitt einen Verlust, welcher einer verlorenen Hauptschlacht gleichkam. Es war lediglich die Wirkung der Ueberraschung, denn Blücher würde, wenn er an eine so nahe Möglichkeit eines Anfalls Bonapartes geglaubt hätte, seinen Marsch ganz anders eingerichtet haben. An diesen Fehler Blüchers knüpfte sich der Erfolg an. Bonaparte kannte diese Umstände allerdings nicht, und so war es für ihn glücklicher Zufall, welcher sich einmischte.

Eben so ist es mit der Schlacht von Liegnitz 1760. Friedrich der Grofse gewann diese schöne Schlacht, weil er in der Nacht seine Stellung, die er eben erst bezogen hatte, schon wieder veränderte; dadurch wurde Laudon völlig überrascht, und der Erfolg war ein Verlust von 70 Kanonen und 10,000 Mann. Obgleich Friedrich der Grofse in dieser Zeit den Grundsatz angenommen hatte, sich viel hin und her zu bewegen, um dadurch eine Schlacht unmöglich zu machen, oder wenigstens des Feindes Pläne zu verrücken, so war doch die Veränderung der Stellung in der Nacht vom 14. zum 15. nicht gerade in dieser Absicht gemacht, sondern, wie der König selbst sagt, weil ihm die Stellung vom 14. nicht gefiel. Es war also auch hier der Zufall stark im Spiel. Ohne das Zusammentreffen des Angriffs mit der nächtlichen Veränderung und der unzugänglichen Gegend wäre der Erfolg nicht derselbe gewesen.

Auch im höheren und höchsten Gebiet der Strategie giebt es einige

Beispiele folgenreicher Ueberraschungen; wir wollen nur an die glänzenden Züge des grofsen Kurfürsten gegen die Schweden von Franken bis Pommern und von der Mark bis an den Pregel, an den Feldzug von 1757 und den berühmten Uebergang Bonapartes über die Alpen 1800 erinnern. Hier überlieferte ein Heer in einer Kapitulation sein ganzes Kriegstheater, und wenig fehlte 1757, dafs ein anderes sein Kriegstheater und sich selbst ausgeliefert hätte. Endlich kann man für den Fall eines ganz unerwarteten Krieges Friedrichs des Grofsen Einfall in Schlesien anführen. Grofs und gewaltig sind hier überall die Erfolge. Aber solcher Erscheinungen giebt es sehr wenige in der Geschichte, wenn man nämlich nicht die Fälle damit verwechselt, wo ein Staat aus Mangel an Thätigkeit und Energie (1756 Sachsen und 1812 Rufsland) mit seinen Anstalten nicht fertig wird.

Jetzt ist noch eine Bemerkung zurück, welche das Innere der Sache betrifft. Es kann nämlich nur Derjenige überraschen, welcher dem Andern das Gesetz giebt; das Gesetz giebt, wer im Recht ist. Wenn wir den Gegner mit einer verkehrten Mafsregel überraschen, so werden wir statt der guten Folgen vielleicht einen derben Rückschlag zu ertragen haben; in jedem Fall braucht der Gegner sich um unsere Ueberraschung wenig zu kümmern: er findet in unserem Fehler die Mittel, das Uebel abzuwenden. Da der Angriff viel mehr positive Handlungen in sich schliefst, als die Vertheidigung, so ist auch das Ueberraschen allerdings mehr bei dem Angreifenden an der Stelle, aber keineswegs ausschliefslich, wie wir das in der Folge sehen werden. Es können sich also die gegenseitigen Ueberraschungen des Angreifenden und des Vertheidigers begegnen, und dann müfste Derjenige Recht behalten, welcher den Nagel am besten auf den Kopf getroffen hat.

So sollte es sein; es hält aber das praktische Leben diese Linie auch nicht so genau, und zwar aus einer einfachen Ursache. Die geistigen Wirkungen, welche die Ueberraschung mit sich führt, machen für Denjenigen, welcher sich ihres Beistandes erfreut, oft die schlechteste Sache zu einer guten und lassen den Andern nicht zu einem ordentlichen Entschlufs kommen; wir haben hier mehr als irgendwo nicht blos die ersten Führer im Sinn, sondern jeden Einzelnen, weil die Wirkung der Ueberraschung das Eigenthümliche hat, das Band der Einheit gewaltig aufzulockern, so dafs leicht jede einzelne Individualität dabei zum Vorschein kommt.

Viel hängt hier von dem allgemeinen Verhältnifs ab, in welchem beide Theile zu einander stehen. Ist der eine schon durch ein allgemeines moralisches Uebergewicht zum Entmuthigen und Ueberschnellen des andern befähigt, so wird er sich der Ueberraschung mit mehr Erfolg bedienen können und selbst da gute Früchte ernten, wo er eigentlich zu Schanden werden sollte.

Zehntes Kapitel.

Die List.

List setzt eine versteckte Absicht voraus und steht also der geraden, schlichten, d. h. unmittelbaren Handlungsweise entgegen, so wie der Witz dem unmittelbaren Beweise entgegen steht. Mit den Mitteln der Ueberredung, des Interesses, der Gewalt hat sie daher nichts gemein, aber viel mit dem Betruge, weil dieser seine Absicht gleichfalls versteckt. Sie ist sogar selbst ein Betrug, wenn das Ganze fertig ist, aber sie unterscheidet sich doch von dem, was schlechthin so genannt wird, und zwar dadurch, dafs sie nicht unmittelbar wortbrüchig wird. Der Listige läfst Denjenigen, welchen er betrügen will, die Irrthümer des Verstandes selbst begehen, die, zuletzt in eine Wirkung zusammenfliefsend, plötzlich das Wesen des Dinges vor seinen Augen verändern. Daher kann man sagen: wie der Witz eine Taschenspielerei mit Ideen und Vorstellungen ist, so ist die List eine Taschenspielerei mit Handlungen.

Auf den ersten Blick scheint es nicht mit Unrecht geschehen zu sein, dafs die Strategie ihren Namen von der List bekommen, und dafs bei allen wahren und scheinbaren Veränderungen, welche der grofse Zusammenhang des Krieges seit den Griechen erlitten hat, dieser Name doch noch auf ihr eigentliches Wesen deutet.

Wenn man die Ausführung der Gewaltstreiche, die Gefechte selbst, der Taktik überläfst und die Strategie als die Kunst betrachtet, sich des Vermögens dazu mit Geschick zu bedienen, so scheint aufser den Kräften des Gemüthes, als da sind ein glühender Ehrgeiz, der wie eine Feder immer drückt, ein starker Wille, der schwer weicht u. s. w., keine subjektive Naturanlage so geeignet, die strategische Thätigkeit zu leiten und zu beleben, als die List. Schon das allgemeine Bedürfnifs, zu überraschen, von dem wir im vorigen Kapitel gesprochen haben, weist darauf hin; denn jedem Ueberraschen liegt ein, wenn auch noch so geringer, Grad von List zu Grunde.

Aber so sehr man gewissermafsen das Bedürfnifs fühlt, die Handelnden im Kriege an verschlagener Thätigkeit, Gewandtheit und List sich einander überbieten zu sehen, so mufs man doch gestehen, dafs diese Eigenschaften sich in der Geschichte wenig zeigen und selten aus der Masse der Verhältnisse und Umstände sich haben hervorarbeiten können.

Der Grund davon liegt nahe genug und läuft mit dem Gegenstande des vorigen Kapitels ziemlich auf eins hinaus.

Die Strategie kennt keine andere Thätigkeit, als die Anordnung der Gefechte nebst den Mafsregeln, die sich darauf beziehen. Sie kennt nicht, wie das übrige Leben, Handlungen, die in blofsen Worten, d. h. in Aeufserungen, Erklärungen u. s. w. bestehen. Diese, die nicht viel kosten, sind es aber vorzüglich, womit der Listige hinter das Licht führt.

Das, was es im Kriege Aehnliches giebt: Entwürfe und Befehle blos zum Schein gegeben, falsche Nachrichten dem Feinde absichtlich hinterbracht u. s. w., ist für das strategische Feld gewöhnlich von so schwacher Wirkung, daſs es nur bei einzelnen, sich von selbst darbietenden Gelegenheiten gebraucht, also nicht als eine freie Thätigkeit, die von dem Handelnden ausgeht, betrachtet werden kann.

Solche Handlungen aber, wie die Anordnung von Gefechten, so weit durchzuführen, daſs sie auf den Feind einen Eindruck machen, erfordert schon einen beträchtlichen Aufwand von Zeit und Kräften, und zwar um so mehr, je gröſser der Gegenstand ist. Weil man diese gewöhnlich nicht darangeben will, darum sind die wenigsten der sogenannten Demonstrationen in der Strategie von der beabsichtigten Wirkung. In der That ist es gefährlich, bedeutende Kräfte auf längere Zeit zum bloſsen Schein zu verwenden, weil immer die Gefahr bleibt, daſs es umsonst geschieht, und man diese Kräfte dann am entscheidenden Ort entbehrt.

Diese nüchterne Wahrheit fühlt der Handelnde im Kriege immer durch, und darum vergeht ihm die Lust zu dem Spiel schlauer Beweglichkeit. Der trockene Ernst der Nothwendigkeit drängt meist so in das unmittelbare Handeln hinein, daſs für jenes Spiel kein Raum bleibt. Mit einem Wort: es fehlt den Steinen im strategischen Schachbrett die Beweglichkeit, welche das Element der List und Verschlagenheit ist.

Die Folgerung, welche wir ziehen, ist, daſs ein richtiger, treffender Blick eine nothwendigere und nützlichere Eigenschaft des Feldherrn ist, als die List, wiewohl diese auch nichts verdirbt, wenn sie nicht auf Unkosten nothwendiger Gemüthseigenschaften besteht, was freilich nur zu oft der Fall ist.

Je schwächer aber die Kräfte werden, welche der strategischen Führung unterworfen sind, um so zugänglicher wird diese der List sein, so daſs dem ganz Schwachen und Kleinen, für den keine Vorsicht, keine Weisheit mehr ausreicht, auf dem Punkt, wo ihn alle Kunst zu verlassen scheint, die List sich als die letzte Hülfe anbietet. Je hülfloser seine Lage ist, je mehr sich alles in einen einzigen, verzweiflungsvollen Schlag zusammendrängt, um so williger tritt die List seiner Kühnheit zur Seite. Von aller weiteren Berechnung loslassend, von aller späteren Entgeltung befreit, dürfen Kühnheit und List einander steigern und so einen unmerklichen Hoffnungsschimmer auf einen einzigen Punkt vereinigen, zu einem einzigen Strahl, der ebenfalls noch zu zünden vermag.

Elftes Kapitel.

Sammlung der Kräfte im Raum.

Die beste Strategie ist: immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt, und demnächst auf dem entscheidenden Punkt. Daher giebt es auſser der Anstrengung, welche die Kräfte schafft, und die nicht immer vom Feld-

herrn ausgeht, kein höheres und einfacheres Gesetz für die Strategie, als das: seine Kräfte zusammenzuhalten. — Nichts soll von der Hauptmasse getrennt sein, was nicht durch einen dringenden Zweck von ihr abgerufen wird. An diesem Kriterium halten wir fest und sehen es als einen zuverlässigen Führer an. Welches die vernünftigen Ursachen einer Theilung der Kräfte sein können, werden wir nach und nach kennen lernen. Dann werden wir auch sehen, dafs dieser Grundsatz nicht in jedem Kriege dieselben allgemeinen Folgen haben kann, sondern dafs sich diese nach Zweck und Mittel verändern.

Es klingt unglaublich und ist doch hundertmal vorgekommen, dafs die Streitkräfte getheilt und getrennt worden sind blos nach dem dunklen Gefühl herkömmlicher Manier, ohne deutlich zu wissen, warum.

Erkennt man die Vereinigung der ganzen Streitkraft als die Norm an und jede Trennung und Theilung als eine Abweichung, die motivirt sein mufs, so wird nicht nur jene Thorheit ganz vermieden, sondern auch manchem falschen Theilungsgrund der Zutritt versperrt [1]).

Zwölftes Kapitel.

Vereinigung der Kräfte in der Zeit.

Wir haben es hier mit einem Begriff zu thun, der da, wo er ins thätige Leben ausläuft, mancherlei trügerischen Schein verbreitet; eine klare Feststellung und Durchführung der Vorstellungen ist uns daher Bedürfnifs, und so hoffen wir, man wird uns abermals eine kleine Analyse erlauben.

Der Krieg ist ein Stofs entgegengesetzter Kräfte auf einander, woraus von selbst folgt, dafs die stärkere die andere nicht blos vernichtet, sondern in ihre Bewegung mitfortreifst. Dies läfst im Grunde keine nachhaltige (successive) Wirkung der Kräfte zu, sondern es mufs die gleichzeitige Anwendung aller für einen Stofs bestimmten Kräfte als ein Urgesetz des Krieges erscheinen.

So ist es auch wirklich, aber nur so weit, als der Kampf auch wirklich dem mechanischen Stofse gleicht; wo aber derselbe in einer dauernden, gegenseitigen Einwirkung vernichtender Kräfte besteht, da kann allerdings eine nachhaltige Wirkung der Kräfte gedacht werden. Dies ist in der Taktik der Fall, hauptsächlich weil das Feuergewehr die Hauptgrundlage aller Taktik ist, aber auch aus anderen Gründen. Wenn im Feuergefecht 1000 Mann gegen 500 gebraucht werden, so ist die Gröfse ihres Verlustes zusammengesetzt aus der Gröfse der feindlichen Kräfte und der eigenen. Tausend schiefsen noch einmal so viel als 500; gegen 1000 aber treffen auch mehr Kugeln als gegen 500, weil doch vorauszusetzen ist, dafs sie dichter stehen

[1]) Eine goldene Regel.

als Jene. Dürften wir annehmen, daſs auch die Anzahl der treffenden Kugeln bei ihnen doppelt so groſs wäre, so würde der Verlust von beiden Seiten gleich sein. Von den 500 würden z. B. 200 auſser Gefecht sein, und von den 1000 gleichfalls. Hätten nun jene 500 eben so viele hinter sich, die bis dahin ganz auſser dem Feuer gehalten wurden, so würden beide Theile 800 Mann gesund haben, von welchen aber der eine 500 Mann ganz frisch mit voller Munition und mit vollen Kräften hätte, der andere aber nur 800 Mann, die alle in gleichem Maſse aufgelöst, ohne hinlängliche Munition und in geschwächter Kraft sind. Die Voraussetzung, daſs die tausend Mann blos wegen ihrer gröſsern Zahl auch doppelt so viel verlieren sollten, als 500 an ihrer Stelle verloren haben würden, ist allerdings nicht richtig, es muſs also bei jener ursprünglichen Ordnung der gröſsere Verlust, welchen Der erleidet, der die Hälfte seiner Kraft zurückgestellt hat, als ein Nachtheil angesehen werden; eben so muſs in der Allgemeinheit der Fälle eingeräumt werden, daſs den tausend Mann im ersten Augenblick der Vortheil werden kann, ihre Gegner aus ihrem Standpunkt zu vertreiben und in eine rückgängige Bewegung zu bringen; ob nun diese beiden Vortheile dem Nachtheile das Gleichgewicht halten, sich mit 800 Mann durch das Gefecht aufgelöster Truppen gegen einen Feind zu befinden, der wenigstens nicht merklich schwächer ist und 500 Mann ganz frischer Truppen hat: das kann eine weiter getriebene Analyse nicht mehr entscheiden, sondern man muſs hier auf die Erfahrung sich stützen, und da wird es wohl keinen Offizier von einiger Kriegserfahrung geben, welcher nicht in der Allgemeinheit der Fälle das Uebergewicht Demjenigen zuschreiben wird, der die frischen Kräfte hat.

Auf diese Weise wird es klar, wie die Anwendung zu groſser Kräfte im Gefechte nachtheilig werden kann; denn wie viele Vortheile uns auch die Ueberlegenheit im ersten Augenblick geben mag, vielleicht müssen wir im nächsten dafür büſsen.

Diese Gefahr reicht aber nur so weit, als die Unordnung, der Zustand der Auflösung und Schwächung reicht, mit einem Wort, die Krisis, welche jedes Gefecht auch beim Sieger mit sich bringt. In dem Bereiche dieses geschwächten Zustandes ist die Erscheinung einer verhältniſsmäſsigen Anzahl frischer Truppen entscheidend.

Wo aber diese auflösende Wirkung des Sieges aufhört, und also nur die moralische Ueberlegenheit bleibt, die jeder Sieg giebt, da ist die frische Kraft nicht mehr im Stande, das Verlorne gut zu machen, da wird sie mit fortgerissen. Ein geschlagenes Heer kann Tages darauf nicht mehr durch eine starke Reserve zum Sieg zurückgeführt werden. Hier befinden wir uns an der Quelle eines höchst wesentlichen Unterschiedes zwischen Taktik und Strategie.

Es liegen nämlich die taktischen Erfolge, die Erfolge innerhalb des Gefechts und vor seinem Schluſs, gröſstentheils noch in dem Bereiche jener Auflösung und Schwächung; die strategischen aber, d. h. der Erfolg des Totalgefechts, der fertige Sieg, groſs oder klein, wie er auch sei, liegt schon auſserhalb dieses Bereichs. Erst wenn die Erfolge der Theilgefechte sich zu einem selbständigen Ganzen verbunden haben, tritt der strategische Erfolg

ein, dann hört aber der Zustand der Krisis auf, die Kräfte gewinnen ihre ursprüngliche Gestalt wieder und sind nur um den Theil geschwächt, der wirklich vernichtet worden ist.

Die Folge dieses Unterschieds ist, dafs die Taktik einen nachhaltigen Gebrauch von den Kräften machen kann, die Strategie nur einen gleichzeitigen.

Kann ich in der Taktik nicht mit dem ersten Erfolg alles entscheiden, mufs ich den nächsten Augenblick fürchten, so folgt von selbst, dafs ich für den Erfolg des ersten Augenblicks nur so viel Kräfte verwende, als dazu nöthig scheinen, und die übrigen aus der Vernichtungssphäre sowohl des Feuers als des Faustkampfes entfernt halte, um frischen Kräften frische entgegenzustellen oder mit solchen geschwächte überwinden zu können. So ist es aber nicht in der Strategie. Theils hat sie, wie wir eben gezeigt haben, nachdem ihr Erfolg eingetreten ist, nicht so leicht eine Rückwirkung zu befürchten, weil mit diesem Erfolg die Krisis aufhört, theils werden nicht nothwendig alle Kräfte, die strategisch sind, geschwächt. Nur was mit der feindlichen Kraft taktisch im Konflikt, d. h. im Theilgefecht begriffen ist, wird durch sie geschwächt, also, wenn die Taktik nicht unnütz verschwendet, nur so viel, als unvermeidlich ist, keineswegs aber alles, was strategisch mit ihr im Konflikt ist. Corps, welche wegen Ueberlegenheit der Kräfte wenig oder gar nicht gefochten und durch ihre blofse Gegenwart mit entschieden haben, sind nach der Entscheidung, was sie vorher waren, und für neue Zwecke eben so brauchbar, als wenn sie müfsig gewesen wären. Wie sehr aber solche die Uebermacht gebenden Corps zum Totalerfolge beitragen können, ist an sich klar; ja selbst das ist nicht schwer einzusehen, wie sie selbst den Verlust der im taktischen Konflikt begriffenen Kräfte unsererseits beträchtlich verringern können.

Wächst also in der Strategie der Verlust nicht mit dem Umfang der gebrauchten Kräfte, wird er sogar durch denselben oft verringert, und ist, wie sich von selbst versteht, die Entscheidung dadurch mehr für uns gesichert, so folgt von selbst, dafs man niemals zu viel Kräfte anwenden könne, und folglich auch, dafs die zur Verwendung vorhandenen gleichzeitig angewendet werden müssen.

Aber wir müssen den Satz noch auf einem andern Felde durchkämpfen. Wir haben bis jetzt nur vom Kampfe selbst gesprochen; er ist die eigentliche kriegerische Thätigkeit, aber Menschen, Zeit und Raum, welche als die Träger dieser Thätigkeit erscheinen, müssen dabei berücksichtigt, und die Produkte ihrer Einwirkungen in die Betrachtung mitaufgenommen werden.

Mühen, Anstrengungen und Entbehrungen sind im Kriege ein eigenes, nicht wesentlich zum Kampf gehöriges, aber mehr oder weniger unzertrennlich mit ihm verbundenes Vernichtungsprinzip, und zwar eins, das der Strategie vorzugsweise angehört. Sie finden zwar in der Taktik auch statt und vielleicht da im höchsten Grade, aber da die taktischen Akte von geringerer Dauer sind, so können die geringen Wirkungen von Anstrengungen und Entbehrungen in ihnen auch wenig in Betracht kommen. Aber in der Strategie, wo Zeiten und Räume gröfser sind, wird die Wirkung nicht nur stets

merklich, sondern oft ganz entscheidend. Es ist nicht ungewöhnlich, daſs ein siegreiches Heer viel mehr an Krankheiten, als in Gefechten verliert.

Betrachten wir also diese Vernichtungssphäre in der Strategie, wie wir die des Feuers und des Faustkampfes in der Taktik betrachtet haben, so können wir uns allerdings vorstellen, daſs alles, was ihr ausgesetzt ist, am Ende des Feldzugs oder eines andern strategischen Abschnittes in einen Zustand der Schwächung geräth, welcher eine neu erscheinende, frische Kraft entscheidend macht. Man könnte also hier wie dort veranlaſst werden, den ersten Erfolg mit so wenigem als möglich zu suchen, um sich diese frische Kraft für das Ende aufzubewahren.

Um diesen Gedanken, welcher in zahlreichen Fällen der Anwendung einen groſsen Schein von Wahrheit haben wird, genau zu würdigen, müssen wir den Blick auf die einzelnen Vorstellungen desselben richten. Zuerst muss man den Begriff der bloſsen Verstärkung nicht mit einer frischen, unabgenutzten Kraft verwechseln. Es giebt wenig Feldzüge, an deren Schluſs nicht dem Sieger wie dem Besiegten ein neuer Zuwachs der Kräfte höchst erwünscht, ja entscheidend erscheinen sollte; aber davon ist hier nicht die Rede, denn dieser Zuwachs an Kräften würde nicht nöthig sein, wenn diese gleich Anfangs so viel gröſser gewesen wären. Daſs aber ein frisch ins Feld rückendes Heer seinem moralischen Werthe nach besser zu achten wäre, als das schon im Felde stehende, so wie eine taktische Reserve allerdings besser zu achten ist, als eine Truppe, die schon viel im Gefecht gelitten hat, das wäre gegen alle Erfahrung. Eben so viel wie ein unglücklicher Feldzug den Truppen an Muth und moralischer Kraft nimmt, eben so viel erhöht ein glücklicher ihren Werth von dieser Seite, so daſs sich diese Wirkungen in der Allgemeinheit der Fälle ausgleichen und dann noch die Kriegsgewohnheit als ein reiner Gewinn übrig bleibt. Ueberdies muſs hier der Blick mehr auf die glücklichen als auf die unglücklichen Feldzüge gerichtet sein, weil da, wo der letztere sich mit mehr Wahrscheinlichkeit vorhersehen läſst, ohnehin die Kräfte fehlen, und an eine Zurückstellung eines Theils derselben zum spätern Gebrauch nicht zu denken ist.

Ist dieser Punkt beseitigt, so frägt es sich: wachsen die Verluste, welche eine Streitkraft durch Anstrengungen und Entbehrungen erleidet, eben so wie ihr Umfang, wie das im Gefecht der Fall ist? und darauf muſs man „nein“ antworten.

Die Anstrengungen entstehen gröſstentheils aus den Gefahren, von welchen jeder Augenblick des kriegerischen Aktes mehr oder weniger durchdrungen ist. Diesen Gefahren überall zu begegnen, in seinem Handeln mit Sicherheit fortzuschreiten, das ist der Gegenstand einer grossen Menge von Thätigkeiten, welche den taktischen und strategischen Dienst des Heeres ausmachen[1]). Dieser Dienst wird schwieriger, je schwächer das Heer ist, und leichter, je mehr seine Ueberlegenheit gegen das feindliche zunimmt. Wer

[1]) Hier findet sich der erste Anklang an die, wie wir meinen, ganz eigenartige Funktion der „Sicherung“, die füglich auch schon in den Abhandlungen über die „Ungewiſsheit im Kriege“ hätte berührt werden können.

kann das bezweifeln? Ein Feldzug gegen einen viel schwächern Feind wird also auch geringere Anstrengungen kosten, als gegen einen eben so starken oder gar stärkern.

Das sind die Anstrengungen. Etwas anders sieht es mit den Entbehrungen aus. Diese bestehen hauptsächlich in zwei Gegenständen: dem Mangel an Lebensmitteln und dem Mangel beim Unterkommen der Truppen, sei es im Quartiere oder in bequemen Lägern. Beide werden allerdings um so grösser sein, je zahlreicher das Heer auf demselben Fleck ist. Allein giebt denn nicht gerade die Uebermacht auch die besten Mittel, sich auszubreiten und mehr Raum, also auch mehr Mittel des Unterhaltes und des Unterkommens zu finden?

Wenn Bonaparte im Jahre 1812 beim Vordringen in Russland sein Heer auf eine unerhörte Weise zu grossen Massen auf einer Strasse vereinigt und dadurch einen eben so unerhörten Mangel veranlasst hat, so muss man das seinem Grundsatz zuschreiben, nie stark genug auf dem entscheidenden Punkt sein zu können. Ob er diesen Grundsatz hier übertrieben hat oder nicht, ist eine Frage, die nicht hierher gehört, aber gewiss ist es, dass, wenn er dem dadurch hervorgerufenen Mangel hätte aus dem Wege gehen wollen, er nur in einer grösseren Breite vorzugehen brauchte; es fehlte dazu in Russland nicht an Raum und wird in den wenigsten Fällen daran fehlen. Es kann also hieraus kein Grund hergeleitet werden, um zu beweisen, dass die gleichzeitige Anwendung sehr überlegener Kräfte eine grössere Schwächung hervorbringen musste. Gesetzt nun aber, Wind und Wetter und die unvermeidlichen Anstrengungen des Krieges hätten auch an dem Theil des Heeres, welchen man als eine überschiessende Macht allenfalls für einen spätern Gebrauch hätte aufbewahren können, trotz der Erleichterungen, welche dieser Theil dem Ganzen verschaffte, doch eine Verminderung bewirkt, so muss man doch nun erst alles wieder mit einem Gesammtblick im Zusammenhange auffassen und also fragen: wird diese Verminderung so viel betragen, als der Gewinn an Kräften, welchen wir durch unsere Uebermacht auf mehr als einem Wege machen können?

Aber es giebt noch einen sehr wichtigen Punkt zu berühren. In dem Theilgefecht kann man ohne grosse Schwierigkeit die Kraft ungefähr bestimmen, welche zu einem grössern Erfolg, den man sich vorgesetzt hat, nöthig ist, und folglich auch bestimmen, was überflüssig sein würde. In der Strategie ist dies so gut wie unmöglich, weil der strategische Erfolg keinen so bestimmten Gegenstand und keine so nahen Grenzen hat[2]). Was also in der Taktik als ein Ueberfluss von Kräften angesehen werden kann, muss in der Strategie als ein Mittel betrachtet werden, den Erfolg zu erweitern, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet; mit der Grösse des Erfolges aber wachsen die Prozente des Gewinnes, und das Uebergewicht der Kräfte kann auf

---

[2]) Diese beiden so vollkommen wahren Sätze rechtfertigen wohl am besten eine getrennte Betrachtung der „Schlacht“ (von welcher hier überall die Rede ist), namentlich auch in Bezug auf die zur Frage stehende „Vereinigung der Kräfte in der Zeit“: als einen „strategischen“ und einen „taktischen Akt“, für welch' jeden die Antwort anders ausfallen wird.

diese Weise schnell zu einem Punkte kommen, welchen die sorgfältigste Oekonomie der Kräfte nie erreicht haben würde.

Vermittelst seiner ungeheuern Ueberlegenheit gelang es Bonaparte im Jahre 1812 bis Moskau vorzudringen und diese Centralhauptstadt einzunehmen; wäre es ihm auch vermittelst eben dieser Uebermacht noch gelungen, das russische Heer vollkommen zu zertrümmern, so würde er wahrscheinlich einen Frieden in Moskau geschlossen haben, der auf jede andere Weise weniger erreichbar war. Dies Beispiel soll den Gedanken nur erklären, nicht beweisen, was einer umständlichen Entwicklung bedürfte, zu welcher hier nicht der Ort ist.[3])

Alle diese Betrachtungen sind blos auf den Gedanken einer successiven Kraftanwendung gerichtet und nicht auf den eigentlichen Begriff einer Reserve, welchen sie zwar unaufhörlich berühren, der aber, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, noch mit anderen Vorstellungen zusammenhängt.

Was wir hier ausmachen wollten, ist, dafs, wenn in der Taktik die Streitkraft schon durch die blofse Dauer der wirklichen Anwendung eine Schwächung erleidet, die Zeit also als ein Faktor in dem Produkt erscheint, dies in der Strategie nicht auf eine wesentliche Art der Fall ist. Die zerstörenden Wirkungen, welche die Zeit auf die Streitkräfte auch in der Strategie übt, werden durch die Masse derselben theils vermindert, theils auf andere Weise eingebracht, und es kann daher in der Strategie nicht die Absicht sein, die Zeit um ihrer selbst willen zu seinem Verbündeten zu machen, indem man die Kräfte nach und nach zur Anwendung bringt.

Wir sagen „um ihrer selbst willen", denn der Werth, welchen die Zeit wegen anderer Umstände, die sie herbeiführt, die aber von ihr selbst verschieden sind, für den einen der beiden Theile haben kann, ja nothwendig haben mufs, ist etwas ganz Anderes, ist nichts weniger als gleichgültig oder unwichtig und wird der Gegenstand einer anderen Betrachtung sein.

Das Gesetz, welches wir zu entwickeln versuchten, ist also: Alle Kräfte, welche für einen strategischen Zweck bestimmt und vorhanden sind, sollen gleichzeitig auf denselben verwendet werden[4]), und diese Verwendung wird um so vollkommener sein, je mehr alles in einen Akt und in einen Moment zusammengedrängt wird.

Es giebt aber darum doch einen Nachdruck und eine nachhaltige Wirkung in der Strategie, und wir können sie um so weniger übersehen, als sie ein Hauptmittel des endlichen Erfolges ist, nämlich die fortdauernde Entwick-

---

[3]) Vgl. Bd. VII. Zweite Auflage. S. 56.

[4]) Was aber selbstredend nicht auch ihre „gleichzeitige" Verwendung für den „taktischen" Zweck einschliefst, selbst wenn die „strategische" Verwendung „Alles in einen Akt und einen Moment" — die Entscheidungsschlacht — „zusammendrängt"!

Ueberhaupt ist es nothwendig, in dieser ganzen Abhandlung streng die strategische von der taktischen Seite der gebotenen Erörterungen auseinander zu halten.

lung neuer Kräfte. Auch dies ist der Gegenstand eines andern Kapitels, und wir nennen ihn blos, um zu verhüten, dafs der Leser nicht etwas im Auge habe, wovon wir gar nicht sprechen.

Wir wenden uns nun zu einem mit unsren bisherigen Betrachtungen sehr nahe verwandten Gegenstand, durch dessen Feststellung dem Ganzen erst sein volles Licht gegeben werden kann, wir meinen die strategische Reserve.

Dreizehntes Kapitel.

Strategische Reserve.

Eine Reserve hat zwei Bestimmungen, die sich wohl von einander unterscheiden lassen, nämlich erstens die Verlängerung und Erneuerung des Kampfes, und zweitens den Gebrauch gegen unvorhergesehene Fälle. Die erste Bestimmung setzt den Nutzen einer successiven Kraftanwendung voraus und kann deshalb in der Strategie nicht vorkommen. Die Fälle, wo ein Corps nach einem Punkt hingeschickt wird, der im Begriff ist überwältigt zu werden, sind offenbar in die Kategorie der zweiten Bestimmung zu setzen, weil der Widerstand, welchen man hier zu leisten hat, nicht hinlänglich vorhergesehen worden ist. Ein Corps aber, das zur blofsen Verlängerung des Kampfes bestimmt und zu dem Behuf zurückgestellt ist, würde, nur aufser den Bereich des Feuers gestellt, dem im Gefecht Befehlenden untergeordnet und zugewiesen, mithin eine taktische und keine strategische Reserve sein.

Das Bedürfniss aber, eine Kraft für unvorhergesehene Fälle bereit zu haben, kann auch in der Strategie vorkommen, und folglich kann es auch eine strategische Reserve geben, aber nur da, wo unvorhergesehene Fälle denkbar sind. In der Taktik, wo man die Massregeln des Feindes meistens erst durch den Augenschein kennen lernt, und wo jedes Gehölz und jede Falte eines wellenförmigen Bodens dieselben verbergen kann, muss man natürlich immer mehr oder weniger auf unvorhergesehene Fälle gefasst sein, um diejenigen Punkte unsres Ganzen, welche sich zu schwach zeigen, hinterher verstärken und überhaupt die Anordnung unsrer Kräfte mehr nach Mafsgabe der feindlichen einrichten zu können.

Auch in der Strategie müssen solche Fälle vorkommen, weil der strategische Akt unmittelbar an den taktischen anknüpft. Auch in der Strategie wird manche Anordnung erst nach dem Augenschein, nach ungewissen, von einem Tage zum andern, von einer Stunde zur andern eingehenden Nachrichten, endlich nach den wirklichen Erfolgen der Gefechte getroffen; es ist also eine wesentliche Bedingung der strategischen Führung, dafs nach Mafsgabe der Ungewifsheit Streitkräfte zur späteren Verwendung zurückgehalten werden.

Bei der Vertheidigung überhaupt, besonders aber bei der Vertheidigung

gewisser Bodenabschnitte, wie Flüsse, Gebirge u. s. w. kommt dies bekanntlich unaufhörlich vor.

Aber diese Ungewifsheit nimmt ab, je weiter sich die strategische Thätigkeit von der taktischen entfernt, und hört fast ganz in jenen Regionen derselben auf, wo sie an die Politik grenzt.

Wohin der Feind seine Kolonnen zur Schlacht führt, kann man nur aus dem Augenschein erkennen; wo er einen Flufs überschreiten wird, aus wenigen Anstalten, die sich kurz vorher kund thun, auf welcher Seite er unser Reich anfallen werde, das verkünden gewöhnlich schon alle Zeitungen, ehe noch ein Pistolenschufs fällt. Je gröfserer Art die Mafsnahmen werden, um so weniger kann man mit ihnen überraschen. Zeit und Räume sind so grofs, die Verhältnisse, aus welchen die Handlung hervorgeht, so bekannt und wenig veränderlich, dafs man das Ergebnifs entweder zeitig genug erfährt oder mit Gewifsheit erforschen kann.

Von der andern Seite wird auch der Gebrauch einer Reserve, wenn sie wirklich vorhanden wäre, in diesem Gebiete der Strategie immer unwirksamer, je weiter die Mafsregel gegen das Ganze hinaufrückt.

Wir haben gesehen, dafs die Entscheidung eines Theilgefechtes an sich nichts ist, sondern dafs alle Theilgefechte erst in der Entscheidung des Totalgefechtes ihre Erledigung finden.

Aber auch diese Entscheidung des Totalgefechtes hat nur eine relative Bedeutung in sehr vielen Abstufungen, jenachdem die Streitkraft, über welche der Sieg errungen ist, einen mehr oder weniger grofsen und bedeutenden Theil des Ganzen ausmachte. Das verlorne Treffen eines Corps kann durch den Sieg des Heeres gut gemacht werden, und selbst die verlorne Schlacht eines Heeres könnte durch die gewonnene eines bedeutenderen nicht blos aufgewogen, sondern in ein glückliches Ereignifs verwandelt werden (die beiden Tage von Kulm 1813). Niemand kann dies bezweifeln; aber es ist eben so klar, dafs das Gewicht eines jeden Sieges (der glückliche Erfolg eines jeden Totalgefechtes) um so selbständiger wird, je bedeutender der besiegte Theil war, und dafs also die Möglichkeit, das Verlorne durch ein späteres Ereignifs wieder einzubringen, in dieser Richtung immer mehr abnimmt. Wie sich das näher bestimmt, werden wir an einem andern Ort zu betrachten haben; hier ist es uns genug, auf das unzweifelhafte Dasein dieser Progression aufmerksam gemacht zu haben.

Fügen wir nun endlich diesen beiden Betrachtungen noch die dritte hinzu, nämlich dafs, wenn der nachhaltige Gebrauch der Streitkräfte in der Taktik die Hauptentscheidung immer gegen das Ende des ganzen Aktes hin verschiebt, das Gesetz des gleichzeitigen Gebrauchs in der Strategie umgekehrt die Hauptentscheidung (welche nicht die endliche zu sein braucht) fast immer am Anfang des grofsen Aktes stattfinden läfst, so werden wir in diesen drei Resultaten Gründe genug haben, um strategische Reserve immer entbehrlicher, immer unnützer und immer gefährlicher zu finden, je umfassender ihre Bestimmung ist.

Der Punkt aber, wo die Idee der strategischen Reserve anfängt widersprechend zu werden, ist nicht schwer zu bestimmen: er liegt in der Haupt-

entscheidung. Die Verwendung aller Kräfte muſs sich innerhalb der Hauptentscheidung befinden, und jede Reserve (fertiger Streitkräfte), welche erst nach dieser Entscheidung gebraucht werden sollte, ist widersinnig.

Wenn also die Taktik in ihren Reserven das Mittel hat, nicht blos den unvorhergesehenen Anordnungen des Feindes zu begegnen, sondern auch den niemals vorherzusehenden Erfolg des Gefechts da, wo er unglücklich ist, wieder gut zu machen, so muſs die Strategie, wenigstens was die groſse Entscheidung betrifft, auf dieses Mittel verzichten; sie kann die Nachtheile, welche auf einem Punkt eintreten, in der Regel nur durch die Vortheile wieder gut machen, die sie auf anderen erhält, und in wenigen Fällen, indem sie Kräfte von einem Punkte zum andern überführt; niemals aber soll oder darf sie auf den Gedanken kommen, einem solchen Nachtheil durch eine zurückgestellte Kraft im Voraus begegnen zu wollen.

Wir haben die Idee einer strategischen Reserve, welche bei der Hauptentscheidung nicht mitwirken soll, für widersinnig erklärt, und das ist sie so unzweifelhaft, daſs wir gar nicht versucht gewesen sein würden, sie einer solchen Analyse zu unterwerfen, wie in diesen beiden Kapiteln geschehen ist, wenn sie sich nicht, unter andere Vorstellungen verkappt, etwas besser ausnähme und so häufig zum Vorschein käme. Der Eine sieht in ihr den Preis strategischer Weisheit und Vorsicht, der Andere verwirft sie und mit ihr die Idee jeder Reserve, folglich auch der taktischen. Dieser Ideenwirrwarr geht ins wirkliche Leben über, und will man ein glänzendes Beispiel davon sehen, so erinnere man sich, daſs Preuſsen 1806 eine Reserve von 20,000 Mann unter dem Prinzen Eugen von Württemberg in der Mark kantoniren lieſs, welche dann nicht mehr zur rechten Zeit die Saale erreichen konnte, und daſs andere 25,000 Mann dieser Macht in Ost- und Südpreuſsen zurückblieben, welche man als eine Reserve erst später auf den Feldfuſs setzen wollte.

Nach diesen Beispielen wird man uns wohl nicht Schuld geben, daſs wir mit Windmühlen gefochten haben[1]).

Vierzehntes Kapitel.

Oekonomie der Kräfte.

Der Pfad der Ueberlegung läſst sich, wie wir gesagt haben, durch Grundsätze und Ansichten selten bis zu einer bloſsen Linie einengen. Es bleibt immer ein gewisser Spielraum. So ist es aber in allen praktischen Künsten des Lebens. Für die Schönheitslinien giebt es keine Abszissen und Ordinaten, Kreis und Ellipse werden nicht durch ihre algebraischen Formeln zu

---

[1]) Dank dieser schlagenden Abfertigung einer einst sehr cultivirten Idee kann unsere Zeit jetzt wirklich das Kapitel fast wie einen Kampf gegen Windmühlen ansehen!

Stande gebracht. Es muſs sich also der Handelnde bald dem feinern Takt des Urtheils überlassen, der, aus natürlichem Scharfsinn hervorgehend und durch Nachdenken gebildet, das Rechte fast bewuſstlos trifft, bald muſs er das Gesetz zu hervorstechenden Merkmalen vereinfachen, welche seine Regeln bilden, bald muſs die eingeführte Methode der Stab werden, an welchen er sich hält.

Als ein solches vereinfachtes Merkmal, als einen Handgriff des Geistes sehen wir den Gesichtspunkt an, stets über die Mitwirkung aller Kräfte zu wachen, oder mit andern Worten, es immer und immer im Auge zu haben, daſs kein Theil derselben müſsig sei. Wer da Kräfte hat, wo der Feind sie nicht hinreichend beschäftigt, wer einen Theil seiner Kräfte marschiren, d. h. todt sein läſst, während die feindlichen schlagen, Der führt mit seinen Kräften einen schlechten Haushalt. In diesem Sinne giebt es eine Verschwendung der Kräfte, die selbst schlimmer ist als ihre unzweckmäſsige Verwendung. Wenn einmal gehandelt werden soll, so ist das erste Bedürfniſs, daſs alle Theile handeln, weil die unzweckmäſsigste Thätigkeit doch einen Theil der feindlichen Kräfte beschäftigt und niederschlägt, während die ganz müſsigen Kräfte für den Augenblick ganz neutralisirt sind. Unverkennbar hängt diese Ansicht mit den Grundsätzen der drei letzten Kapitel zusammen; es ist dieselbe Wahrheit, aber von einem etwas mehr umfassenden Standpunkt aus gesehen und in eine einzige Vorstellung zusammengedrängt.

Fünfzehntes Kapitel.

Geometrisches Element.

Wie sehr das geometrische Element oder die Form in der Aufstellung der Streitkräfte im Kriege zu einem vorherrschenden Prinzip werden kann, sehen wir an der Befestigungskunst, wo die Geometrie fast das Gröſste und Kleinste besorgt. Auch in der Taktik spielt sie eine groſse Rolle. Von der Taktik im engeren Sinn, der Bewegungslehre der Truppen, ist sie die Grundlage; in der Feldbefestigung aber so wie in der Lehre von den Stellungen und ihrem Angriff herrschen ihre Winkel und Linien wie Gesetzgeber, welche den Streit zu entscheiden haben. Manches ist hier zu falscher Anwendung gekommen und Anderes war nur Spielerei; aber dennoch hat gerade in der heutigen Taktik, wo man in jedem Gefecht seinen Gegner zu umfassen sucht, das geometrische Element von Neuem eine groſse Wirksamkeit erhalten, zwar in sehr einfacher, aber immer wiederkehrender Anwendung. Nichts desto weniger kann in der Taktik, wo alles beweglicher, wo die moralischen Kräfte, die individuellen Züge und der Zufall einflufsreicher sind, als im Festungskriege, das geometrische Element nicht eben so wie in diesen vorherrschen. Noch geringer aber ist sein Einfluſs in der Strategie. Zwar sind auch hier die Formen in der Aufstellung der Streitkräfte, die Gestalt der Länder und

Staaten von grofsem Einflufs; das geometrische Prinzip ist aber hier nicht entscheidend wie in der Befestigungskunst und lange nicht so wichtig wie in der Taktik. — Auf welche Weise jener Einflufs sich zeigt, wird sich erst nach und nach an denjenigen Stellen sagen lassen, wo er eintritt und Rücksicht verdient. Hier wollen wir vielmehr auf den Unterschied aufmerksam machen, welcher dabei zwischen Taktik und Strategie besteht.

In der Taktik kommen Zeit und Raum schnell auf ihr absolut Kleinstes zurück. Wenn eine Truppe von der feindlichen in Seite und Rücken gefafst wird, so kommt es bald auf den Punkt, wo ihr gar kein Rückzug mehr bleibt; eine solche Lage ist der absoluten Unmöglichkeit, weiter zu fechten, nahe, und sie mufs sich also daraus befreien oder derselben vorbeugen. Dies giebt allen dahin zielenden Kombinationen von Hause aus eine grofse Wirksamkeit, und diese besteht gröfstentheils in den Besorgnissen, welche sie dem Gegner über die Folgen einflöfsen. Darum ist die geometrische Aufstellung der Streitkräfte ein so wesentlicher Faktor in dem Produkt.

Von alle dem hat die Strategie wegen der grofsen Räume und Zeiten nur einen schwachen Reflex. Man schiefst nicht von einem Kriegstheater bis zum andern, sondern es vergehen oft Wochen und Monate, ehe eine angelegte strategische Umgehung zur Wirklichkeit kommt. Ferner sind die Räume so grofs, dafs die Wahrscheinlichkeit, zuletzt den rechten Punkt zu treffen, auch bei den besten Mafsregeln sehr gering bleibt.

In der Strategie ist also die Wirkung solcher Kombinationen, d. h. des geometrischen Elements, viel geringer, und darum ist die Wirkung dessen, was man einstweilen faktisch auf einem Punkt errungen hat, viel gröfser. Dieser Vortheil hat Zeit, seine volle Wirkung zu äufsern, ehe er von entgegengesetzten Besorgnissen darin gestört oder gar vernichtet wird. Wir scheuen uns daher nicht, es als eine ausgemachte Wahrheit anzusehen, dafs es in der Strategie mehr auf die Anzahl und den Umfang siegreicher Gefechte ankomme, als auf die Form der grofsen Lineamente, in welcher sie zusammenhängen.

Gerade die umgekehrte Ansicht ist ein Lieblingsthema der neueren Theorie gewesen, weil man geglaubt hat, dadurch der Strategie eine gröfsere Wichtigkeit zu geben. In der Strategie aber sah man wieder die höhere Funktion des Geistes, und so glaubte man den Krieg dadurch zu veredeln und, wie man vermöge einer neuen Substitution der Begriffe sagte, wissenschaftlicher zu machen. Wir halten es für einen Hauptnutzen einer vollständigen Theorie, solchen Verschrobenheiten ihr Ansehen zu nehmen, und da das geometrische Element die Hauptvorstellung ist, von welcher dieselbe auszugehen pflegt, so haben wir diesen Punkt ausdrücklich herausgehoben.[1])

---

[1]) Die Abfertigung, welche Clausewitz hier dem „verschrobenen“ Einflusse des geometrischen Elementes angedeihen läfst, hat ihre vollste Berechtigung:
a) Der Clausewitzschen Definition des Begriffs „Strategie“, als kurzweg

Sechszehntes Kapitel.

Ueber den Stillstand im kriegerischen Akt.

Wenn man den Krieg als einen Akt gegenseitiger Vernichtung ansieht so mufs man sich nothwendigerweise beide Theile als im Allgemeinen vorschreitend denken, zugleich aber mufs man sich, was den jedesmaligen Augenblick betrifft, fast eben so nothwendigerweise den einen als abwartend, und nur den andern als vorschreitend denken, denn die Umstände werden niemals auf beiden Seiten völlig gleich sein oder sich völlig gleich bleiben. Es wird mit der Zeit ein Wechsel entstehen, woraus denn folgt, dafs der gegenwärtige Augenblick dem einen günstiger ist, als dem andern. Setzt man nun bei beiden Feldherren eine vollkommene Kenntnifs dieser Umstände voraus, so entspringt daraus für den einen ein Grund des Handelns, der dann zugleich für den andern ein Grund des Abwartens wird. Es können also hiernach Beide nicht zugleich das Interesse des Vorschreitens, aber auch nicht zugleich das Interesse des Abwartens haben. Dieses gegenseitige Ausschliefsen desselben Zwecks ist hier nicht aus dem Grunde der allgemeinen Polarität hergeleitet, und also kein Widerspruch gegen die Behauptung des fünften Kapitels des zweiten Buchs[1]), sondern rührt daher, dafs hier für beide Feldherren wirklich dieselbe Sache Bestimmungsgrund wird, nämlich

---

gleichbedeutend mit „Kriegführung“ („Anwendung der Gefechte zum Zwecke des Krieges!“) und

b) denjenigen Theoretikern gegenüber, welche trotz einer beschränkter gefafsten Definition des Wortes „Strategie“: den „Linien und Winkeln“ dennoch den „entscheidenden“ Einfluſs im Kriege vindiciren wollen, wie dies namentlich Bülow, einigermafsen auch Jomini, durchaus aber nicht — trotz des vielen Geredes — Willisen thut!

Im „beschränkteren“ Begriff der Strategie spielt aber doch immerhin das geometrische Element eine sehr grofse Rolle; strategische „Umfassung, Umgehung, Durchbruch; Central- oder Flankenstellung; die Beziehungen zwischen Basis, Operations- und Rückzugslinien?“ — das Alles sind immer wiederkehrende Fragen geometrischer Natur, die sich aber allerdings nicht, wie besonders jene beiden erstgenannten Schriftsteller dazu neigen, nach der Art „geometrischer Probleme“ lösen lassen und deren irgendwie erfolgende Lösung darum an sich auch niemals einen „entscheidenden“ Einfluſs haben kann, wenn die „Taktik“ (der Schlachtsieg) nicht ihr placet darunter setzt.

Das — aber auch nur das will Clausewitz hier verfechten und „herausheben“; niemals aber darf man aus diesem Kapitel herauslesen wollen, dafs der Autor z. B. das Lagenverhältnifs der Richtungslinie des eigenen Stofses zu der strategischen Frontlinie des Gegners (d. i. aber doch eben das geometrische Element!) für etwas „ganz gleichgültiges“ hat erklären wollen, oder gar, dafs er kein Verständnifs dafür gehabt habe, dafs eine siegreiche Schlacht, welche den Feind (geometrisch!) von seiner Rückzugslinie abdrängt, unendlich gröfsere Erfolge haben mufs, als wenn sie ihn nur frontal längs derselben zurückdrückt! u. dgl. Man mufs sich eben erinnern, dafs Clausewitz auch vielfach „polemisch“ werden mufste, wobei man die Dinge dann für den Moment immer gern etwas einseitig schroff anfafst!!

[1]) Es mufs heifsen: „ersten Kapitel des ersten Buches“!

die Wahrscheinlichkeit einer Verbesserung oder Verschlimmerung ihrer Lage durch die Zukunft.

Liefse man aber auch die Möglichkeit einer völligen Gleichheit der Umstände in dieser Beziehung zu, oder nimmt man darauf Rücksicht, dafs die mangelhafte Kenntnifs der gegenseitigen Lagen beiden Feldherren es so erscheinen lassen kann, so hebt doch die Verschiedenheit der politischen Zwecke diese Möglichkeit eines Stillstandes auf. Einer der beiden Theile mufs politisch genommen nothwendig der Angreifende sein, weil aus gegenseitiger Vertheidigungsabsicht kein Krieg entstehen kann. Der Angreifende aber hat den positiven Zweck, der Vertheidiger einen blos negativen; — Jenem gebührt also das positive Handeln, denn nur dadurch kann er den positiven Zweck erreichen. Es wird also in den Fällen, wo beide Theile sich in ganz gleichen Umständen befinden, der Angreifende durch seinen positiven Zweck zum Handeln aufgefordert.

So ist also nach dieser Vorstellungsart ein Stillstand im kriegerischen Akt streng genommen ein Widerspruch mit der Natur der Sache, weil beide Heere wie zwei feindliche Elemente einander unausgesetzt vertilgen müssen, so wie Feuer und Wasser sich nie ins Gleichgewicht setzen, sondern so lange auf einander einwirken, bis eines ganz verschwunden ist. Was würde man von zwei Ringern sagen, die sich stundenlang umfafst hielten, ohne eine Bewegung zu machen? Der kriegerische Akt sollte also wie ein aufgezogenes Uhrwerk in stetiger Bewegung ablaufen. — Aber so wild die Natur des Krieges ist, so liegt sie doch an der Kette der menschlichen Schwächen, und der Widerspruch, der sich hier zeigt, dafs der Mensch die Gefahr sucht und schafft, die er gleichwohl fürchtet, wird Niemanden befremden.

Richten wir den Blick auf die Kriegsgeschichte überhaupt, so finden wir so sehr das Gegentheil von einem unaufhaltsamen Fortschreiten zum Ziel, dafs ganz offenbar Stillstehen und Nichtsthun der Grundzustand der Heere mitten im Kriege ist, und das Handeln die Ausnahme. Dies sollte uns an der Richtigkeit der gefafsten Vorstellung fast irre machen. Aber, wenn die Kriegsgeschichte dies durch die Masse ihrer Begebenheiten thut, so führt die letzte Reihe derselben von selbst in unsere Ansicht zurück. Der Revolutionskrieg zeigt nur zu sehr ihre Realität und beweist nur zu sehr ihre Nothwendigkeit. In ihm, und besonders in den Feldzügen Bonapartes, hat die Kriegführung den unbedingten Grad der Energie erreicht, den wir als das natürliche Gesetz des Elements betrachtet haben. Dieser Grad ist also möglich, und wenn er möglich ist, so ist er nothwendig.

In der That, wie wollte man auch vor den Augen der Vernunft den Aufwand von Kräften rechtfertigen, welchen man im Kriege macht, wenn ein Handeln nicht der Zweck wäre? Der Bäcker heizt seinen Ofen nur, wenn er das Brot hineinschieben will; die Pferde spannt man nnr an den Wagen, wenn man damit fahren will; warum denn die ungeheuren Anstrengungen eines Krieges machen, wenn man damit nichts hervorbringen will, als ähnliche Anstrengungen beim Feinde?

So viel zur Rechtfertigung des allgemeinen Prinzips — jetzt von seinen

Modifikationen, so weit sie in der Natur der Sache liegen und nicht von individuellen Fällen abhängen.

Es sind hier drei Ursachen zu bemerken, welche als innere Gegengewichte erscheinen und das allzurasche oder unaufhaltsame Ablaufen des Uhrwerks verhindern.

Die erste, welche einen beständigen Hang zum Aufenthalt hervorbringt und dadurch ein retardirendes Prinzip wird, ist die natürliche Furchtsamkeit und Unentschlossenheit des menschlichen Geistes, eine Art von Schwere in der moralischen Welt, die aber nicht durch anziehende, sondern durch zurückstofsende Kräfte hervorgebracht wird, nämlich durch die Scheu vor Gefahr und Verantwortlichkeit.

In dem Flammenelement des Krieges müssen die gewöhnlichen Naturen schwerer erscheinen, die Anstöfse müssen also stärker und wiederholter sein, wenn die Bewegung eine dauernde werden soll. Selten reicht die bloſse Vorstellung von dem Zweck der Bewaffnung hin, diese Schwere zu überwinden, und wenn nicht ein kriegerischer, unternehmender Geist an der Spitze steht, der sich im Kriege, wie der Fisch im Wasser, in seinem rechten Element befindet, oder wenn nicht eine grofse Verantwortlichkeit von oben drückt, so wird das Stillstehen zur Tagesordnung und das Vorschreiten zu den Ausnahmen gehören.

Die zweite Ursache ist die Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurtheilung, die im Kriege gröfser ist als irgendwo, weil man kaum die eigene Lage in jedem Augenblick genau kennt, die des Gegners aber, weil sie verschleiert ist, aus Wenigem errathen mufs. Dies bringt denn oft den Fall hervor, dafs beide Theile auch da einen und denselben Gegenstand für ihren Vortheil ansehen, wo das Interesse des einen doch überwiegend ist. So kann denn jeder glauben weise zu thun, wenn er einen andern Moment abwartet, wie wir das im fünften Kapitel des zweiten Buchs schon gesagt haben.

Die dritte Ursache, welche wie ein Sperrrad in das Uhrwerk eingreift und von Zeit zu Zeit einen gänzlichen Stillstand hervorbringt, ist die gröfsere Stärke der Vertheidigung; A kann sich zu schwach fühlen, B anzugreifen, woraus aber nicht folgt, dafs B stark genug zum Angriff gegen A sei. Der Zusatz von Kraft, welchen die Vertheidigung giebt, geht durch den Angriff nicht blos verloren, sondern wird dem Gegner gegeben, so wie, bildlich gesagt, die Differenz von a + b und a — b gleich 2 b ist. Daher kann es kommen, dafs beide Theile zugleich zum Angriff nicht blos zu schwach sich fühlen, sondern es wirklich sind.

So finden besorgliche Klugheit und Furcht vor allzugrofser Gefahr mitten in der Kriegskunst selbst bequeme Standpunkte, um sich geltend zu machen und das elementarische Ungestüm des Krieges zu bändigen.

Indessen würden diese Ursachen schwerlich ohne Zwang den langen Stillstand erklären können, den die Unternehmungen in früheren, von keinem grofsen Interesse angeregten Kriegen litten, wo der Müfsiggang neun Zehntheile der Zeit einnahm, die man unter den Waffen zubrachte. Diese Erscheinung rührt vorzüglich von dem Einfluſs her, den die Forderung des

Einen, und der Zustand und die Stimmung des Andern auf die Führung des Krieges haben, wie im Kapitel vom Wesen und Zweck des Krieges bereits gesagt ist.[2])

Diese Dinge können von einem so überwiegenden Einfluſs werden, daſs sie den Krieg zu einem Halbdinge machen. Oft sind die Kriege nicht viel mehr als eine bewaffnete Neutralität oder eine drohende Stellung zur Unterstützung der Unterhandlungen oder ein mäſsiger Versuch, sich in einen kleinen Vortheil zu setzen und dann die Sache abzuwarten, oder eine unangenehme Bundespflicht, die man so karg als möglich erfüllt.

In allen diesen Fällen, wo der Stoſs der Interessen gering, das Prinzip der Feindschaft schwach ist, wo man dem Gegner nicht viel thun will und auch nicht viel von ihm zu befürchten hat, kurz, wo kein groſses Interesse drängt und treibt, wollen die Kabinette nicht viel auf das Spiel setzen, und daher diese zahme Kriegführung, bei der der feindselige Geist des wahren Krieges an die Kette gelegt wird.

Je mehr der Krieg auf diese Weise zu einem Halbdinge wird, um so mehr entbehrt die Theorie desselben der nöthigen festen Punkte und Widerlagen für ihr Räsonnement; des Nothwendigen wird immer weniger, des Zufälligen immer mehr.

Nichts desto weniger wird es auch in dieser Kriegführung eine Klugheit geben; ja vielleicht ist ihr Spiel hier mannichfaltiger und ausgedehnter als in der andern. Das Hazardspielen mit Geldrollen scheint in ein Kommerzspiel mit Groschen verwandelt. Und auf diesem Felde, wo die Kriegführung mit vielen kleinen Schnörkeln die Zeit ausfüllt: mit Vorpostengefechten, die zwischen Ernst und Scherz in der Mitte stehen, mit langen Dispositionen, die nichts hervorbringen, mit Stellungen und Märschen, die man hinterher nur darum gelehrt nennt, weil die winzig kleine Ursache derselben verloren gegangen ist und der Hausverstand sich nichts dabei denken kann, gerade auf diesem Felde finden manche Theoretiker die wahre Kriegskunst zu Haus; in diesen Finten, Paraden, Halben- und Viertelstöſsen der alten Kriege finden sie das Ziel aller Theorie, das Vorherrschen des Geistes über die Materie, und die letzten Kriege kommen ihnen dagegen wie rohe Faustschläge vor,

---

[2]) Vergl. die einschlägigen Erörterungen im ersten Kapitel des ersten Buches. Von den drei oben (im Text) als „innere Gegengewichte“ gegen das „stillstandslose“ Ablaufen der kriegerischen Handlung angeführten Ursachen, nämlich: eine „Art Schwere in der moralischen Welt“, die „Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurtheilung“ und die „gröſsere Stärke der Vertheidigung“ sind die beiden letzten und zwar in umgekehrter Reihenfolge schon im ersten Kapitel ersten Buches erwähnt.

Die jetzt noch hinzutretende vierte Erklärung dafür: „aus dem Einflusse der Forderung des Einen und aus dem Zustande und der Stimmung des Anderen“ hergeleitet, fällt mit den politischen Gründen zusammen (der Krieg „kein isolirter Akt“ und „mit seinem Resultat nie etwas Absolutes“), welche früher für die Modifikation der „Tendenz auf das Aeuſserste“ geltend gemacht worden sind.

So bildet dieses Kapitel im Grunde nur wieder eine Ergänzung und eine lichtvolle Erweiterung jener gleich Eingangs des Werkes angestellten Erörterungen!

bei denen nichts zu lernen ist, und die man als Rückschritte gegen die Barbarei hin betrachten muſs. Diese Ansicht ist eben so kleinlich als ihr Gegenstand. Wo groſse Kräfte, groſse Leidenschaften fehlen, ist es einer gewandten Klugheit freilich leichter ihr Spiel zu zeigen; aber ist denn die Leitung groſser Kräfte, das Steuern in Sturm und Wellenschlag, nicht an sich eine höhere Thätigkeit des Geistes? Ist denn jene Rappierkunst nicht von der andern Kriegführung umfaſst und getragen? Verhält sie sich nicht zu ihr, wie sich die Bewegungen auf einem Schiffe zu den Bewegungen des Schiffes verhalten? Sie kann ja nur unter der stillschweigenden Bedingung bestehen, daſs der Gegner es nicht besser mache. Und wissen wir, wie lange er diese Bedingung erfüllen wird? Hat uns denn nicht Frankreichs Revolution mitten in der eingebildeten Sicherheit unsrer alten Künste überfallen und von Chalons bis Moskau geschleudert? und hat Friedrich der Groſse nicht schon auf ähnliche Weise die Oesterreicher in der Ruhe ihrer alten Kriegsgewohnheiten überrascht und ihre Monarchie erschüttert? Wehe dem Kabinet, welches mit einer halben Politik und gefesselten Kriegskunst auf einen Gegner trifft, der wie das rohe Element keine anderen Gesetze kennt als die seiner innewohnenden Kraft! Dann wird jeder Mangel an Thätigkeit und Anstrengung ein Gewicht in der Wagschale des Gegners; es ist dann nicht so leicht, die Fechterstellung in die eines Athleten zu verwandeln, und ein geringer Stoſs reicht oft hin, das Ganze zu Boden zu werfen.

Aus allen angeführten Ursachen geht hervor, daſs der kriegerische Akt eines Feldzuges nicht in kontinuirlicher Bewegung fortläuft, sondern ruckweis, und daſs also zwischen den einzelnen blutigen Handlungen eine Zeit des Beobachtens eintritt, in welcher sich beide Theile in der Vertheidigung befinden, so wie daſs gewöhnlich ein höherer Zweck bei dem einen das Prinzip des Angriffs vorherrschen und ihn im Allgemeinen in einer fortschreitenden Stellung bleiben läſst, wodurch denn sein Betragen in etwas modifizirt wird.

Siebzehntes Kapitel.

Ueber den Charakter der heutigen Kriege.

Die Rücksicht, welche man dem Charakter der heutigen Kriege schuldig ist, hat einen groſsen Einfluſs auf alle Entwürfe, vorzüglich die strategischen.

Seit alle früher gewöhnlichen Mittel durch Bonapartes Glück und Kühnheit über den Haufen geworfen, und Staaten vom ersten Range fast mit einem Schlage vernichtet worden sind; seitdem die Spanier durch ihren anhaltenden Kampf gezeigt haben, was trotz ihrer Schwäche und Porosität im Einzelnen Nationalbewaffnungen und Insurrektionsmittel im Groſsen vermögen; seitdem Ruſsland durch seinen Feldzug von 1812 gelehrt hat, erstens, daſs ein Reich von groſsen Dimensionen nicht zu erobern ist (was man füglich vorher hätte wissen können), zweitens, daſs die Wahrscheinlichkeit des

Erfolges nicht in allen Fällen in dem Mafse abnimmt, als man Schlachten, Hauptstädte, Provinzen verliert (was früher allen Diplomaten ein unumstöfslicher Grundsatz war, daher sie auch gleich mit einem interimistischen schlechten Frieden bei der Hand waren), sondern dafs man oft mitten in seinem Lande am stärksten ist, wenn die Offensivkraft des Gegners sich schon erschöpft hat, und mit welcher ungeheuren Gewalt dann die Defensive zur Offensive überspringt; seitdem ferner Preufsen 1813 gezeigt hat, dafs plötzliche Anstrengungen die gewöhnliche Stärke einer Armee auf dem Wege der Miliz versechsfachen können, und dafs diese Miliz eben so gut aufserhalb des Landes als im Lande zu gebrauchen ist, — nachdem alle diese Fälle gezeigt haben, welch ein ungeheurer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei, — nachdem die Regierungen alle diese Hülfsmittel kennen gelernt haben, ist nicht zu erwarten, dafs sie dieselben in künftigen Kriegen unbenutzt lassen werden, sei es, dafs die Gefahr der eigenen Existenz ihnen drohe, oder ein heftiger Ehrgeiz sie treibe.

Dafs Kriege, welche mit der ganzen Schwere der gegenseitigen Nationalkraft geführt werden, nach andern Grundsätzen eingerichtet sein müssen als solche, wo alles nach dem Verhältnifs der stehenden Heere zu einander berechnet wurde, ist leicht einzusehen. Die stehenden Heere glichen sonst den Flotten, die Landmacht der Seemacht in ihrem Verhältnifs zum übrigen Staat, und daher hatte die Kriegskunst zu Lande etwas von der Seetaktik, was sie nun ganz verloren hat.[1])

Achtzehntes Kapitel.

Spannung und Ruhe.

Das dynamische Gesetz des Krieges.

Wir haben im sechszehnten Kapitel dieses Buches (S. 157) gesehen, wie viel gröfser in den meisten Feldzügen die Zeit des Stillstandes und der Ruhe, als die des Handelns war. Wenn wir nun auch, wie im vorigen Kapitel gesagt ist, in den heutigen Kriegen einen ganz anderen Charakter wahrnehmen, so ist es doch gewifs, dafs das eigentliche Handeln immer von mehr oder weniger langen Pausen unterbrochen sein wird, und dies führt uns auf das Bedürfnifs, das Wesen beider Zustände näher zu betrachten.

Wenn ein Stillstand im kriegerischen Akt eintritt, d. h. wenn keiner von beiden Theilen etwas Positives will, so ist Ruhe und folglich Gleichgewicht, aber freilich Gleichgewicht in der weitesten Bedeutung, wo nicht blos die physischen und moralischen Streitkräfte, sondern alle Verhältnisse und Interessen in Rechnung kommen. So wie einer der beiden Theile sich einen neuen positiven Zweck vorsetzt und für die Erreichung desselben thätig wird, wäre

---

[1]) Was würde Clausewitz aus diesem Kapitel gemacht haben, wenn er unsere Kriege, speziell 1870—71 erlebt hätte!?

es auch blos mit Vorbereitungen, und sobald der Gegner diesem widerstrebt, entsteht eine Spannung der Kräfte; diese dauert so lange, bis die Entscheidung erfolgt ist, d. h. bis entweder der eine seinen Zweck aufgegeben, oder der andere ihn eingeräumt hat.

Auf diese Entscheidung, deren Gründe immer in den Wirkungen der Gefechtskombinationen liegen, welche von beiden Seiten entstehen, folgt dann eine Bewegung in der einen oder andern Richtung.

Hat sich diese Bewegung erschöpft, entweder in den Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, wie an eigener Friktion, oder durch neu eingetretene Gegengewichte, so tritt entweder wieder Ruhe oder eine neue Spannung und Entscheidung und dann eine neue Bewegung, in den meisten Fällen in der entgegengesetzten Richtung, ein.

Diese spekulative Unterscheidung von Gleichgewicht, Spannung und Bewegung ist wesentlicher für das praktische Handeln, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte.

Im Zustande der Ruhe und des Gleichgewichts kann mancherlei Thätigkeit herrschen, nämlich die, welche blos von Gelegenheitsursachen und nicht von dem Zweck einer grofsen Veränderung ausgeht. Eine solche Thätigkeit kann bedeutende Gefechte, ja selbst Hauptschlachten[1]) in sich schliefsen, aber sie ist darum doch von einer ganz andern Natur und deshalb meistens von anderer Wirkung.

Wenn eine Spannung stattfindet, so wird die Entscheidung immer wirksamer sein, theils weil sich darin mehr Willenskraft und mehr Drang der Umstände kund thun wird, theils weil alles schon auf eine grofse Bewegung vorbereitet und zugerichtet ist. Die Entscheidung gleicht da der Wirkung einer wohl verschlossenen und verdämmten Mine, während eine an sich vielleicht eben so grofse Begebenheit im Zustand der Ruhe mehr oder weniger einer in freier Luft verplatzten Pulvermasse ähnlich ist.

Der Zustand der Spannung mufs übrigens, wie sich von selbst versteht, in verschiedenen Graden gedacht werden und kann sich folglich gegen den Zustand der Ruhe hin in so viel Abstufungen verlaufen, dafs er in den letzten wenig von ihr verschieden sein wird.

Nun ist der wesentlichste Nutzen, den wir aus dieser Betrachtung ziehen, der Schlufs, dafs jede Mafsregel, die man in dem Zustande der Spannung ergreift, wichtiger, erfolgreicher ist, als dieselbe Mafsregel im Zustande des Gleichgewichts gewesen sein würde, und dafs diese Wichtigkeit in den höchsten Graden der Spannung unendlich steigt.

Die Kanonade von Valmy hat mehr entschieden als die Schlacht bei Hochkirch.

In einem Landstrich, den uns der Feind überläfst, weil er ihn nicht vertheidigen kann, dürfen wir uns ganz anders niederlassen, als wenn der Rück-

---

[1]) Aber doch offenbar das Wort „Hauptschlacht“ nur in dem Sinne verstanden, dafs beiderseits bedeutende Kräfte sich — ohne den strategischen Zweck definitiver Entscheidung — in derselben abringen: „in freier Luft verplatzen!“

zug des Feindes blos in der Absicht geschah, die Entscheidung unter besseren Umständen zu geben. Gegen einen im Vorschreiten begriffenen strategischen Angriff kann eine fehlerhafte Stellung, ein einziger falscher Marsch von entscheidenden Folgen sein, während im Zustande des Gleichgewichts diese Dinge sehr hervorstechend sein müfsten, um des Gegners Thätigkeit überhaupt nur anzuregen.

Die meisten früheren Kriege bestanden, wie wir schon gesagt haben, dem gröfsten Theil der Zeit nach in diesem Zustande des Gleichgewichts, oder wenigstens so geringer, entfernt liegender, schwach wirkender Spannungen, dafs die Ereignisse, welche in ihnen vorkommen, selten von grofsem Erfolge waren, oft Gelegenheitsstücke zum Geburtstag einer Monarchin (Hochkirch), oft eine blofse Genugthuung der Waffenehre (Kunersdorf), oder der Feldherrn-Eitelkeit (Freiberg).

Dafs der Feldherr diese Zustände gehörig erkenne, dafs er den Takt habe, sich im Geiste derselben zu betragen, halten wir für ein grofses Erfordernifs, und wir haben an dem Feldzug von 1806 die Erfahrung gemacht, wie sehr dieses zuweilen abgeht. In jener ungeheuren Spannung, wo alles zu einer Hauptentscheidung hindrängte, und diese mit allen ihren Folgen allein die ganze Seele des Feldherrn hätte in Anspruch nehmen sollen, kamen Mafsregeln in Vorschlag und zum Theil auch zur Anwendung (die Rekognoszirung nach Franken), die höchstens im Zustande des Gleichgewichts ein leichtes oszillirendes Spiel hätten abgeben können. Ueber alle diese verwirrenden, die Thätigkeit absorbirenden Mafsregeln und Betrachtungen gingen die nothwendigen, die allein retten konnten, verloren.

Diese von uns gemachte spekulative Unterscheidung ist uns aber auch für den Fortbau unsrer Theorie nothwendig, weil alles, was wir über das Verhältnifs von Angriff und Vertheidigung und über die Vollziehung dieses doppelseitigen Aktes zu sagen haben, sich auf den Zustand der Krisis bezieht, in welchem sich die Kräfte während der Spannung und Bewegung befinden, und weil wir alle Thätigkeit, welche im Zustande des Gleichgewichts stattfinden kann, nur als ein Corollarium betrachten und behandeln werden; denn jene Krisis ist der eigentliche Krieg, und dieses Gleichgewicht nur ein Reflex davon.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22402 4437

heutigen Standpunkte der Kriegswissenschaft entsprechend, mit Einleitungen, Zusätzen und Anmerkungen versehen worden.

Die ganze Sammlung soll etwa 15 Hefte umfassen.
Die einzelnen Hefte erscheinen in Zwischenräumen von 4—6 Wochen.
Jedes Heft kostet bei ungefähr 10 Bogen Stärke nur 1 M. 50 Pf.
Einzelne Hefte können nicht abgegeben werden.

Erschienen sind bis jetzt:

Heft 1: **Friedrich der Grofse; „die General-Principia vom Kriege" und Anderes,** erläutert und mit Anmerkungen versehen durch *v. Taysen*, Major im Grofsen Generalstabe.

Weitere Schriften des Königs werden später gebracht.

Heft 2: **General von Clausewitz; „die Lehre vom Kriege",** I. Theil, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch *von Scherff*, Oberst und Regiments-Kommandeur.

„Die Lehre vom Kriege" wird 4—5 Hefte umfassen.

Bestellungen werden von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung und allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Berlin, W., Unter den Linden 21,
im April 1880.

Die Verlagsbuchhandlung

F. Schneider & Co.

(Goldschmidt & Wilhelmi)

Königliche Hofbuchhandlung.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Zur Einführung I
Vorrede zur ersten Auflage . VII
Nachricht XI
Vorrede des Verfassers . . . XV

Erstes Buch.

Ueber die Natur des Krieges.

Erstes Kapitel. Was ist der Krieg? 1
Rückblick auf das erste Kapitel . 19
Zweites Kapitel. Zweck und Mittel im Kriege 20
Rückblick auf das zweite Kapitel . 32
Drittes Kapitel. Der kriegerische Genius 35
Rückblick auf das dritte Kapitel . 51
Viertes Kapitel. Von der Gefahr im Kriege 52
Fünftes Kapitel. Von der körperlichen Anstrengung im Kriege 54
Sechstes Kapitel. Nachrichten im Kriege 55
Siebentes Kapitel. Friktion im Kriege 57
Achtes Kapitel. Schlussbemerkungen zum ersten Buch 59

Zweites Buch.

Ueber die Theorie des Krieges.

Erstes Kapitel. Eintheilung der Kriegskunst 61
Zweites Kapitel. Ueber die Theorie des Krieges . . . 68
Drittes Kapitel. Kriegskunst od. Kriegswissenschaft 84
Viertes Kapitel. Methodismus 86
Fünftes Kapitel. Kritik . 91
Sechstes Kapitel. Ueber Beispiele 107
Schlussbemerkungen zu den beiden ersten Büchern 113
Vorbemerkung zum dritten Buche . . 115

Drittes Buch.

Von der Strategie überhaupt.

Seite

Erstes Kapitel. Strategie . 116
Zweites Kapitel. Elemente der Strategie 123
Drittes Kapitel. Moralische Grössen 124
Viertes Kapitel. Die moralischen Haupt-Potenzen . . 126
Fünftes Kapitel. Kriegerische Tugend des Heeres . 127
Sechstes Kapitel. Die Kühnheit 130
Siebentes Kapitel. Beharrlichkeit 134
Achtes Kapitel. Ueberlegenheit der Zahl 135
Neuntes Kapitel. Die Ueberraschung 139
Zehntes Kapitel. Die List 143
Elftes Kapitel. Sammlung der Kräfte im Raum . . . 144
Zwölftes Kapitel. Vereinigung der Kräfte i. d. Zeit 145
Dreizehntes Kapitel. Strategische Reserve 151
Vierzehntes Kapitel. Oekonomie der Kräfte . . . 153
Fünfzehntes Kapitel. Geometrisches Element . . . 154
Sechzehntes Kapitel. Ueber den Stillstand im kriegerischen Akt 156
Siebzehntes Kapitel. Ueber den Charakter der heutigen Kriege 160
Achtzehntes Kapitel. Spannung und Ruhe . . . 161

Titel und vollständiges Inhalts-Verzeichniss wird dem Schluss-Hefte der „Lehre vom Kriege“ beigegeben werden.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.